P.o.germ. 739 k
Klopstock

Klopstock und Schiller.

213 C

Klopstock und Schiller.

Oder:

Kritische Versuche

über

einige lyrische Gedichte des Letztern,

in

poetischer und moralischer Hinsicht.

Ellwangen und Gmünd,

in der Ritter'schen Buchhandlung.

1 8 2 1.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Nicht Alles, was glänzt, ist Gold.

Was sind diese Worte anders, als die Frucht der Erfahrung und genau prüfender Wahrheitsliebe? Wie oft aber wendet die Macht der Sinnlichkeit, der Glanz des Aeußern, die kindische Unwissenheit diese Worte um, und verwandelt sie in: „Alles, was glänzt, ist Gold!“ Sind nicht die meisten Menschen immer wahre unmündige Kinder? Gestalt, Farbe, Gewand, Reden, Minen, Geberden, Manieren, Ansehen, Titel, Würden eines Menschen, locken sie nicht sogleich jedes Auge herbei und gewinnen die Herzen für sich, so bald sie ein schönes, angenehmes Licht verbreiten? — Wie Vielen kommt es aber in Sinn, weiter zu gehen, nachzuspüren, zu forschen, zu prüfen, ob nicht unter dem glänzenden Firniß Unwahrheit, Trug, List, Täuschung, Verführung zum Bösen und allem Verderblichen verborgen liegen?

Welcher Zauber vermag aber am meisten die Geistesaugen zu blenden und die Herzen zu fesseln? Ist es nicht vorzüglich auch der reizende Sirenengesang berühmter Musensöhne, deren Name schon ihre Liebhaber in unaussprechliche Wonne und Entzückung versetzt, so daß Niemand es ungestraft wagen darf, die Zauberbinde, womit die Augen der Ueberglücklichen so fest umwunden sind, nur zu berühren, noch weniger sie zu lüpfen oder gar sie zu lösen?

Es ist wahr, diese große Zauberin, will sie anders mit Recht diesen Namen führen, soll und muß Glanz und Schimmer verbreiten, die schönsten Farben auftragen, Alles in das reizendste Gewand einhüllen, Alles mit den lieblichsten Blumen bestreuen, Nektar und Ambrosia zu kosten geben, lebendige Wahrheit in jedem kleinsten Bilde, die strengste Ordnung, Uebereinstimmung und Einheit in allen Theilen ihres Gedankengebäudes, die feinste, reinste Auswahl der Gegenstände, die auserlesenste Sprache, den besten, geläutertsten Geschmack zur Nachahmung zeigen, kurz, Alles verschönern, veredeln, vergeistigen, ich möchte beinahe sagen, verseelen. Und thut sie dies, dann kann man mit Recht sagen: „Alles, was hier glänzt, ist Gold!“

Gebraucht sie aber ihre Zaubermacht nur dazu, neue Wildnisse von niedrigen, schmutzigen, sittentödtenden Bildern in der Seele anzulegen, mit Unwahrheit und Unglauben den Geist zu umspinnen, durch täuschende, bezaubernde Darstellungskunst die Vernunft in den Todesschlaf der trägen, kalten Gleichgültigkeit gegen göttliche Offenbarung einzuwiegen, oder dieselbe gar in die finstern Labyrinthe spöttischer, hohnlächelnder, absprechender Zweifelsucht, die sich am Ende in gänzliche Lichtscheue und Lichthaß verwandelt, zu führen, das Herz mit dem Aussatze der unreinsten Lüste, Begierden und Neigungen anzustecken; widerstrebt sie sogar mit kühnem Trotze jedem Gesetze der Kunst, und paart sie das Sanfte mit dem Wilden, die Schlangen mit den Vögeln, die Tiger mit den Lämmern; findet sie ihre süßeste Lust darin, sich in allerlei unkennbaren, räthselhaften und doch höchst reizenden Gestalten zu zeigen: wer, der weiß, was sie ist und beginnt, muß nicht mit gerechtem Unmuthe aufstehen und Jedem laut zurufen: „Laßt euch doch nicht immer und immer zum Besten haben und irre führen, kommt und seht, weß Geistes Kind sie ist! Nicht Alles, was glänzt, ist Gold!“

Wodurch kann aber diese Wahrheit vorzüglich ins hellste, stärkste Licht gesetzt, und die vermeinte Zaubermuse, jedem Auge sichtbar und auffallend, entzaubert werden? Nur durch Aufstellung und Gegeneinanderhaltung eines, obgleich im Schatten stehenden, beinahe vergessenen, doch höhern, vollkommnern, seelenvollern, ja himmlischen Bildes. Die Menschen wollen ja immer nur selbst sehen und hören, sonst glauben sie nicht. Darum soll auch beinahe auf jedes Lied, das der so mißtönenden, verworrenen, unreinen, frechen Götterleier entklingt, ein heiligeres Lied der Sionitinharfe ertönen, damit Jeder selbst erkenne und fühle, wohin der Gesang dieser und jener Muse führt, und bei welcher man mit entzückender Freude ausrufen kann: „Hier laßt uns, zum Preise des großen Stifters der Unsterblichkeit, für Geist und Herz Gedanken und Empfindungen sammeln! Alles, was hier glänzt, ist geläutertes, gediegenes Gold!“

Der Verfasser.

Inhalt.

Seite.

Resignation 1
Männerwürde 42
An die Freude 57
Die Größe der Welt 75
Macht des Gesanges 81
Laura am Klavier 87
Die Künstler 91
Die Götter Griechenlands 129
Die drei Worte des Glaubens 234
Abschied vom Leser 298

Klopstock und Schiller.

Resignation.

Auch ich war in Arkadien geboren,
Auch mir hat die Natur
An meiner Wiege Freude zugeschworen —
Auch ich bin in Arkadien geboren.

Arkadien, mitten im Peloponnes gelegen, von hohen Gebirgen umgeben, hatte ein kaltes, aber gesundes Klima. Anfänglich waren seine Bewohner sehr roh; sie wurden aber bald, durch weise Männer, für Dichtkunst, Gesang, Tanz und Feste empfänglich gemacht, so daß sie niemals mehr aufhörten, sich darin zu üben und zu vervollkommnen. Sie bewohnten immer dasselbe Land, und waren nie unter fremdem Joche; sie hielten sich daher für die einzigen Söhne der Erde. Jeder glaubte dann sagen zu können: „Auch ich bin in Arkadien geboren!“

Dieser vermeintliche, ausschließliche Vorzug, den sich die Arkadier dachten, hat wahrscheinlich den Dichter darauf geführt, zu sagen: „Auch ich bin in Arkadien, im Dichterlande, geboren; auch ich bin ein

Sohn der Erde und der Dichtkunst!" — Welche Bescheidenheit schon in diesen wenigen Worten!

Wie hat ihm aber die Natur schon an seiner Wiege Freude nicht nur zusagen, sondern zuschwören können? Hat er vor seiner Geburt schon einen Vertrag mit ihr geschlossen und sie diesen mit einem Schwure besiegelt? Welche Freuden hat er denn sogleich in der Wiege genossen? Konnte er da schon Alles reden, verstehen? Konnte er gehen, mit Spielzeug sich die Zeit vertreiben? Durfte er nie weinen, nie klagen? Denn die zugeschworne Freude mußte gleich damit ihren Anfang nehmen. Doch die von Marbach am Nekar, wo er geboren war, und Viele, die mit ihm aufgewachsen waren, können es bezeugen, daß er, weder in der Wiege, noch lange, lange nachher, ein Wunderkind, sondern, wie andere Menschenkinder in der Wiege, auch im Zustande des Pflanzenlebens, und ihm, wie diesen, nur die, um Hilfe und Befriedigung seiner Bedürfnisse bittende, Schmerzenssprache des Weinens und Schreiens verliehen war. Mithin scheint die Natur ihm, wie allen Menschen, eher Leiden als Freuden bestimmt zu haben. Doch der Hochtrabende straft sogleich sich selbst und die Natur Lüge, denn er sagt:

Doch Thränen gab der Lenz mir nur.

Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder,
Mir hat er abgeblüht.
Der stille Gott, o weinet, meine Brüder!
Der stille Gott taucht meine Fackel nieder.
Und die Erscheinung flieht.

Welch rasches, stolzes, übermüthiges Hervortreten vorhin, und nun, welch weibisches, kindisches Wehklagen und Zagen! Welcher schwachsinnige, feige Kleinmuth! Was für Thränen gab ihm denn der Lenz? Vermuthlich ward ihm das Dolce far niente, das süße Nichtsthun, Freiheit, Zügellosigkeit, Kurzweil, Vergnügen versagt, und er in Zucht, Ordnung, Einschränkung und Arbeitsamkeit gehalten. Und doch muß ihm die Natur den Schwur gehalten, und er wieder eine Unwahrheit gesagt haben! Des Lebens Mai blühte ihm ja; mithin hat er Freude genossen und nicht immer Thränen vergossen. Weil ihm nun nicht immer Freuden zu Theil werden, und er ein ernsteres Leben führen soll, darum schwinden allmälig seine Lebensgeister dahin? Darum sollen seine Brüder weinen? — Welche Abspannung des großen Helden von Arkadien! Welche Trostlosigkeit! — Doch, mußte ihn nicht der thränenvolle Lenz und nun der herannahende Tod entkräften? Verdient er nicht, daß seine Brüder, und wir mit ihnen, ihn beweinen?

Da steh ich schon auf deiner finstern Brücke,
  Furchtbare Ewigkeit!
Empfange meinen Vollmachtbrief zum Glücke,
Ich bring ihn unerbrochen dir zurücke;
  Ich weiß nichts von Glückseligkeit.

Wie! Was ist das? Hat denn die Muse nur ihren Scherz mit uns? Der im Tode Liegende rafft sich plötzlich wieder als trotziger, übermüthiger Held von Arkadien auf; stellt sich furchtlos, gleichsam her-

ausfordernd, wohin? Auf die Brücke der furchtbaren Ewigkeit! Was hat aber diese mit ihm zu thun? Die Natur, nicht die Ewigkeit, hat ihm ja Freude zugeschworen, mithin den Vollmachtbrief zum Glücke gegeben. Bei jener sollte er klagen. Doch kann er dies mit Recht? Ist er nicht doppelt strafbar? — Warum erbrach er den Brief nicht? Da hätte er ja gefunden, wie glücklich er werden konnte.

Was ist ein Vollmachtbrief? Eine Anweisung, wodurch Jemanden das Recht eingeräumt wird, in eines Andern Namen etwas zu erheben. Übergibt er sie nicht, so erhält er auch nichts. Ist er unglücklich, so bleibt er es, er wollt' es nicht anders.

So bringt jeder Mensch, beim Eintritt in die Welt, einen kleinern oder größern Vollmachtbrief zum Glücke, eine Ausstattung mit sich; der Eine ein Pfund, der Andere zwei oder mehrere: Dieser gewichtigere, Jener geringere, die bald in körperlichen oder geistigen; bald in erfindenden oder ausführenden; bald in gebietenden oder gehorchenden Kräften bestehen; Keiner kommt ganz leer an. Man darf nur in die Welt schauen, und unter den Menschen sein beobachtendes Auge bald auf Diesen, bald auf Jenen werfen, so sieht man sogleich, ob der Vollmachtbrief übergeben und die Schätze erhoben worden sind, oder nicht.

Hier steht des Fleißes und der Arbeitsamkeit Feld! Welch ein Anblick! Wie herzerfreuend stehen sie da, die schönen, vollen Früchte! Wie sagen sie jedem Vorübergehenden: „Schauet nur, uns hat die Hand unermüdeter Sorge und Pflege gezogen!" — Aber dort, wie ist es bewachsen mit Distel und Dornen! Diese sprechen laut: „Der Trägheit lahme Füße ho-

ben sich nicht; des Müssiggangs läßige Hände lagen im Schoose, und so stehen wir unbesucht da im üppigsten Wuchse." — Hier lag ein steiniger, öder Boden; der kraftvolle, nervige Arm des Eifers, der rastlosen Thätigkeit umwühlte ihn, und sieh, welche Augenweide! — Dort lag ehedem die schönste Flur, sie kam in die Hände der Verschwendung, nun ist sie zur Stätte geworden, wo es heißt: „Wo ein Aas ist, versammeln sich die Adler."

Wo kann nun Jeder den Vollmachtbrief zum Glücke erbrochen sehen und deutlich lesen: „Er wurde benutzt?" Wessen Schuld ist es, wenn er nichts von Glückseligkeit weiß? —

Häuft er nicht Schuld auf Schuld? Und doch erkühnt sich der Verwägene, nicht bloß vor einem Menschen, sondern vor der Ewigkeit, die er selbst furchtbar nennt, als Kläger aufzutreten und sie gleichsam zur Verantwortung zu ziehen, indem er sagt:

Vor deinem Thron erheb' ich meine Klage,
Verhüllte Richterin!

Ist in diesen Worten auch nur der mindeste Anstand beobachtet? Der rohste Mensch würde kaum so sprechen. Welcher Kläger dürfte je mit solchem Trotz und Ungestüm vor dem unbedeutendsten Richter erscheinen? Und die Ewigkeit sollte einen solchen Frevel ganz ruhig dulden? Welche Geringschätzung und verächtliche, burschikose Behandlung liegt nicht in dieser empörenden Anrede! Man schämt sich für den, der sie sprach.

Auf jenem Stern ging eine frohe Sage,
Du thronest hier mit des Gerichtes Wage
Und nennest dich Vergelterin.

Hier, spricht man, warten Schrecken auf den Bösen
Und Freuden auf den Redlichen,
Des Herzens Krümmen werdest du entblösen,
Der Vorsicht Räthsel werdest du mir lösen
Und Rechnung halten mit dem Leidenden.

Hier öffne sich die Heimat dem Verbannten,
Hier endige des Dulders Dornenbahn.
Ein Götterkind, das sie mir Wahrheit nannten,
Die Meisten flohen, Wenige nur kannten,
Hielt meines Lebens raschen Zügel an.

Ich zahle dir in einem andern Leben,
Gieb deine Jugend mir;
Nichts kann ich dir, als diese Weisung geben.
Ich nahm die Weisung auf das andre Leben,
Und meiner Jugend Freuden gab ich ihr.

Gieb mir das Weib, so theuer deinem Herzen;
Gieb deine Laura mir.
Jenseit der Gräber wuchern deine Schmerzen.
Ich riß sie aus dem wunden Herzen,
Und weinte laut, und gab sie ihr.

Woher hat er jene frohe Sage? Hat er sie nicht der Offenbarung entwendet? Warum untersteht er

sich, sogar der Ewigkeit, dieser Siegelbewahrerin derselben, ihre heiligen Worte nur als Sage anzugeben, und die höchsten Wahrheiten dadurch nur als Pöbelssache darzustellen? Gibt er nicht deutlich zu erkennen, daß er durch dies Wort „Sage" nichts anders sagen will, als was die Schriftgelehrten einst zu den besserdenkenden Gerichtsdienern sagten: „Glauben auch die Vornehmen und Weisen an ihn?" Zeigt sein bejammerter, thränenvoller Lenz nicht ganz unverkennbar, daß die Worte: „Hier endige des Dulders Dornenbahn;" für ihn nur leere Worte, eitel Sage und keine Wahrheit sind? Konnte er sonst so bittere Klagen führen? Hätte er nicht zittern müssen, nur den Gedanken zu nähren, mit der Ewigkeit auf eine so ehrfurchtlose Weise zu reden? Heißt es nicht, ihrer frevelhaft spotten?

Hat er diese Wahrheiten nur für Sage gehalten, wie konnte er je dem Götterkinde, der Wahrheit, die Opfer seines Herzens so leicht, ohne sich nur einen Augenblick zu besinnen, bringen? Eben so, da sein kurzer Lenz voll Thränen war und nichts von Glückseligkeit wußte; wie konnte er, in diesem Jammerzustande, Freuden, ein Weib hingeben? Wie konnte eine Laura ihn am Rande des Grabes zum Manne nehmen? Nichts als Widerspruch und Unwahrheit und Wirrwarr.

Die Schuldverschreibung lautet an die Todten,
Hohnlächelte die Welt.
Die Lügnerin, gedungen von Despoten,
Hat für die Wahrheit Schatten dir geboten,
Du bist nicht mehr, wenn dieser Schein verfällt.

Hier versteckt er sich, listig und schlau, hinter die spöttische Welt, und gibt seine Gedanken für die ihrigen aus. Sie konnte ihm keine Schatten für die Wahrheit bieten; die Opfer, die er brachte, sind ja selbst nur Schatten, Unwahrheit. — Unsterblichkeit, künftiges Leben, ist also eine Lüge, welche die despotischen Religionslehrer dem gemeinen Volke aufbinden, und es thun müssen, um dasselbe immer im Zaume zu halten. Bist du todt, so bleibst du todt. Wie kann da ein Zahlen, Schuldenabtragen, Vergelten Statt finden! — Schöner Trost! Doch es kommt immer besser.

Frech witzelte das Schlangenheer der Spötter:
„Vor einem Wahn, den nur Verjährung weiht,
Erzitterst du? Was sollen deine Götter,
Des kranken Weltplans schlau erdachte Retter,
Die Menschenwitz des Menschen Nothdurft leiht?“

„Was heißt die Zukunft, die uns Gräber decken?
Die Ewigkeit, mit der du eitel prangst?
Ehrwürdig nur, weil Hüllen sie verstecken,
Der Riesenschatten unsrer eignen Schrecken
Im hohlen Spiegel der Gewissensangst;

Ein Lügenbild lebendiger Gestalten,
Die Mumie der Zeit,
Vom Balsamgeist der Hoffnung in den kalten
Behausungen des Grabes hingehalten,
Das nennt dein Fieberwahn Unsterblichkeit?“

Warum, für wen soll Unsterblichkeit, Ewigkeit ein verjährter Wahn seyn? Für den Bösewicht, damit er um so ungestörter und ruhiger seine bösen Anschläge vollbringe? Und ein ganzes Schlangenheer von Spöttern sagt dies ihm einstimmig zum Troste, weil es höchstes Bedürfniß auch für sie ist! Welche Schutzredner! Werden sie aber sich selbst entfliehen können? — Wird der Gute, Edle, Rechtschaffene die Ewigkeit auch für einen Wahn halten und vor ihr erzittern? Und wäre sein Glaube selbst nur ein Wahn, ein Wunsch, müßte er es sogar durch keinen Schatten von unleugbaren Zeugnissen; müßte er nicht diesen Wahn als das kostbarste Geschenk des Himmels ansehen und diesen hochpreisen, ja den, der ihm dies Kleinod rauben wollte, für den größten Bösewicht, für seinen nur auf Seelenmord ausgehenden Todfeind halten?

Was sollen die Götter hier, wenn von Ewigkeit die Rede ist? Wie können diese nur eine Fliege, noch weniger einen Weltplan retten! Menschenwitz hat sie freilich des Menschen Nothdurft geliehen, so wie der Muse Witz diese Worte dem Schlangenheere geliehen hat, und Gott, der doch gemeint ist, nicht nennen wollte.

Ein kranker Weltplan! Wann war er je krank? Kann er je es seyn? Wer hat ihm, so zu sagen, den Puls gefühlt und ihn krank gefunden? Hat Jemand in das Innere, in die Millionen in einander verschlungenen, vielen Eingeweide, sichtbaren und verborgenen Blutgefäße, in das so feine Nervengewebe desselben gesehen, um sagen zu können: „Der Weltplan ist krank?“ Ist er es etwa deswegen: weil nicht

alle Menschen gleichen Verstand, dieselben Fähigkeiten, gleichen Reichthum und Ansehen besitzen; nicht alle Menschen gleich gesund, gleich thätig; dem Wechsel der Dinge, und so manchen Beschwerden, ja dem Tode unterworfen sind? — Hieße dies, wenn es nicht so wäre, vielleicht der gesunde Weltplan? Man schaue mit gesundem Auge durch die kleinste Ritze der physischen und intellektuellen Welt, so wird man auf jedem Blättchen lesen: „Und sieh, es war und ist Alles gut!"

Die Ewigkeit, mit der du eitel prangst!

Reisse nur zusammen, brich, zerschmettere, zerstöre wo du kannst, damit der Schwache, der Leidende, der Menschenfreund nicht mehr habe, wo er sich anlehnen und stützen, und sein Haupt am Abend des Lebens ruhig niederlegen kann! Du bemühest dich doch vergebens, witzelndes Schlangenheer der Spötter, die Ewigkeit wegzuspotten. Es ist kein eitles Prangen. Die ganze Natur im Menschen steht gegen eine so sinnlose, boshafte Behauptung auf: Alles empört sich in ihm mit bitterm Unmuth, mit eiskaltem Fieberschauer, wider einen so grassen, schadenfrohen, zerstörenden, nur Bösewichten willkommnen Gedanken.

Antwortet, ihr Hasser Gottes und des Menschen, ihr Spötter! Warum der unvertilgbare Wunsch, immerfort zu leben? — Warum, wozu die vielen schönen Geisteskräfte und Fähigkeiten? — Warum ihr Keimen, Entwickeln, Wachsen, Wiederabnehmen, nie zur Reife kommen, dann plötzliches Stillstehen? — Warum immer nur rathen und meinen; suchen und finden und wieder verlieren; besitzen und nie behalten;

wünschen und wieder wünschen; schlafen und dennoch das Leben und Weben der Seele; erwachen und wieder dasselbe Rad treiben, nie keinen festen Punkt bestimmen, erreichen können? — Warum die Edeln und Guten oft so unglücklich, und die Nichtswürdigen so glücklich? — Nein, nein, ihr Menschen! laßt euch nicht irren; so rufen diese Stimmen alle: Es ist kein eitles Prangen mit der Unsterblichkeit, keine Hülle versteckt die Ewigkeit! Schau in deinen Busen, du Edler unter den Menschenkindern! wärest du auch mit Freuden — die Leiden erblicken es ohne dies ganz hell — umfangen; aus deinem reinen Gefühle: ich habe gekämpft mit tausend Schwierigkeiten, und dennoch recht gethan; die Liebe zum Guten — wer anders, als Gott ist gut — hat mich geleitet: aus diesem Gefühle erhebt sich, wie aus dem Meere die aufsteigende Morgensonne, die Belohnungstralende, lächelnde Ewigkeit.

Nein, das Gute, Edle kann nie verloren gehen; nur hienieden entzieht sich zuweilen die fortfließende Quelle desselben dem Auge. Jenseits wird sie erst um so klarer zum immerwährenden Wonnegenuß hervorströmen, und ihren Lauf durch den Ocean der Unendlichkeit nehmen. Ausrufen darfst du jetzo schon, du Edler, du Christ, was der große, unsterbliche Messiassänger in seiner Ode: „Die Allgegenwart," im überströmenden Wonnegefühl der Ewigkeit sagt:

Freu dich deines Todes, o Leib!
Wo du verwesen wirst
Wird Er seyn
Der Ewige!

Freu dich deines Todes, o Leib! In den Tiefen der Schöpfung,
In den Höhen der Schöpfung, wird deine Trümmer verwehn!
Auch dort, Verwester, Verstäubter, wird Er seyn
Der Ewige!

Die Höhen werden sich bücken;
Die Tiefen sich bücken,
Wenn der Allgegenwärtige nun
Wieder aus Staub Unsterbliche schafft.

Der Riesenschatten unsrer eignen Schrecken,
Im hohlen Spiegel der Gewissensangst.

Nein, nicht die eignen Schrecken, nicht der vergrößernde Hohlspiegel der Gewissensangst erzeugen die Riesenschatten. Die furchtbare Ewigkeit ist es; diese thront als strenge Richterin im Busen des Bösewichts, er mag sie im Stillen, oder laut, daß alle Menschen es hören, von ihrem Throne stürzen wollen; schweige sie auch noch so lange, bleibe auch, bis zum letzten Hauche des Lebens, ihre Stimme unterdrückt, sie wird sich nur um so furchtbarer erheben, ihre Stimme um so schrecklicher erschallen lassen.

Welch ein Glück für die Menschheit wäre es demnach, zeigte sich jedes Menschen Gewissen als ein Hohlspiegel vor seinen Augen, und stellte dieser ihm immer jeden bösen Gedanken, jeden verderblichen Anschlag, jede frevelhafte That als seelentödtende Riesen dar! Dann stünde es besser um das Wohl so man-

ches Einzelnen und so vieler Familien; dann würde Sinnlichkeit und Geisteshochmuth ihr Haupt weniger emporheben; Jeder würde die Ewigkeit wieder in ihrer Scheuerweckenden, Ehrfurchtgebietenden Majestät erblicken. So ist sie aber gleichsam zum Unding geworden; abgerissen, nicht abgenommen, ist ihr durch starke, für Viele wohlthätige, Geister das furchtbare Gewand; die Furcht ist verschwunden, die Gewissensschranken erniedert, oder in weite Fernen versetzt, oder ganz ausgehoben; man sieht weder Riesen noch Schatten derselben, bis sie dereinst in furchtbarer Gestalt mit niederschmetterndem Schrecken vor den verworfenen Seelen stehen.

Ein Lügenbild lebendiger Gestalten,
Die Mumie der Zeit.

Ist's möglich, das Ehrwürdigste, Heiligste, die Ewigkeit, so schmählich als unwahr, so verächtlich als häßlich darzustellen? Welch ein Frevel! Nun so geh hin, o Mensch! und tritt in den großen, offenen Tempel der Natur, und belausche jeden ihrer Schritte! — Sieh, dort scheint sie in den unterirdischen Kammern des Todes zu liegen. Nackt und starr und leblos ruht Alles unter dem weissen Leichentuche des Schnees. Doch steig hinab zu ihr und erstaune. Sieh, wie geschäftig der eiskalte und dennoch kraftvolle Arm des Winters durch den beissenden, schneidenden Frost die Erde locker und mürbe macht; die verwesenden Pflanzen und Thiere zermalmt; wie er die ausgebreitete Decke des Schnees benutzt, die Saaten zu schützen, zu wärmen, zu tränken, ihnen Trieb-

Kraft zu geben und jedem Gewächse milde, ungehinderte Aufnahme im Schoose der Erde zu bereiten!

Nun steig wieder herauf und sieh, wie die Natur ihr holdes Kind, den Frühling, ausgestattet und ausgeschmückt hat; wie Pflanzen, und Blüthe und Blumen, Gesträuche und Bäume und Vögel mit lautem Jubel dir zurufen: „Hier sind wir, leben und sehen dich wieder; freu dich mit uns!“ Lustwandle von Neuem auf dem, über Berge und Thäler, und Wälder und Felder, ausgebreiteten, grünen, blumenbestreuten Teppich, der vor dir liegt! Sieh und höre, wie in Gewässern und Lüften Alles seines neuen Daseyns sich freut!

Hat dann des Sommers Hitze die Saaten zum stärkenden Halme, den Weinstock zum erquickenden Safte, der edeln Bäume Schmuck zum süßen Genuße emporgetrieben; hat er seiner Bemühungen Früchte den Armen des Herbstes zur Ausspendung übergeben; ruft dann dieser seine Gäste herbei, und ladet sie ein, zu sammeln, zu genießen die Gaben, die für sie bereitet da liegen: ist dies Wiederleben und Weben, dies immerwährende Geben und Nehmen und Wiedergeben, dies so schöne Bild der Unsterblichkeit, auch ein Lügenbild lebendiger Gestalten, eine Mumie der Zeit, ein Fieberwahn?

Nichts geht verloren. Ein ewiges Triebrad treibt sich auf und ab. Nichts bleibt unten, es erscheint wieder oben. Und du, o Mensch! solltest unten bleiben? Du, von höherer, geistiger Natur! Nein, wer dies dir sagt, ist ein Lügner, ein Bösewicht.

„Für Hoffnungen — Verwesung straft sie Lügen —
Gabst du gewisse Güter hin?
Sechstausend Jahre hat der Tod geschwiegen,
Kam je ein Leichnam aus der Gruft gestiegen,
Der Meldung that von der Vergelterin?" —

Wer kann hienieden von gewissen Gütern sprechen? Wer kann sagen: Gesundheit, Ehre, Ansehen, Macht, Reichthum, Freunde, Verwandte, kurz, was ich besitze, wornach ich strebe, bleibt und wird mir gewiß? Sind nicht die Hoffnungen, die nach dem Jenseit blicken, viel gewisser und gegründeter, als alle diese sogenannten gewissen Güter?

Spotte immerhin durch witzelnde Fragen; wetze, so scharf du kannst, am Steine des Ärgernisses deinen spitzen Sinn, o Spötter! Es wird dir doch nicht gelingen, den Menschen in gänzliche Vernichtung zu singen.

Ja, es ist wahr: Sechstausend Jahre hat der Tod geschwiegen. Und so wird der Tod, so lange er Tod ist, noch in tausendmal tausend Jahren, in Ewigkeit schweigen. Dies ist seine Natur.

Kam je ein Leichnam aus der Gruft gestiegen, der Meldung that von der Vergelterin? Nein! Eben so wenig, als eine umgestürzte Eiche sich von selbst erheben kann.

Wie ist es aber möglich, daß du so fragen konntest? Was können dir diese, ja die ganze Natur, Kunde von einer Vergelterin geben? Über uns, unter uns, neben uns ist Alles dunkel und finster. Frage Sonne, Mond und Sterne, ja die Welten alle: Was wir werden? Wohin wir kommen? Und

sich, auch sie schweigen, und haben, wie der Tod, schon sechstausend Jahre geschwiegen. Klopfe an den Pforten der todten und lebenden Schöpfung, und frage: „Was werden wir?“ und Niemand wird dir antworten. Schau um dich, und frage alle Wesen, die dich umgeben: „Was werden wir?“ — Alle werden erwiedern: „Wir wissen es nicht!“ — Der Knecht — die Natur — weiß nicht, was sein Herr thut.

Warum soll dir aber ein Leichnam, aus der Gruft gestiegen, Kunde von der Vergelterin geben? — Was willst du denn wissen? — Ob jenseits wirklich eine Fortsetzung des Lebens ist? — Wie man dort lebt? — Ob auch ein Unterschied zwischen den Menschen, Belohnung und Strafe statt findet? — Ob Einer wie der Andere gleich glücklich ist, und worin diese Glückseligkeit besteht? — Ob es auch der Mühe werth ist, die Glückseligkeit hienieden der jenseitigen aufzuopfern? — Ob diese immer gleich oder abwechselnd, von zwar langer, aber nicht immerwährender Dauer ist? — Wer am meisten zu fürchten oder zu hoffen habe? — Was man hier thun müsse, um jenseits glücklich zu seyn? — Und wüßtest du dieses Alles genau und bestimmt, so würdest du dein Leben darnach einrichten, und schon zum Voraus für die Unsterblichkeit leben? — Ist dies etwa die Absicht deiner so sinnreichen Frage? —

Doch, wir kennen dich, arglistiger Spötter! Froh bist du, daß du so fragen konntest. Du preisest die Finsterniß, die nur von Verwesung und Vernichtung zu uns spricht. Ein Wonnegedanke ist das Schweigen des Todes für dich; dieses bereitet dir wahres Leben, Freiheit und Genuß.

Doch gesetzt, es käme der Tod ins Leben, es träte wieder beseelt ein Leichngm aus seiner Gruft, und gäbe Kunde von der Vergelterin; würdest du nicht der Erste seyn, der ausriefe: „Nichts als Einbildung, Schwärmerei, Fieberwahn, Possen, Mährchen sind es?!"

Solltest du aber sogar, wider alles Vermuthen, die Erscheinung für wahr halten; sollte sie selbst dich erschüttern, deine Aufmerksamkeit rege machen; wie lange würde es dauern? Würdest du nicht mit aller Macht gegen diese Eindrücke kämpfen, und Geist und Herz in einen neuen, stärkern philosophischen Panzer schnüren, oder sie in einen sprudelnden Wirbel von Zerstreuungen werfen, daß des Schreckensbildes nicht mehr gedacht würde? — Rede, würdest du dieses nicht thun? Leugne oder bekenne, wir wissen doch, was geschehen würde.

Tritt du hervor, Erfahrung! du großer, unwiderlegbarer Zeuge alles dessen, was die Menschen beginnen, wie sie Allem trotzen, wenn sie das ihnen eiserne Joch der Zucht und des Gehorsams von sich werfen wollen.

Dort unten auf der Bahn des Lasters steht mit furchtbarem Antlitze, mit drohendem Flammenschwerte das grauenvolle Verderben; aus ihm ruft schon in weiter Ferne mit lauter Stimme der unerbittliche Feind des Lebens: „Weg von hier und nicht weiter!" — Doch sie hören nicht und wollen nicht hören; sie sehen die Erschlagenen und wollen sie nicht sehen; die Lasterhelden kommen zu Tausenden, schreiten trotzend über die Söhne des Verderbens, und geben lieber ihr Leben zum Opfer, als daß sie ihren Lüsten entsagen.

Zur Linken und Rechten stürzt Einer nach dem Andern, vom Pfeile des Todes getroffen, nieder, und doch glaubt sich Jeder so sicher und so tief ins Leben gewurzelt, als könne dies giftige Geschoß ihn nie erreichen. Dringt sich ihm auch dieser mahnende, trübe Gedanke auf, schnell sucht er ihn wieder zu verscheuchen.

An welchen Arzt wird man bei schmerzlichen Unfällen beinahe immer gewiesen? Ist es nicht die Zeit? Soll nicht sie das Scharfe und Schneidende der Gefühle allmälig abstumpfen, und die traurigen Eindrücke und Erinnerungen am Ende ganz verwischen? Erfüllt sie nicht ihr Amt aufs pünktlichste?

Wirkt nicht die Macht der Gegenwart stärker und schneller auf die Seele, als die Macht der Abwesenheit und Entfernung, so furchtbar sie auch seyen? Wer sucht nicht das Niederdrückende, Lästige und Unangenehme eher von sich zu schaffen, und sich zuletzt in eine Art Gefühllosigkeit, Gleichgültigkeit und Leichtsinn hineinzuarbeiten, als sein Gemüth immer mit einer, seine Neigungen und Lüste störenden, Zukunft zu beschweren? Gibt es nicht verhärtete Bösewichte, die sogar in dem Augenblicke, wo Strang oder Schwert ihnen den Faden des Lebens gewaltsam abschneiden soll, zu keiner Erkenntniß ihrer Missethaten zu bringen sind? Wer weiß nicht, wie Eigenwille und Starrsinn, gleich einem Ambose, den furchtbarsten Streichen zu widerstehen vermag?

So wie demnach die warnenden, selbst drohenden Stimmen des Unglücks, der Leiden und Schmerzen, des bevorstehenden Todes in der Menschen Herzen entweder nicht vernommen werden oder verhallen; eben so würde auch das Bild eines aus der Gruft gestie-

genen Leichnams entweder verworfen oder allmählig verschwinden. Auch hier bestätigt die Erfahrung die Worte: „Wenn sie den Moses und die Propheten „nicht hören; so werden sie auch nicht glauben, wenn „gleich Jemand von den Todten auferstünde;" oder, nach deiner Sprache, ein Leichnam aus der Gruft gestiegen käme.

Nun aber, witzelnder Naturmensch, hast du Durst nach Wahrheit; liegt dir daran, nicht länger in dicker Finsterniß zu wandeln; fühlst du einen Drang, eine Größe und Würde in dir, die du mit deinem bloß irdischen Daseyn nicht vereinbaren kannst, warum bleibst du in diesem nächtlichen Dunkel stehen? Warum gehst du nicht weiter, und suchst da Licht, wo es allein zu finden ist? Soll dich der niedrigste Bettler, so beschränkt sein Verstand auch sey, noch immer beschämen? Sieh, wie er von Thüre zu Thüre wandelt, überall sucht, anklopft, bittet, fleht, und, selbst abgewiesen, nicht müde wird, wiederholte Versuche zu machen, seinen Hunger zu stillen! Endlich sagt ihm Jemand: „Armer Mann, du gehst irre! Nicht hier bei den Dürftigen mußt du deine Erquickung suchen; sie leiden selber an Allem Mangel, sie können dir nicht das Mindeste geben. Dort aber in der Ferne wohnt der beste, reichste und wohlthätigste Menschenfreund; an diesen mußt du dich wenden. Wer da bittet, dem wird gegeben; wer da suchet, der findet; wer da anklopft, dem wird aufgethan. Was du bedarfst, wirst du immer durch ihn reichlich, ja im Überflusse erhalten. Bei ihm wirst du Schätze sammeln, die weder Motten noch Rost verzehren, die keine Diebe weder ausgraben noch stehlen können. Aus seiner Fülle em-

pfangen wir Armen Alle Gnade um Gnade. Du kannst sein Haus nicht verfehlen. Auf dem Schilde desselben stehen die Worte: „Kommet Alle zu mir, „die ihr mit Mühe und Arbeit beladen seyd; Ich „will euch erquicken.“ Und sieh, er fand es, wie ihm gesagt wurde.

Hast du's vernommen, arme, dürftige und dennoch träge Vernunft? Oder bist du überreich und immer satt durch dich selbst? Oder fühlst du deine Armuth? Nun, so mache dich auf und werde Licht; denn dein Licht kommt, ja es ist schon gekommen, und die Herrlichkeit Gottes geht über dir auf. Diesen Lichtpfad mußt du wandeln, in dieser Sonnenbahn gehen, dann lernst du hell sehen und dich vor dir selbst und deiner Albernheit schämen, daß du einen sprechenden Tod, und einen aus der Gruft gestiegenen Leichnam verlangtest, um dir Meldung von der Vergelterin zu thun. Aber auch staunen wirst du — bist du anders ehrlich und redlich genug, und nicht zu boshaft, zum Lichte zu sagen: „Du bist Finsterniß!“ — daß das, was du von der Natur wünschtest, dessen sie nie fähig gewesen und nie seyn wird, durch den Herrn der Natur geschehen ist.

Du willst Meldung von der Vergelterin? Du sollst sie haben. Komm und vernimm im Buche der Gottesweisheit die Worte dessen, der, vom Himmel gestiegen, redete, was Er wußte, und bezeugte, was Er gesehen, des Menschensohns, der im Himmel war und ist und seyn wird. Merk auf, was Er von der Vergelterin spricht!

„Selig sind die Armen im Geiste; denn ihrer „ist das Himmelreich.“

„Selig, die eines reinen Herzens sind; denn sie „werden Gott anschauen.“

„Selig seyd ihr, wenn euch die Menschen schmä„hen und verfolgen, und alles Böse, mit Unwahrheit, „um meinetwillen, über euch sagen. Freut euch und „frohlocket; denn euer Lohn ist groß im Himmel.“

„Wenn eure Gerechtigkeit nicht vollkommner seyn „wird, als die der Schriftgelehrten und Pharisäer, „so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen.“

„Hütet euch, daß ihr eure Gerechtigkeit nicht vor „den Leuten übet, um von ihnen gesehen zu werden; „sonst werdet ihr von eurem Vater, der im Himmel „ist, keine Belohnung erhalten.“

„Wenn du Allmosen gibst, so soll deine Linke nicht „wissen, was die Rechte thut, damit dein Allmosen „im Verborgenen sey, und dein Vater, der ins Ver„borgene sieht, wird es dir vergelten.“

„Wenn du betest, so geh in deine Kammer, und „schließ die Thüre zu, und bete zu deinem Vater im „Verborgenen, und dein Vater, der ins Verborgene „sieht, wird es dir vergelten.“

„Wenn du fastest, so salbe dein Haupt, und wa„sche dein Angesicht, damit die Leute es nicht merken, „daß du fastest, sondern nur dein Vater, der im Ver„borgenen ist und ins Verborgene sieht, der wird es „dir vergelten.“

„Wer mich vor den Menschen bekennet, den „will ich auch vor meinem Vater bekennen, der „im Himmel ist, wer mich aber vor den Menschen „verleugnet, den will ich auch vor meinem Va„ter verleugnen, der im Himmel ist.“

Weißt du nun, wer und was die Vergelterin und

die Vergeltung ist? Wie sie lohnt und straft? — Konnte die Natur und die Vernunft der Weisesten dir je dies sagen? Bedarfst du noch eines aus der Gruft gestiegenen Leichnams? Könnte etwa dieser mehr dir sagen, als der Herr des Lebens und des Todes?

Hier hast du nun die Meldung von der Vergelterin! Schüttle nicht den Kopf, zucke nicht die Achseln! Sie ist aus dem Munde der Wahrheit selbst geflossen. Nimm dich in Acht; du wirst und mußt es dereinst erfahren, daß jene Worte nicht todter Buchstabe, sondern Geist und Leben sind. Jetzt vernimm auch die besondern Worte über die Unsterblichkeit, obgleich diese schon in dem Worte „Vergelterin" liegt.

„Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib tödten, aber die Seele nicht tödten können. Fürchtet „euch vielmehr vor dem, der Leib und Seele in die „Hölle zu Grunde richten kann."

„Wenn Jemand mein Wort halten wird, der wird „den Tod ewig nicht sehen."

„Wahrlich! Wahrlich sag ich euch: Wer an mich „glaubt, der hat das ewige Leben."

„Ich bin das lebendige Brod, und bin vom Him„mel herabgekommen: wer von diesem Brode essen „wird, der wird in Ewigkeit leben."

„Es kommt die Stunde, in welcher Alle, die in „den Gräbern sind, die Stimme des Sohnes Gottes „hören werden, und sie werden herausgehen, die da „Gutes gethan haben zur Auferstehung des Lebens, „die aber Übels gethan haben zur Auferstehung des „Gerichts."

Wo ist nun die Meldung von der Unsterblichkeit ohne die geringste Mühe zu suchen? Wo ist sie so bestimmt, so klar für den Kleinsten, wie für den Größten ausgesprochen, und in ihrer zwiefachen, licht- und schauervollen Gestalt so anschaulich dargestellt? Straft sie auch Verwesung Lüge?

Komm noch weiter, und du sollst sogar, was du wünschest, Leichname aus ihrem Sarge oder aus ihrer Gruft steigen sehen. Doch schließ die Augen nicht geflissentlich zu. Nicht Täuschung, Wahrheit ist es.

Sieh, da tragen sie einen todten Jüngling, den einzigen Sohn einer Wittwe, zum Thore von Naim hinaus. Der Herr über Leben und Tod kommt dazu. Er sieht die Weinende, erbarmt sich ihrer und tröstet sie mit den Worten: „Weine nicht!" Er tritt hinzu, rührt an den Sarg, die Träger stehen still, er spricht: „Jüngling, ich sage dir, steh auf!" Und sieh, der Todte richtet sich auf, fängt an zu reden, und der Herr gibt ihn seiner Mutter wieder.

Hier liegt Jairus Tochter todt auf ihrem Lager; Thränen fließen und Klagen ertönen. Es kommt der Herr, er spricht: „Weinet nicht, sie ist nicht gestorben, sie schläft nur." Er nimmt sie bei der Hand und spricht: „Mädchen, steh auf!" Ihr Geist kehrt zurück, und sie steht alsobald auf.

Lazarus, des Herrn Freund, liegt schon vier Tage im Grabe; schon hat ihn die Verwesung ergriffen. Auf die Bitte der Schwestern erscheint der Herr; er naht sich der Grabeshöhle, befiehlt, den darauf liegenden Stein aufzuheben, spricht, mit zum Himmel erhobenen Blicken: „Vater! Ich danke dir, daß du „mich erhört hast. Ich wußte zwar, daß du mich

„allezeit erhörst; ich habe aber nur um des Volks wil-„len, das da herumsteht, geredet, damit sie glauben, „daß du mich gesandt hast.“ Er ruft mit lauter Stimme: „Lazarus, komm heraus!“ Und der Todte steigt lebendig aus dem Grabe.

Nun komm auf den blutigen Golgatha, wo der große Todtenerwecker des schmählichsten Todes am Kreuze starb; tritt dann in den Garten zu seinem Grabe, schau hin! Was erblickst du? Weggewälzt den Stein, und zwei Männer in glänzendem Gewande. Merk auf, was sie sprechen! „Was suchet ihr den Lebendigen unter den Todten? Er ist auferstanden und nicht hier.“

Hat jetzt noch der Tod sechstausend Jahre geschwiegen? Ist jetzt noch kein Leichnam aus der Gruft gestiegen, der Meldung that von der Vergelterin? Genügt dir nicht an diesem Auferstandenen? Soll noch ein Anderer dem Grabe entsteigen, um dir von Unsterblichkeit, Auferstehung und einer Vergelterin gewissere Kunde zu bringen? Wollen und sollen deine Augen noch immer verblendet, dein Herz verhärtet seyn, damit du mit deinen Augen nicht sehest, mit deinem Herzen nicht verstehest, nicht andern, bessern Sinnes, und du endlich geheilest werdest? Nun so sey und bleibe, was du bist, ein Wurm. Krieche, wühle, grabe dich ein in den finstern Schoos der Erde, wickle dich ein in bleibenden Tod, Verwesung und Vernichtung. Wir, und Tausende mit uns, wir glauben nicht nur Unsterblichkeit, Auferstehung, Vergeltung; wir sehen, betasten, fühlen sie in und durch den großen Heiligen, der die Verwesung nicht sah; der als Überwinder des Todes siegreich

aus seiner Gruft gestiegen, die Unsterblichkeit des ganzen Menschen anschaulich gemacht, und durch die glänzendste, größte That bewiesen hat, daß das, was er von sich sagte: „Ich bin die Auferstehung und das „Leben! Zerstöret diesen Tempel, und in drei Tagen „will ich ihn wieder aufbauen!" — nichts als Wahrheit ist.

Halleluja dem Auferstandenen! Halleluja dem Himmelerhobenen! Er ist unser Herr und Gott. Wir wissen, wir fühlen, an wen wir glauben. Weg mit allem Grübeln und Witzeln der Vernunft! Weg mit aller Weisheit der Weisen! Der Herr, unser Herr lebt; er sitzt als Gott und Mensch zur Rechten des Vaters; das ist uns genug, mehr wollen und brauchen wir nicht zu wissen. Auch wir werden mit ihm leben, wofern wir für ihn leben.

Auf diesem Fels ruht unsre Unsterblichkeit, nicht auf der bodenlosen See schwankender Vernunft. Vergebens mühest du dich, mit deinem Schilfrohr von Weisheit, diesen Fels zu erschüttern. Steige höher und werde Glaube; dann wirst du hohe, wahre Vernunft. Jener muß wachsen, diese abnehmen. Jener allein spricht: „Laßt das Bild der Gottheit im Menschen von Neuem uns schaffen!" Vermag dies je die Naturvernunft? — Kann sie je so hoch den Menschen stellen?

Nun sprich, o Spötter, wo ist Tod, und wo ist Leben? Wo ist Lüge, und wo ist Wahrheit?

Ich sah die Zeit nach deinen Ufern fliegen,
Die blühende Natur
Blieb hinter ihr, ein welker Leichnam, liegen,

Kein Todter kam aus seiner Gruft gestiegen,
Und fest vertraut' ich auf den Götterschwur.

Die blühende Natur und doch zugleich ein welker Leichnam! Die Natur hat ihm Freude zugeschworen und nicht die Götter, und nun vertraut er dem Götterschwur! Wie reimt sich dieses Alles? Oder haben sie ihm noch besonders Etwas zugeschworen? Und doch spricht er immer mit der Ewigkeit, die von keinen Göttern Etwas weiß!

All meine Freude hab' ich dir geschlachtet,
Jetzt werf' ich mich vor deinen Richterthron.
Der Menge Spott hab' ich beherzt verachtet,
Nur deine Güter hab' ich groß geachtet,
Vergelterin, ich fodre meinen Lohn.

Zuvor hieß es: „Thränen gab der kurze Lenz mir nur — des Lebens Mai blüht einmal, und nicht wieder, mir hat er abgeblüht — ich weiß nichts von Glückseligkeit — da steh ich schon auf deiner finstern Brücke, furchtbare Ewigkeit." — Kurze, thränenvolle, unglückselige, im Grabe schon stehende Jugend! Und doch sagt er: „All meine Freuden hab' ich dir geschlachtet!" Nichts als Unwahrheit und Widerspruch. Thränen heben Freude, und Freude Thränen auf. Wie konnte er Freuden schlachten und ein solches Gemezel unter denselben anrichten, da er doch keine vor sich hatte? Wie mezgerartig spricht er von seiner Großthat! Wie dreist, der Ewigkeit etwas vorzulügen, das er nicht that, nicht thun konnte! Wie

konnte er in seiner jammervollen Zeit, wo er nur weinen mußte, unter das Schlangenheer der Spötter sich mischen und ihren Spott beherzt verachten? Sie hätten ihn als einen feigen Schwächling ausgelacht und aus ihrer Gesellschaft verachtend verstoßen.

Doch hat er auch der Menge Spott wirklich verachtet, warum hörte er ihn so lange an? Konnte er dies, wenn er kein Wohlgefallen daran gehabt hätte? Und hatte er es nicht, warum duldete er so lange und ohne Widerrede die schimpflichen Ausfälle gegen die Unsterblichkeit? Warum nahm er sich nicht mit allem Nachdruck der Mishandelten an? Wer kann einen Liebling des Herzens lange und ruhig mißhandeln lassen? Hätte er nicht die Größe ihrer Güter, die tiefe Unwissenheit, die geflissentliche Bosheit, die schändliche Ungerechtigkeit der Spötter, und seine innigste Achtung und Anhänglichkeit, durch Ehrenrettung derselben an den Tag legen sollen? Wird seine Verachtung des Spottes dadurch nicht zweideutig, mehr strafbar, als verdienstlich? Wie kann er noch mit dem frechsten Trotz einen Lohn fodern? Muß nicht der, welcher die größten Verdienste sich gesammelt hat, immer noch zu sich selbst sagen: „Ich bin ein unnützer Knecht?" Verliert nicht das schönste Verdienst seinen ganzen Gehalt und Werth, sobald Eigenliebe, Selbstgefälligkeit, Eigennutz, Ehrsucht, Prahlerei, Eitelkeit, Gewinnsucht im Herzen desselben, wie ein in der schönsten Frucht verborgener Wurm liegen? Wird der Lohn endlich noch mit Ungestüm gefodert, wie niedrig und roh zeigt sich dann der feile Miethling und Taglöhner! That dann dieser dennoch nichts, konnte er nichts thun, und rühmt und brüstet er sich dem-

ungeachtet damit, und spricht: „Ich fodre meinen Lohn!“ Welcher Gebieter wird sich dies ungestraft sagen lassen? — So diese rohe, unsinnige Foderung.

„Mit gleicher Liebe lieb' ich meine Kinder,
Rief unsichtbar ein Genius.
Zwei Blumen, rief er — hört es, Menschenkinder! —
Zwei Blumen blühen für den weisen Finder,
Sie heissen: Hoffnung und Genuß.“

Einen weisen Finder gab es noch nie, wol aber einen weisen Sucher, und dann erst einen glücklichen Finder. Scharfsinn, Klugheit, Weisheit müssen die Mittel wählen, um etwas an seiner rechten Stelle zu finden. Unverdrossenheit, Thätigkeit gehen mit diesen Leitfaden nach dem gedachten Orte; sie untersuchen, und sieh, sie kommen auf den Punkt, wo das Gesuchte liegt; es zeigt sich ihrem Blicke, und der weise Sucher ist zum glücklichen Finder geworden.

Für diesen blühen zwei Blumen: Hoffnung und Genuß! Wer hofft, ist weise; wer genießt, ist weise! Doch Blumen, wie schnell ist ihre Blüthe vorüber! Welche blüht am längsten? Die Hoffnung, die nie ihren Reiz verliert.

Den Samen dieser Blume bringt der Mensch bei seiner Geburt mit sich. Mit seinem ersten Denken und Bewußtseyn keimt sie auf; mit seinem Wachsthume treibt sie sich immer höher; endlich grünt und blüht und entfaltet sie sich stets stärker; jeden Augenblick, jede Stunde, jeden Tag und Woche und Mo-

nat, jedes gegenwärtige und zukünftige Jahr, ja oft bis zum letzten Hauche des Lebens treibt sie unaufhaltsam neue Zweige und Blüthen. Einbildung und Wahrscheinlichkeit sind die beiden unermüdet sorgsamen Pflegerinnen derselben, die sie selten zum gänzlichen Welken kommen lassen.

Die Hoffnung zur gänzlichen Zufriedenheit verläßt den Menschen nie. Immer fließt diese Quelle unrein und trüb durch den unaufhaltsamen Zufluß von Wünschen. Vom Größten bis zum Kleinsten ist Keiner wahrhaft und bleibend zufrieden, er muß es erst werden. Immer war oder wird und muß es besser werden; nie ist es gut. Nur auf dem ergiebigen Boden der Zukunft blüht die echte Blume des Bessern. Ist dann diese Zukunft Gegenwart, so ist das Ziel wieder weiter in täuschende Ferne hinausgerückt. Ein ewig trügliches Spiel!

Doch wohin anders weiset uns dieses, als zur Unsterblichkeit! In ihrem Blumenbeete allein sollen wir die Blume der Hoffnung, voll Würze und Kraft, suchen; Veredlung, Vervollkommnung des Geistes und Herzens aus ihren stärkenden Düften ziehen; dann werden wir jenseits sie als lohnende, unverwelkliche Palme wiederfinden, und in ihrem eigenthümlichen Klima für unsre Liebe zu ihr als ewige Seligkeitskrone sie prangen sehen. Diese Hoffnung der Unsterblichkeit, die die Blume der Liebe zu Gott und dem, der zu seiner Rechten sitzt, in dem für sie nur warmen Herzen treibt, diese ist's, welche den unsterblichen Wonnegenuß im neuen Eden bereitet.

Genuß hienieden, welch schnell verwelkende Blume! Welch verborgenes, unsichtbares Gift liegt nicht selten

in ihrem Kelche! Welch schädliche, tödtende Düfte verbreitet sie oft nahe und ferne! Wie Vielen wird bald plötzlich, bald allmählig, aus dieser Blume der Todtenkranz geflochten! Und doch soll, der diese Blume findet, auch ein weiser Finder seyn?

Nun, ihr weisen Finder alle! die den Genuß allein für wahres Leben halten, schaut hin auf die offene See! Seht, dort lichten sie voll Jubel die Anker! Jetzt schwellt allmählig der günstige Wind die Segel; das Schiff gleitet noch ruhig die Wasserpfade dahin, indeß brauset immer stärker die Luft, die Wogen steigen stets höher und höher; es schwanket bald hin, bald her das Schiff: noch kann, der es beherrscht, es leiten, doch der Sturm ist da, des Steuermanns Kraft ist dahin, und das Schiff den brausenden Wogen preisgegeben und seinem Untergange nahe. — So der Genuß der Sinnenwelt. Der Schlangengedanke: Du wirst mit nichten des Todes sterben, löset vorerst die Bande des Verbots: „Du sollst nicht essen von dieser Frucht.“ Die Lust schwellt allmählig das verlangende Herz; des süßen Geschmackes Reiz wird immer stärker, er treibt die Begierde stets höher und höher; es schwankt das Herz zwischen Sollen und Wollen; die Vernunft kann es zwar mit Mühe noch leiten, doch die Wogen des Blutes durchrollen immer stärker und rascher die Gefäße desselben, das Beispiel wonnetrunkner Mitgenossen ist da, es wüthet der Sturm der Leidenschaften, die Kraft der Vernunft ist dahin, das Schiff der Lüste wird bald da- bald dorthin getrieben, es weiß nicht, wo es seinen Untergang findet. Dies der Genuß.

„Wer dieser Blumen Eine brach, begehre
Die andre Schwester nicht.
Genieße, wer nicht glauben kann. Die Lehre
Ist ewig, wie die Welt. Wer glauben kann, entbehre.
Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.“

Nun ist die große, eiserne Scheidewand zwischen Tugend und Laster eingerissen; frei sind die Menschen geschaffen, frei sind sie, zu genießen oder zu entbehren, die Bahn der Tugend oder des Lasters zu wandeln; doch beide Wege sind nun gleich geebnet und in einander verschlungen, es gibt nur einen Weg für Alle: Freiheit und Gleichheit.

Genieße, Ehrgeiziger, die Lust, deinen Nebenbuhler zu stürzen; wenn du nicht glauben kannst, daß Menschenwohl Jedem heilig seyn muß! Genieße, Wollüstling, die Lust, die Unschuld zu verführen; wenn du nicht glauben kannst, daß ihre Jammerstimme zum Himmel dringe! Genieße, Wucherer, die Lust, das Elend noch elender zu machen, indem du ihm den letzten Tropfen Lebenssaft aussaugst; wenn du nicht glauben kannst, daß den Unglücklichen zertreten etwas Empörendes ist! Genieße, Betrüger, die Lust, durch allerlei Ränke deinen Vortheil zu suchen; wenn du nicht glauben kannst, daß es unrecht sey, auf diesem Wege deinen Erwerb zu sichern! Genieße, Verschwender, die Lust, dein und der Deinigen Vermögen zu verprassen, und die Gutherzigkeit, das Vertrauen zu bestehlen und unglücklich zu machen; wenn du nicht glauben kannst, daß Thränen und Seufzer dir dereinst schwer auf das Herz fallen werden! Genießet, Väter und Mütter, jedes Vergnügen, und überlasset die

Kleinen fremden Händen; wenn ihr nicht glauben könnet, daß ihr diesen zu lieb jenem entsagen müsset! — Kurz, denke, rede, handle, lehre, raube, zerrütte, zerstöre, vertilge Jeder nach Gefallen Gott, Ewigkeit, des Leibes und der Seele Gesundheit und Wohl, Ehre, Ruhe, Leben der Menschen; genieße Jeder seine eigne Lust, wer nicht glauben kann, daß Verantwortung, Gericht und ewige Strafe seiner warte! Die Lehre ist ewig, wie die Welt.

Ewig ist die Welt? Sie hat also weder Anfang noch Ende, und wird nicht nur in Ewigkeit fortbestehen, sondern sie besteht von Ewigkeit her? Was aber keinen Anfang hat, kann nicht geschaffen, es muß aus und durch sich selbst seyn. Himmel und Erde, und was darin ist, sichtbare und unsichtbare Wesen, lebendige und todte Natur, Alles ist demnach von Ewigkeit; es gibt weder ersten Menschen, erstes Thier, noch erste Pflanze, nichts hat einen Anfang, ewig ist ja die Welt!

So sind denn, o du Jehovas Liebling und Vertrauter, deine Worte: „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde,“ nichts, als Unwahrheit! Es ist nicht wahr, daß Gott einst sprach: „Es werde Licht, und es ward Licht!?“ Es war ja von Ewigkeit Licht, was durfte dasselbe damals erst es werden! Es ist nicht wahr, daß der große, allmächtige Er, nach seinem bloßen Wohlgefallen, weil er so wollte, ohne Nothwendigkeit oder Bedürfniß, und, menschlich zu reden, gleichsam nach Muße, erst in sechs Tagen die Schöpfung vollendete, und am siebenten Tage ruhte!? Ewig ist ja die Welt. Am wenigsten wahr ist aber, was du von der Sünde eines ersten

Menschen sagst. Wie kann eine ewige Welt diese je kennen, ein Unding ist diese für sie.

Auch du, Mann nach dem Herzen Gottes, königlicher Prophet, wußtest nicht, was du sprachst, da du sagtest: „Im Anfange hast du, o Herr, die Erde gegründet, und deiner Hände Werk sind die Himmel. Sie werden vergehen, aber du wirst bleiben; sie alle werden veralten, wie ein Gewand; sie werden wie ein Kleid verändert werden; du aber bist derselbe, und deine Jahre nehmen kein Ende.“

Eben so unwahr sprichst auch du, o liebender und geliebter Schoosjünger des Herrn, wenn du sagst: „Im Anfange war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort, dasselbe war im Anfange bei Gott. Alle Dinge sind durch dasselbe gemacht worden, und ohne dasselbe ist nichts gemacht, was da immer gemacht worden ist.“

Ja sogar du, o eingeborner Sohn des ewigen Vaters, dessen heiligsten Lippen nur das entfloß, was du wußtest, nur das bezeugten, was du bei deinem Vater gesehen hattest, wirst durch die ewige Welt der Unwahrheit beschuldiget, ja ganz verworfen, wenn du sagst: „Und nun verherrliche mich du, mein Vater, bey dir selbst mit jener Herrlichkeit, welche ich bei dir hatte, ehe noch die Welt war; und dann an einem andern Orte: „Himmel und Erde werden vergehen, meine Worte aber werden nicht vergehen. Wie deutlich sagen diese Worte, daß du nur ein Mensch,

wie jeder andere Unaufgeklärte, warst! Die Welt ist ja ewig, wie kann diese vergehen!

Und, o ihr auserwählten, heiligen Seher Gottes, wie habt ihr euch im Irrwahne, ja in Träumen von einem Anfange und Veralten der Welt verloren! Hätte der heller, tiefer sehende, Alles durchdringende, ergründende Forschungsgeist wahrer Weltweisheit, statt des Geistes Gottes euch beseelt und belehrt; so würdet auch ihr erkannt haben: daß die Welt ohne Anfang und Ende, ewig ist; daß sie nie veralten, sich abnutzen, noch weniger vergehen kann; daß selbst die Allmacht der Gottheit nie im Stande ist, die in dieser ewigen Welt zugleich von Ewigkeit bestehenden Gesetze aufzuheben, das Gleichgewicht, welches alle Theile des Weltalls so fest zusammenhält, aus seinem Schwerpunkte zu rücken, nur das Mindeste aus seinen Fugen zu reissen, so wenig, als dieselbe das Geschehene ungeschehen zu machen vermag; daß Alles, wie es von Ewigkeit war und jetzo ist, Hervorbringen, Erscheinen, Verschwinden, und Wiederhervorbringen, Wiedererscheinen bei Menschen, Thieren und Pflanzen, ewig sich gleich bleiben und fortbestehen wird, wie die Lehre: „Genieße, wer nicht glauben kann."

Auch diese Lehre ist ewig? Von wem ging diese schöne Lehre aus? Von der ewigen Natur? In welchen, von Ewigkeit stammenden, Jahrbüchern ist diese ewige Lehre aufgezeichnet?

O Weisheit der Weisen, in welche schauerlichen Abgründe erfrecht sich nicht, gleich kühnen Seetauchern, dein stolzer, vermeinter Scharfsinn, sich furchtlos zu senken! Verborgene Schätze der reinsten, hellsten Aufklärung willst du aus deinen Tiefen der Welt als ge-

diegene Wahrheit zum wohlthätigsten Genusse aufstellen! Siehst und fühlst du denn nicht, wie stumpf und blind dein Sinn ist, in welche Hände du dereinst fällst? Fühlst du denn nicht, daß du die Grundpfeiler des von Gott selbst errichteten, hienieden beginnenden und in die Unendlichkeit reichenden, Glückseligkeitgebäudes mit simson'scher Gewalt aushebst, den Stein, den die Bauleute verwarfen, und der zum Eckstein geworden, nicht nur verwirfst, sondern zerschmetterst, und auf diese Weise unsterbliche Seelen vernichtest?

Wer glauben kann, entbehre, das heißt: Gehe diesen oder jenen Weg, sei edel oder unedel, gut oder böse, gleichviel, überall ist derselbe Gewinn. Die Weltgeschichte ist das Weltgericht. Höre, was sie spricht: „Vom Beginn her wechselte Gutes und Böses, oder war es vermischt. Bald hatte dieses, bald jenes die Oberhand. Die Meisten genoßen, die Wenigsten entbehrten freiwillig. Doch hatten Alle gleiches Loos, sie starben, wurden Staub, und Keiner kam wieder." — Dieses Weltgericht soll demnach ewige Verwesung als untrügliche Gewißheit bestätigen? Welch herrliche, frohe Aussicht!

Doch wohl der Menschheit, die, von der ewigen Sonne der Wahrheit beleuchtet, nicht in diesem philosophischen Schatten des Todes sitzt! Noch gibt es eine heiligere Weltgeschichte, ein besseres Weltgericht. Sie spricht vom Acker der Welt, worauf Weizen und Unkraut steht, und wie sie eingesammelt werden. Und der Herr dieses Ackers spricht an einem andern Orte:

„Es kommt die Stunde, in welcher Alle, die in „den Gräbern sind, die Stimme des Sohnes Gottes „hören werden. Und sie werden herausgehen, die da

„Gutes gethan haben zur Auferstehung des Lebens, „die aber Böses gethan haben, zur Auferstehung des „Gerichts."

Wie hell hier, wie finster dort! Welch mächtiger Aufruf hier: zu glauben, zu entbehren, jede Tugend nach Kräften zu üben! Dort welch ein Losungswort, nicht zu glauben, nur zu genießen, und jeder Begierlichkeit und Lust Thor und Thür zu öffnen! Welch ein süßer, herzerhebender Trost hier, daß das Verwesliche Unverweslichkeit anzieht, und der Sterbliche unsterblich ist! Wie niederdrückend, erniedernd, ja grausam dort, auf ewig vernichtet zu seyn!

O Vernunft, Vernunft! Du sollst das Licht im Menschen seyn, und du verfinsterst den ganzen Menschen! Er soll nur geschaffen seyn, die Erde zu düngen? Verdient, wer sich selbst nicht achtet und ehrt, noch Ehre? Feile Dirne der Sinnlichkeit, Priesterin der Thierheit und Thorheit bist du, nicht mehr Vernunft! Du wühlst selbst die Erde auf, um deinen Adelsbrief auf ewig dem Moder zu weihen! Welche Schmach bereitest du dir selbst unter denen, die da noch wissen und fühlen, wozu du bestimmt bist!

„Du hast gehofft, dein Lohn ist abgetragen,
Dein Glaube war dein zugewognes Glück.
Du konntest deine Weisen fragen,
Was man von der Minute ausgeschlagen,
Gibt keine Ewigkeit zurück." —

Die Empfindung der süßen Lust im Hoffen und Glauben ist also der abgetragene Lohn und das zuge-

wogene Glück! Jenseits ist nichts mehr zu erwarten! Todt ist todt, auf ewig todt! Welch herzerhebende Wahrheit! Wie muß der Mensch voll Entzücken ausrufen: „Wohl mir, daß ich geboren ward, einen Augenblick zu sehen die Macht, Weisheit und Liebe, die in und durch alle Wesen der unermeßlichen Schöpfung schon so viele Jahrtausende im schönsten dreitönigen Einklange so mächtig erschallen! Wohl mir, daß ich so viele Fähigkeiten und Kräfte besitze, die zwar sich entwickeln, doch bald mit Einem Schlage vernichtet werden, und ich, als kurze Erscheinung, mit Guten und Bösen in gleicher finsterer Behausung, in ewiges Nichts zerfalle!“ — O selige, ewige Lehre ewiger Welt! O entzückendes Weltgericht der Weltgeschichte! Genieße so schnell und so viel, als möglich, wer nicht glauben kann! Welche furchtbaren, inhaltschweren Worte: „Du hast gehofft, dein Lohn „ist abgetragen; dein Glaube war dein zugewognes „Glück!“

So sehr der ganze Inhalt dieser Dichtung der gesunden Vernunft widerspricht, eben so sehr liegt auch Unwahrheit im Titel derselben.

Resignation, willige, gelassene Ergebung in den Willen eines Höhern. Wo ist diese hier zu finden? Etwa in den Klagen über seinen thränenvollen Lenz? Oder, wenn er der furchtbaren Ewigkeit den Vollmachtbrief unerbrochen gleichsam vor die Füße wirft? Oder, wenn er am Ende mit trotzigem Ungestüm gar noch einen Lohn von ihr, nicht bescheiden und demüthig erbittet, sondern gewaltsam fodert? Heißt das Resignation? Zu welchen schönen Erwartungen berechtigte nicht schon dieser Name? Und, ach! wie

wurden wir getäuscht! Was sahen wir? Nichts als Todtenblumen, die Verwesung und ewige Vernichtung aushauchen.

Hätte je die Sionitin sich so entweiht? Auch sie sang von Tod und Zukunft. Doch wie ganz anders!

Wie freut sich des Emporschauns zum Sternheer, wer empfindet
Wie gering er, und wer Gott, welch ein Staub er, und wer Gott
Sein Gott ist! O sey dann, Gefühl
Der Entzückung, wenn auch ich sterbe, mit mir.

Was erschreckst du denn so, Tod, des Beladenen Schlaf?
O bewölke den Genuß himmlischer Freuden nicht mehr!
Ich sink' in den Staub, Gottes Saat! Was schreckst
Den Unsterblichen du, täuschender Tod?

Mit hinab, o mein Leben, denn zur Verwesung!
In ihr Thal sanken hinab die Gefallnen
Vom Beginn her! Mit hinab, o mein Staub,
Zur Heerschaar, die entschlief!

(Ode: Der Tod.)

Ode:

Die Zukunft.

Ahnung in mir, dunkles Gefühl der Entzückung,
Welche den Staub an dem Staub einst unaussprechlich

Trösten soll, o Gefühl, Weissager
Inniger ewiger Ruh,

Lispel, entflohn jenem Gesang der entflammten
Söhne des Heils, o, besuch oft die beladnen
Erdewanderer, komm mildthätig,
Trockne des Weinenden Blick!

Stralendes Heer, Welten! Ist auch ein Erschaffner
Irgendwo noch, wie der Mensch, schwach? Es erschreckt uns
Unser Retter, der Tod. Sanft kommt er
Leis', im Gewölke des Schlafs;

Aber er bleibt fürchterlich uns, und wir sehn nur
Nieder ins Grab, ob er gleich uns zur Vollendung
Führt, aus Hüllen der Nacht hinüber
Nach der Erkenntnisse Land.

Die himmlischen Gedanken und Gefühle dieser heiligen Muse, sind sie nicht wahrer, heilender Balsam für die Wunden, welche die, in Tod und ewigen Moder singende Muse jedem fühlenden Herzen schlagen mußte? — Wo ist wohlthätiges Licht, wo ägyptische Finsterniß?

Männerwürde.

Innere Vorzüge, sittliche Größe, nach diesen nur streben, sich diese erwerben, erheben Jeden, der sie besitzt, zum unumschränkten Beherrscher der Herzen. Ihm huldigen alle mit Freude; sie wissen, sie fühlen, wen sie in ihm besitzen und verehren. Redlichkeit, Wahrheit, Gerechtigkeit, Edelmuth, Beharrlichkeit bezeichnen jeden Schritt des Mannes, der in der Reihe der Würdigen stehen will. Wäre er auch in Purpurmantel gehüllt, so kennt er dennoch keine größere Würde, als diese allein. Wie, wodurch die Männer sich diese zu eigen machen können, wird — der Titel sagt es ja schon — der Inhalt der ganzen Dichtung uns lehren.

Ich bin ein Mann! Wer ist es mehr? —
Wer's sagen kann, der springe
Frei unter Gottes Sonn' umher,
Und hüpfe hoch und singe.

Ach, welche Worte schlimmer Vorbedeutung! Springen, hoch hüpfen und singen soll, der sagen kann: „Ich bin ein Mann!" Heißt dies nicht Männerunwürde? Welcher Mann kann und wird

je so kindisch und albern und unanständig sich zeigen? Doch das Schönere und Edlere wird erst folgen.

Zu Gottes schönem Ebenbild
Kann ich den Stempel zeigen,
Zum Born, woraus der Himmel quillt,
Darf ich hinunter steigen.

Was ist das? Sollen wir unsern Augen und Ohren trauen? Ist es eine Muse oder ein Kriegsknecht aus dem Lager, der spricht? Ist dies die Männerwürde, die besungen zu werden verdient? Wem muß hier nicht das Schamgefühl, wär es auch der letzte Tropfen, brennend ins Antlitz steigen? Ist es nicht, als stünde der König der Thiere ganz entblößt da, und riefe allen andern zu: „Kommet, erscheinet Alle, wie ihr mich jetzo sehet, vor mir, damit ich erkenne, ob ihr meines Geschlechts, und würdig und fähig seyd, der Thierheit Würde zu behaupten, und ihr lebenverbreitendes Geschäft mit Ruhm zu treiben?"

Und dann, wie empörend, den heiligen Namen Gottes noch so ohne alle Schonung und Rücksicht in diese Zoten mit einflechten! Und doch zugleich so unwahr und unrichtig.

Macht denn der Körper, das Geschlecht des Menschen, das Ebenbild Gottes aus? Ist es nicht der Geist, die unsterbliche Seele?

Und wohl mir, daß ichs darf und kann!
Geht's Mädchen mir vorüber,

Rufts laut in mir, du bist ein Mann!
Und küsse sie so lieber.

Und röther wird das Mädchen dann,
Und's Mieder wird ihr enge.
Das Mädchen weiß, ich bin ein Mann,
Drum wird ihr's Mieder enge.

Glaubt man hier nicht, einen wilden Hengst zu sehen, der, wenn er eine Stute in der Nähe wittert oder sieht, anfängt zu wiehern, hinauszuschlagen und sich zu bäumen? — Welche wollüstigen Bilder dann wieder für die so leicht entzündbare Einbildungskraft männlicher und weiblicher Jugend! Welch brennender Zunder für das ohnehin immer so heiß kochende, sprudelnde Blut derselben! Wie schnell wird es durch solche Vorstellungen in aufbrausende Überwallung gebracht! Unerhört schändlich!

Wie wird sie erst um Gnade schrein,
Ertapp' ich sie im Bade?
Ich bin ein Mann, das fällt ihr ein,
Wie schrie sie sonst um Gnade!

Ich bin ein Mann, mit diesem Wort
Begegn' ich ihr alleine,
Jag' ich des Kaisers Tochter fort,
So lumpicht ich erscheine.

Und dieses goldne Wörtchen macht
Mir manche Fürstin holde.
Mich ruft sie . . . . habt indessen Wacht,
Ihr Buben dort im Golde!

Ich bin ein Mann, das könnt ihr schon
An meiner Leier riechen,
Sie braust dahin im Siegeston,
Sonst würde sie ja kriechen.

Hier muß man immer nur staunen und ausrufen: „Ist's möglich, daß eine solche Muse in ihrem Abschiede vom Leser noch sagen konnte:

Die Muse schweigt, mit jungfräulichen Wangen,
Erröthen im verschämten Angesicht,
Tritt sie vor dich, ihr Urtheil zu empfangen,
Sie achtet es, doch fürchtet sie es nicht.
Des Guten Beifall wünscht sie zu erlangen,
Den Wahrheit rührt, den Flimmer nicht besticht,
Nur wem ein Herz, empfänglich für das Schöne
Im Busen schlägt, ist werth, daß er sie kröne.

Sind die obigen ausgesonnen schmuzigen Zoten, das hundeartige Riechen an der Leier, das ekelhafte Kriechen derselben, der, durch das Wachehalten ganz anschaulich gemachte thierische Akt auch werth, daß man sie kröne? Doch diese Mühe ist Jedem erspart, die Muse hat sich dadurch ja selbst die Schandkrone aufgesetzt. Dies bestätigt auch, was folgt.

Aus eben diesem Schöpferfluß,
Woraus wir Menschen werden,
Quillt Götterkraft und Genius,
Was mächtig ist auf Erden.

Dies ist zu schändlich, einen Vorhang darüber! O Väter und Mütter und Erzieher, was hilft euch all eure Wachsamkeit und Sorge, die Feinde der Unschuld ferne zu halten, wenn solche Schandblätter nicht verbrannt oder verbannt werden und in ihre Hände gerathen!

Nun wird von der alten Römer Männerkraft gesprochen und zu ihren Enkeln übergegangen, indem es heißt:

Drauf thäten seine (Roms) Enkel sich
Ihr Erbtheil gar abdrehen,
Und huben jedermänniglich
Anmuthig an zu krähen.

Schmach dem kombabischen Geschlecht!
Die Elenden, sie haben
Verscherzt ihr hohes Männerrecht,
Des Himmels beste Gaben.

Und schlendern elend durch die Welt,
Wie Kürbisse von Buben
Zu Menschenköpfen ausgehölt,
Die Schädel leere Stuben.

Wie Wein von einem Chemikus,
Durch die Retort getrieben,
Zum Teufel ist der Spiritus,
Das Flegma ist geblieben.

Und fliehen jedes Weibsgesicht,
Und zittern, es zu sehen —

Und dürften sie, und können nicht,
Da möchten sie vergehen.

Drum fliehn sie jeden Ehrenmann,
Sein Glück wird sie betrüben,
Wer keinen Menschen machen kann,
Der kann auch keinen lieben.

Welche Schilderung! — Wer hat aber je gehört, daß, um der Menschenliebe fähig zu seyn, man thierische Liebeskraft besitzen müsse? Zerstört nicht diese oft jene? Mußte nicht schon manche Unschuld als Opfer fleischlicher Lust und zugleich blutdürstiger Rache fallen? War da Liebe? Ist überhaupt diese Kraft Liebe? Wird dieses schöne Wort bei dem thierischen Triebe nicht ganz mißbraucht und falsch angewendet? Und wäre er wahre Liebe, wie glücklich müßte man Jeden, der diese Kraft besitzt, immer preisen, und die, welche sie entbehren müßten, für unglücklich halten! Wie würde man nur immer von Eintracht und Friede und Zufriedenheit in häuslichen Zirkeln hören! Doch wo gibt es mehr Klagen als in diesen? Wo mehr Uneinigkeit, Feindschaft, Zorn, Neid und Haß, als wo der lebendigen Zeugen dieser Kraft am meisten zu sehen sind? Wie viele edle Menschenfreunde gibt es dann wieder ohne diese Kraft oder Anwendung derselben? Wie viele kann man denn zählen, die allein durch sie die Menschen lieben lernten? So schändlich demnach diese Äusserung ist, so albern und unwahr ist sie auch wieder.

Drum tret ich frei und stolz einher,
Und brüste mich und singe:
„Ich bin ein Mann, wer ist es mehr?
Der hüpfe hoch und springe.“

Ja, frei und stolz darfst du einhertreten, dich brüsten und singen: „Wo ist eine Muse gleich der meinen?“ Wo ist der, der nicht über ihre Kühnheit, ja über ihr vermessenes Wagestück erstaunen muß, Dinge zu schildern, deren sich selbst der Schamloseste schämen würde? Edel hast du das Werk begonnen, und edel vollendet. Alles athmet nur Zartgefühl und Anstand, Würde und Adel, Eifer für Unschuld in jeder Sylbe. Dein Saitenspiel, o Muse, kann nur von dem erklingen, was du selbst in deinen Künstlern sagst: „Was schöne Seelen schön empfunden, muß trefflich und vollkommen seyn.“

Müssen nicht alle edeln Männer, auch ohne zu hüpfen, zu springen, zu singen, frohlocken, daß du so schön des Geschlechtes Ehre und Würde darstelltest? Welcher Dank gebührt dir für deine große Mühe, für dein edles Streben, Reinheit des Herzens anschaulich zu machen? Doch dies ist nicht die einzige ehrenvolle Herzensergießung, die deiner so schön tönenden Leier entströmte, es gibt ihrer noch mehr, die um so lieblicher und zarter und feiner lauten, da sie nur Schönen gewidmet sind.

Fantasie an Laura.

Meine Laura! Nenne mir den Wirbel,
Der an Körper Körper mächtig reißt;

delt er voll milden Ernsts, mit edler Würde, mit sicherm Bewußtsein der guten Sache zwischen den immerwährenden Wachen der drohenden Menschenfurcht zur Rechten, und der lächelndverheissenden Menschengefälligkeit zur Linken, mit zuversichtlichem Schritte, ohne den mindesten Seitenblick, dem Throne entgegen.

Nun steht er vor dem Fürsten. Offen, frei und unverwandt schaut er voll Ehrfurcht ihm ins Antlitz. Zur Seite des Edlen stehen seine unzertrennlichen Gefährten: Gerechtigkeit und Menschenliebe und Eifer für Menschenwohl. Er spricht für dieses voll Salbung, und gibt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist.

Geheime Feinde stürzen ihn. Er kannte sie und wußte, was kommen würde. Ansehen, Würde, Wohlstand sind für ihn dahin. Es schmerzt ihn; doch leidet er's gerne; er hat der Wahrheit das Zeugniß gegeben und die Würde des Mannes behauptet. Zu groß, diese zu beflecken, verwirft er mit edlem Stolze jeden nur leise aufsteigenden Gedanken: der Lügenbrut Untergang zu schwören. Ihm blüht nun die lohnende Palme der Wahrheit. —

Kann dieser edle Stolz auch im Gelage der Freudetrunkenen, auf dem Stuhle der stürmischen Ausgelassenheit sitzen? Kann er, wie sie, bald Verzeihung dem Todfeinde, bald Untergang der Lügenbrut, bald Liebe den Menschen, bald Vertilgung derselben schwören?

Freude trinken alle Wesen
An den Brüsten der Natur,

Alle Guten, alle Bösen
Folgen ihrer Rosenspur.
Küsse gab sie uns und Reben,
Einen Freund, geprüft im Tod.

Nun ist auf einmal der Götterfunke, die Tochter aus Elisium, die Himmlische, zur Mutter Natur geworden. Was wird aus ihr noch werden?

Wenn alle Wesen, die Guten und Bösen, wirklich Freude trinken, und im Genusse derselben begriffen sind, warum heißt es denn: Sie folgen ihrer Rosenspur? Liebt die Natur alle Guten und Bösen mit gleicher Mutterliebe; sind sie Alle, ohne Unterschied, ihre theuren Kinder; stillet sie einen Titus wie einen Nero mit gleicher Freudenmilch; nimmt sie den Einen wie den Andern freundlich lächelnd in ihre Arme: so hat kein Guter vor dem Bösen einen Vorzug; es ist gleich viel, ob dieser die Marter und das Verderben, oder jener die Lust und das Wohl seiner Mitmenschen ist. Die Natur schaut Jeden mit wohlgefälligem Blicke an. Welche mütterliche Aufmunterung für Beide! —

Auch Küsse gab sie, und dies von jeder Art: Küsse der Unschuld, des aufwallenden Bluts, der Sinnlichkeit, der Höflichkeit, der Schmeichelei, des Eigennutzes, der Niederträchtigkeit, der Arglist, der Verrätherei, der Bosheit, ja selbst herzloser Gewohnheit; und doch sind es Freuden, die die Natur dadurch gibt!

O welch eine Freude! Sie verdiente, von einer hohen Muse besungen zu werden. Noch mehr aber die Reben, die sie, die Natur, uns gab; sey es in

Süden oder in Norden, auf Bergen oder in Thälern; möge der Frost, wie ein scharfes Schwert, ihr Herz durchschneiden, oder die Sonne ihre durchdringende, läuternde Kraft derselben versagen. Reben gab uns einmal die Natur, seien sie todt oder lebendig.

Doch, was dies Alles übertrifft, einen Freund, geprüft im Tod. Wo sind aber die uns, die dies sagen können? Unter Tausenden ist ja kaum Einer, eben so wenig als einen im Tode geprüften. Muß nicht der Freund im Leben sich durch seine Treue bewähren? Wie kann er im Tode, wo er oft kaum sieht oder hört, geprüft werden, als etwa, daß er ihm noch, beim Bewußtsein, eine Stelle unter den Erben bestimmt hätte? O geschmackvolle Muse! Vorbild des richtigsten, gesiebtesten Denkens! Du bist allein der Nachahmung würdig!

Freude heißt die starke Feder
In der ewigen Natur.
Freude, Freude treibt die Räder
In der großen Weltenuhr.
Blumen lockt sie aus den Keimen,
Sonnen aus dem Firmament,
Sphären rollt sie in den Räumen,
Die des Sehers Rohr nicht kennt.

Zur Freude gehören zwei Gegenstände: Einer, der Freude gibt, und einer, der Freude empfängt. Immer aber ist es der genießende Theil, der dem Gegenstande seines Vergnügens die schönen, ergötzenden Eigenschaften, gleich dem Maler, der der rohen Lein-

wand Gestalt, Farbe und Leben gibt, leiht. Aus seinen eignen Vorstellungen tritt nun die Freude hervor, und treibt ihn dann zum wiederholten Genusse seines selbstgeschaffenen Freudenbildes. Wer anders, als ein Spieler, sieht je aus Karten und Würfeln die Freude hervorschauen? Wen anders, als ihn, treibt sie unwiderstehlich und immer zur bestimmten Stunde, die er kaum erwarten kann, zu dem köstlichen Genusse? Warum ist dies einem Andern unbegreiflich? Weil er in den Karten nur Papier, in den Würfeln nur gedrehtes Bein und sonst nichts Anderes sieht. Werth oder Unwerth der Dinge liegt demnach nicht in den Dingen selbst, sondern im Mutterschoose der Vorstellung. Unwissenheit, Kenntniß, Alter und Zeiten sind die verschiedenen Erzeuger derselben. Darum der so abwechselnde Geschmack an einem und demselben Gegenstande.

Lockt nun die starke Feder der Freude Blumen aus dem Keime, Sonnen aus dem Firmament, Sphären aus den Räumen; so müßte der Keim Freude an den Blumen, das Firmament Freude an den Sonnen, und die Räume Freude an den Sphären haben, und diese Freude müßte, als starke Triebfeder, alle diese Dinge hervorlocken und an sich ziehen, wie den Spieler das Spiel. — Und doch geht in der Natur Alles so still und geräuschlos vor! — Welche Bilder!

Treibt ferner diese starke Feder die Räder in der großen Weltenuhr — welch Hauptrad ist nicht der Mensch! — so treibt sie die Guten, wie die Bösen, gleichwie die Natur sie Alle, ohne Unterschied, an ihren Brüsten Freude trinken läßt. Jeder kann dann sagen: Nicht Ich treibe mich zu diesem oder jenem;

die starke Feder der Freude treibt mich unwiderstehlich dahin. Wäre dies nicht, so stünd ich still und bewegte mich nicht. Wir hängen Alle allein von der mächtigen Triebkraft dieser Feder ab. Keiner hat sich einer Tugend zu rühmen, oder eines Lasters zu schämen. Nirgends ist weder Verdienst noch Schuld. — Welche verderbliche Feder für Geist und Herz! —

Aus der Wahrheit Feuerspiegel
Lächelt sie den Forscher an,
Zu der Tugend steilem Hügel
Leitet sie des Dulders Bahn.
Auf des Glaubens Sonnenberge
Sieht man ihre Fahnen wehn,
Durch den Riß gesprengter Särge
Sie im Chor der Engel stehn.

Stünde die Wahrheit als Feuerspiegel vor dem Forscher, so könnt' er in diesen eben so wenig, als in die Sonne schauen, er würde verblendet und gar nichts sehen. Die Wahrheit ist ein klares, helles, sanft leuchtendes, erwärmendes, belebendes, wohlthuendes Licht, kein glühendes, flammendes, verzehrendes Feuer, aus dem die Freude nie hervorlächeln kann. Die Pforten des Lichts öffnen sich nur allmählig dem nach Wahrheit redlich Forschenden; seine Beharrlichkeit erweitert dieselben immer mehr und mehr; bei jedem Schritte, den er der Wahrheit zu lieb thut, lächelt sie ihm freundlich und wohlwollend entgegen, lockt ihn immer näher zu sich, bis er endlich in ihrem sie umgebenden, nicht blendenden, wohlthuenden Glanze steht und aus jedem Strale die Freude lächeln sieht.

Zu der Tugend steilem Hügel
Leitet sie des Dulders Bahn."

Ein Dulder ist gehorsam, stille, gelassen, aber er leidet und duldet. Langsam, schwer athmend, mit Schweiß bedeckt, schreitet er an der Hand der Nothwendigkeit, sie oft wehmüthig anblickend, fort; ihn leitet die Freude noch nicht. Tritt er aber auf den festen, unerschütterlichen Fels des Vertrauens zu Dem, der Alles in Allem ist; sieht er hin auf den Held aus Juda, der die dornvollste Bahn so siegreich durchlaufen hat; fühlt er es tief, daß es für ihn eine Ehre, eine Auszeichnung ist, auf diesem Wege dem Herrn folgen zu dürfen; daß die blutigen Pfade nach Golgatha ihn allein auf den Sonnenberg höchster Glückseligkeit führen; daß das allsehende Auge unverwandt und wohlgefällig auf sein Emporsteigen schaut, ihn unsichtbar ein Engel stärkt, den Leidenskelch ganz zu trinken: dann leitet ihn nicht nur, es treibt ihn die Freude, seinen Lauf zu vollenden, und die höchste Spitze des Sonnenberges, worauf des Glaubens Fahnen, im Lichtglanze himmlischer Freuden, wehen, zu erreichen.

Endlich steht er da mit freudestralendem Antlitz, er schaut zurück auf die mit beharrlichem Muthe durchlaufene dornvolle Bahn; mit der Stimme höchster Entzückung ruft er laut:

„Hier auf dieses Kreuz schaut hin! Diese in göttlichem Blute getauchte Siegesfahne hielt ich stets im heissen Kampfe; nie ward sie meinen Händen entwunden; nie verlor ich sie im stärksten Gedränge der auf mich stürmenden Feinde; durch sie besiegt' ich un-

ter jenen mächtigen die mächtigsten, Mich selbst und jede Reizung, jeden Anfall der Welt; und so allein blüht mir jetzt die gewisse Hoffnung, durch den Riß gesprengter Särge die beseligende Freude im Chor der Engel stehen zu sehen.

Sokrates! — Sokrates! — Du Ehre der reinen Vernunft, die nur auf der Sonnenbahn der Tugend Gott und Unsterblichkeit sucht, wie nahe kamst du dem Sonnenberge des Glaubens! Schon standest du am dämmernden Fuße desselben. Ach, wäre ein Paulus zu dir gekommen, nie würdest du mit den Areopagiten und mit manchen sich weiser dünkenden Weisen späterer und jetzigen Zeiten gleiche Sprache geführt und gesagt haben: „Was will dieser Schwätzer denn eigentlich?"

Du wußtest und fühltest, daß bei allem Wissen der Weiseste nichts wisse. Ist es nicht beinahe, als habest du die Worte des großen Apostels: „Unser Wissen ist Stückwerk," lange zuvor im Geiste vernommen? Du wußtest und fühltest, daß Tugend allein der wahre Geist der Vernunft, und diese ohne jene ein seelenloses Gerippe und ihre eigne Schande sey. Du wußtest und fühltest, daß der irrenden, verdorbenen Menschheit ein göttlicher Lehrer und Retter nothwendig wäre. O wäre der Offenbarung Licht über dir aufgegangen, wie schnell hättest du des Glaubens Sonnenberg bis zur Spitze erreicht! Mit welch hohem Entzücken hättest du, zur Beschämung aller, auf ihr Besserwissen so stolzen, starken Geister, die Fahne des Glaubens ergriffen und ausgerufen: „Ich bin ein Christ, wohl mir, daß ich glauben, glauben darf!

Und die Muse erdreistete sich, nach dem himmelan Spritzen des Schaums, vom Sonnenberge des Glaubens zu reden? Doch kann nicht Jeder, der von den Cordilleras gehört hat, sie nennen, ohne sie je gesehen oder bestiegen zu haben? Ist es etwas Seltenes, von Tugend und Glauben, wie von Alterthümern, die Wenige besitzen, sprechen zu hören?

Nun, o Freude, schöner Götterfunken, Tochter aus Elisium, Himmlische, stillende Amme, starke Feder, aus der Wahrheit Feuerspiegel lächelndes Wesen, der Glut des goldnen Traubenbluts entronnen, wir verlassen, in Trauer versunken, deine Wildniß, nicht dein Heiligthum. Die aus dir hoch aufsteigenden Flammen lösen, versengen, was die heiligsten Gesetze streng gebunden. Wer dir sich naht, wen deine Flammen ergreifen, auf dem weilet für immer des Verderbens schwarzer Flügel. Vergebens prangst du mit Tugenden, die du nicht kennst. Im glühenden Dampfe, den du in dichten Mitternachtwolken umher verbreitest, ersticken sie alle.

Komm, Ehre und Krone der Dichtkunst, Fürst der Dichter, zeige, wie die edlere Muse von Wein und Freude singt! Zeige, daß, welche Muse von den kostbarsten Gaben unwürdig spricht, zum schändlichsten Mißbrauche verleitet, zum niedrigen, rohen Heidenpöbel der Musen gehört!

Ode:

Der Zürchersee.

Göttin Freude! Du selbst! Dich, wir empfinden dich!
Ja, du warest es selbst, Schwester der Menschlichkeit,
Deiner Unschuld Gespielin,
Die sich über uns ganz ergoß!

Lieblich winket der Wein, wenn er Empfindungen,
Bessere, sanftere Lust, wenn er Gedanken winkt,
Im sokratischen Becher,
Von der thauenden Ros' umkränzt;

Wenn er dringt bis ins Herz, und zu Entschließungen,
Die der Säufer verkennt, jeden Gedanken weckt,
Wenn er lehret verachten,
Was nicht würdig des Weisen ist.

Der Rheinwein.

O du, der Traube Sohn, der im Golde blinkt,
Den Freund, sonst Niemand, lad' in die Kühlung ein.
Wir drei sind unser werth, und jener
Deutscheren Zeit, da du, edler Alter,

Noch ungekeltert, aber schon feuriger
Dem Rheine zuhingst, der dich mit auferzog,
Und deiner heissen Berge Füße
Sorgsam mit grünlicher Woge kühlte.

Jetzt, da dein Rücken bald ein Jahrhundert trägt,
Verdienest du es, daß man den hohen Geist
In dir verstehen lern', und Catons
Ernstere Tugend von dir entglühe.

Freund! Laß die Laub uns schließen; der Lebensduft
Verströmet sonst, und etwa ein kluger Mann
Möcht uns besuchen, breit sich setzen,
Und von der Weisheit wohl gar mitsprechen.

Nun sind wir sicher. Engere Wissenschaft,
Den hellen Einfall, lehr uns des Alten Geist!
Die Sorgen soll er nicht vertreiben!
Hast du geweinte, geliebte Sorgen,

Laß mich mit dir sie sorgen. Ich weine mit,
Wenn dir ein Freund starb. Nenn ihn. So starb er mir!
u. s. w.

Diese Laube und der Feuertrunkenen Heiligthum. — Die Sprache dieser und jener Muse! Welcher möchte man um den Hals fallen? — Welche verdient vergessen zu werden, und welche in ewigem Andenken zu bleiben? —

Die Größe der Welt.

Die der schaffende Geist einst aus dem Chaos schlug,
Durch die schwebende Welt flieg ich des Windes Flug,
Bis am Strande
Ihrer Wogen ich lande,
Anker werf', wo kein Hauch mehr weht,
Und der Markstein der Schöpfung steht.

Also nicht durch dein Werde, allmächtiger, ewiger Schöpfer, riefst du die Schöpfung ins Dasein hervor; mühsam, arbeitend, schlugst du sie, ein schaffender Geist, aus dem Gewirre, dem Chaos! Kann aber ein Geist, gleich einem Steinhauer, wie mit Meisel und Hammer schlagen? — Wie roh und unwürdig und niedrig und widersinnig! Erklinge du, o Harfe des heiligen Sängers, damit die beleidigten Ohren und Herzen durch deine himmlischen Töne wieder entschädigt werden! — In der Ode:

Die Frühlingsfeier.

Nicht in den Ocean der Welten alle
Will ich mich stürzen; schweben nicht,

Wo die ersten Erschaffenen, die Jubelchöre der Söhne des Lichts
Anbeten, tief anbeten und in Entzückung vergehn!

Nur um den Tropfen am Eimer,
Um die Erde nur will ich schweben und anbeten!
Halleluja! Halleluja! Der Tropfen am Eimer
Rann aus der Hand des Allmächtigen auch!

Als der Hand des Allmächtigen
Die größeren Erden entquollen,
Die Ströme des Lichts rauschten und Siebengestirne wurden;
Da entrannst du, Tropfen, der Hand des Allmächtigen!

Als ein Strom des Lichts rauscht' und unsre Sonne wurde,
Ein Wogensturz sich stürzte wie vom Felsen
Der Wolk' herab, und Orion gürtete,
Da entrannst du, Tropfen, der Hand des Allmächtigen!

Schlug hier auch der schaffende Geist die Welt aus dem Chaos? Welch großes, erhabenes, volles, warmes, inniges, erhebendes, überströmendes, der Gottheit und ihrer Werke würdiges Gefühl hier! Und dort wie trocken und hart, wie steinartig und gemein! O es ist eine Freude, die Leier zu hören!

Nun ist die Welt herausgeschlagen, sie schwebt. Doch Strand, Wogen, Landen, Ankerwerfen bezeichnen ein Meer, mithin kann sie nicht schweben.

Sterne sah ich bereits jugendlich auferstehn,
Tausendjährigen Gangs durchs Firmament zu gehn,

Sah sie spielen
Nach den lockenden Zielen,
Irrend suchte mein Blick umher,
Sah die Räume schon sternenleer.

Alles dies ist unmöglich und unwahr; mit des Windes Flug fliegend kann selbst die stärkste Einbildungskraft nichts erblicken, noch weniger suchen.

Anzufeuern den Flug weiter zum Reich des Nichts,
Steur' ich muthiger fort, nehme den Flug des Lichts,
Neblicht trüber
Himmel an mir vorüber,
Weltsysteme, Fluten im Bach,
Strudeln dem Sonnenwanderer nach.

Reich des Nichts gibt es nicht, kann es nicht geben. Nichts bleibt ewig nichts. Wo das Wort „Reich" gebraucht wird, muß nicht nur Etwas, sondern Viel, ja eine Menge seyn. Und nur so kann man ein Reich sich denken. Pflanzen- Thier- Mineral- Geister- Gedankenreich sind echte Benennungen. Man wende die Zusammensetzung derselben um oder nicht, so drücken sie das Gleiche aus. Kann man aber Reich des Nichts umkehren und sagen: „Nichtsreich?" Benennung und Bedeutung sind demnach gleich lächerlich, so wie das, was folgt.

Sieh, den einsamen Pfad wandelt ein Pilger mir
Rasch entgegen. — „Halt an, Waller! Was suchst du hier?"

„„Zum Gestade
Seiner Welt meine Pfade,
Segle hin, wo kein Hauch mehr weht,
Und der Markstein der Schöpfung steht!““

Woher so plötzlich der Pilger? Wer ist er? Woher der einsame Pfad? Wie konnte der Pilger den **fliegenden** Waller fragen: „Was suchst du hier?“ — Kann, wer fliegt, im Fliegen suchen, oder wer sucht, im Suchen fliegen?

„Steh! Du segelst umsonst. — Vor dir Unendlichkeit!“
„„Steh! Du segelst umsonst — Pilger auch hinter mir! —
Senke nieder
Adlergedank dein Gefieder,
Kühne Seglerin, Fantasie,
Wirf ein muthloses Anker hie.““

Wäre es ein Adlergedanke, wenn Jemand das schönste, größte Land, die reizendsten Fluren mit des Windes Flug durcheilte, blos um den Markstein derselben zu sehen? — Wäre es ein Adlergedanke, wenn Jemand die unabsehbarsten Kunstsäle, voll der merkwürdigsten Werke, mit des Lichtes Flug durchflöge, blos um an den Ort zu kommen, wo es ganz leer ist, und dann eben so im Fluge wieder zurückzukehren, ohne nur einen Augenblick etwas zu betrachten, oder nach dem Besitzer und nach den großen Künstlern zu fragen und sie zu bewundern? — Welchen Begriff könnte ein solcher von Allem, was er durchflogen, geben? Und welchen erhalten wir durch diese Luftballonfahrt?

Wer nun zu größern, erhabnern Gedanken, zur Bewunderung Gottes und zur innigsten Demuth sich erheben will, der vernehme, was die allein hohe, heilige Muse singt!

Die Welten.

Groß ist der Herr! Und jede seiner Thaten,
Die wir kennen, ist groß!
Ocean der Welten, Sterne sind Tropfen d^e Oceans!
Wir kennen dich nicht!

Wo beginn ich? Und ach, wo end' ich
Des Ewigen Preis?
Welcher Donner gibt mir Stimme?
Gedanken, welcher Engel?

Wer leitet mich hinauf
Zu den ewigen Hügeln?
Ich versink, ich versink, und geh
In deiner Welten Ocean unter.

Wie schön und hehr war diese Sternennacht,
Eh ich des großen Gedankens Flug,
Eh' ich es wagte, mich zu fragen:
Welche Thaten dort oben der Herrliche thäte?

Mich, den Thoren! den Staub!
Ich fürchtet', als ich zu fragen begann,
Daß kommen würde, was gekommen ist.
Ich unterliege dem großen Gedanken!

Weniger kühn, hast, o Pilot,
Du gleiches Schicksal.
Trüb am fernen Olymp
Sammeln sich Sturmwolken.

Jetzo ruht das Meer noch fürchterlich still.
Doch der Pilot weiß,
Welcher Sturm dort herdroht,
Und die eherne Brust bebt ihm.

Er stürzt am Maste
Bleich die Segel herab.
Ach! nun kräuselt sich
Das Meer und der Sturm ist da!

Donnernder rauscht der Ocean, als du, schwarzer Olymp!
Krachend stürzet der Mast!
Lautheulend zuckt der Sturm;
Singt Todtengesang.

Der Pilot kennt ihn. Immer steigender hebst, Woge, du dich.
Ach, die letzte, letzte bist du! Das Schiff geht unter!
Und den Todtengesang heult dumpf noch fort
Auf dem großen, immer offnem Grabe der Sturm!

Wo sieht, wo fühlt man nun die Größe der Welt und ihres großen Schöpfers? Wo ist gemaltes, wo wirklich brennendes Feuer? Welche Muse spielt mit glänzenden Worten, und welche Muse nährt mit himmelvollen Gedanken?

Die Macht des Gesanges.

Gesang. Schon dies liebliche Wort drückt aus, was er ist und was er seyn soll. Alles Rauhe, Kreischende, Hölzerne, Dumpfe, Spitze, Schneidende oder gar Schreiende, Verzerrte muß ganz fremd ihm seyn. Das Einfache, Ungezwungene, Ungekünstelte, Liebliche, Gefällige, Herzliche, Ausdruckvolle muß immer den Geist, wie den Körper desselben darstellen. Ein reines, wohlklingendes, volltönendes, weiches, biegsames Stimmorgan muß aber vorzüglich die Natur zum Grunde gelegt haben. Die daraus hervorgehenden Töne wirken auf jeden Zuhörer. Wie selten sind aber so ausgezeichnete Stimmen zu finden!

Des Gesanges Töne erklingen bald aus einzelnen, bald aus mehrern oder aus der Menge Stimmen in Konzerten, Singspielen, Kirchen oder auch auf öffentlichen Straßen. Wo übt er nun seine größte Macht aus? — Wo reißt er die Herzen am unwiderstehlichsten mit sich fort? — Wo tausend Stimmen, gleich den Trompeten vor Jericho, auf einmal losbrechen! Dahin weiset uns wenigstens der Anfang dieser, ganz aus der Natur der Sache herausgehobenen, Dichtung, welche, gleich den vorangegangenen und noch folgenden, allen jungen Musensöhnen zum Vorbilde dient,

mit welch edlem, reinem, geläutertem Geschmack, mit welchem Wahrheitgefühl sie ihre Leier stimmen und spielen sollen. Ach, höret, wie schön und richtig die seinige klingt!

Ein Regenstrom aus Felsenrissen,
Er kommt mit Donners Ungestüm,
Bergtrümmer folgen seinen Güssen,
Und Eichen stürzen unter ihm.
Erstaunt mit wollustvollem Grausen,
Hört ihn der Wanderer und lauscht,
Er hört die Flut vom Felsen brausen,
Doch weiß er nicht, woher sie rauscht:
So strömen des Gesanges Wellen
Hervor aus nie entdeckten Quellen.

Wenn alle Legionen Kosaken, vom Don bis zur Newa, und alle wilden Bewohner der Wälder Siberiens, alle übrigen Kriegsheere mit ihnen vereint, Ein unausgesetztes Hurra! Hurra! aus vollem Halse schrieen, Löwen und Bären und Büffel und Wölfe und Tieger mit hineinbrüllten und heulten: so wäre es weniger schauerlich und gräßlich und lebensgefährlich, als der erwähnte furchtbare Gesang. Man wäre doch vor Bergtrümmern, Regenströmen und zusammenstürzenden Eichen gesichert. Wie! Ist dies nicht vielmehr ein wollustvolles Grausen? Kann eine zarte Muse diesen Gesang mit Lust hören und noch dazu lauschen, und stärkere Nerven sollten davor sich entsetzen? O welche Gesangeswellen aus nie entdeckten Quellen, von denen kein Mensch je noch geträumt, viel weniger davon noch gesprochen hat!

Verbündet mit den furchtbarn Wesen,
Die still des Lebens Faden drehn,
Wer kann des Sängers Zauber lösen,
Wer seinen Tönen widerstehn?
Wie mit dem Stab des Götterboten
Beherrscht er das bewegte Herz,
Er taucht es in das Reich der Todten,
Er hebt es staunend himmelwärts,
Und wiegt es zwischen Ernst und Spiele
Auf schwanker Leiter der Gefühle.

Hätte ein anderer, weit ehrwürdigerer Musensohn nur einen Schatten von einem so unverdaulichen, sinnlosen, albernen Gewäsche merken lassen, wie würde er als Stümper, Kunst- und Geschmackverderber öffentlich dargestellt worden seyn! Aber die Wundermuse durfte Alles durcheinander schwatzen; sie fand und findet noch immer Verehrerschaaren. Er, der große, große Musensohn ist und bleibt der unverletzliche, unverwundbare Achill der Dichtkunst.

Wer hat je einen Unsinn gehört, wie den: „Der Sänger sei mit den furchtbaren Parzen verbunden?" Wäre nicht jeder Zuhörer in Gefahr, alle Augenblicke das Leben zu verlieren? Wer wird dann wieder durch den Sänger die Arbeit mit sich vornehmen lassen: daß er mit dem Stabe das Herz bald da, bald dorthin lenkt; daß er es in das Reich der Todten taucht, es wieder himmelwärts hebt, dann auf schwanker Leiter der Gefühle zwischen Ernst und Scherz es wiegt.

O ihr Alle, die die wahrste, reinste, geläuterteste

Bildersprache lernen wollen, kommt und besucht nur fleißig die hohe Schule dieses Bilderlehrers und Händlers! Hier bei ihm habt ihr die Wahl, ihr werdet immer die ersten Abdrücke à la lettre, aus der Natur genommen, finden. — Mancher wird sagen: „Diese muß man der wilden, jugendlichen Einbildungskraft zu gut halten, es sind noch alte Ladenhüter.“ Warum stehen sie aber noch da? Warum sind sie nicht, zur Ehre der Dichtkunst, schon lange und durch ihn selbst vertilgt? Weil oft glänzende Ladenhüter die meisten Liebhaber finden, und diese lieber etwas Glänzendes, als etwas Gutes haben wollen.

Nun kommt wieder eins der ungeheuersten, sinnlosesten aus seiner Riesenbildergallerie; ein furchtbarer Ladenhüter!

Wie wenn auf einmal in die Kreise
Der Freude, mit Gigantenschritt,
Geheimnißvoll, nach Geisterweise,
Ein ungeheures Schicksal tritt;
Da beugt sich jede Erdengröße
Dem Fremdling aus der andern Welt,
Des Jubels nichtiges Getöse
Verstummt, und jede Larve fällt,
Und vor der Wahrheit mächt'gem Siege
Verschwindet jedes Werk der Lüge.

So rafft von jeder eiteln Bürde,
Wenn des Gesanges Ruf erschallt,
Der Mensch sich auf zur Geisterwürde,
Und tritt in heilige Gewalt;

Den hohen Göttern ist er eigen,
Ihm darf nichts Irdisches sich nahn,
Und jede andre Macht muß schweigen,
Und kein Verhängniß fällt ihn an,
Es schwinden jedes Kummers Falten,
So lang des Liedes Zauber walten.

Spricht hier auch nur Eine Sylbe von gesundem Menschenverstande, von Kenntniß der Menschennatur oder Erfahrung? Heißt es beinahe nicht, Jedem, aus frechem, berechtigtem Muthwillen Koth ins Angesicht werfen?

Was hat denn des Gesanges Ruf mit einem ungeheuern Schicksale gemein? Wie kann der Mensch dadurch sich aufraffen zur Geisteswürde, und zu welcher? Welch eitle Bürde soll er wegwerfen? Soll er Haus, Äcker, Werkstätte und alle möglichen Geschäfte verlassen? Wird er dadurch in heilige Gewalt gegeben, den Göttern eigen? Ach! warum sind nicht alle Pfleg- Kranken- und Waisenhäuser Singschulen! Wie würden alle Gebrechlichen und Leidenden und Dürftigen durch den Gesang in heilige Gewalt gegeben und den Göttern eigen! Wie müßte die Macht des Hungers, des Durstes, des Schlafes, der Schmerzen, jedes Bedürfnisses schweigen! Warum sind nicht ganze Schaaren von Landleuten als Sänger aufgestellt, das Erfrieren des Weinstocks, die Zerstörung der Fluren durch Blitz und Hagel und Überschwemmung durch ihren Gesang zu verhindern? Warum wird nicht in jedem Hause Tag und Nacht gesungen, damit kein Räuber einbreche, keine Flamme dasselbe ergreife, kein Kummer darin wohne, jede Falte desselben verschwinde,

so lange des Liedes Zauber walten? Welch Ersparniß für so viele Familien, ja für den ganzen Staat! Und welch ein Wohlleben!

Und wie nach hoffnungslosem Sehnen,
Nach langer Trennung bitterm Schmerz,
Ein Kind mit heissen Reuethränen
Sich stürzt an seiner Mutter Herz:
So führt zu seiner Jugend Hütten,
Zu seiner Unschuld reinem Glück,
Vom fernen Ausland fremder Sitten
Den Flüchtling der Gesang zurück,
In der Natur getreuen Armen
Von kalten Regeln zu erwarmen.

Wer reimt das Schauervolle und Zerstörende mit dem, über jedes Irdische und jedes Verhängniß Erhebende, und dieses Alles mit dem kläglichen, jammervollen, schmählichen, erniedrigenden Ende und der ganzen Mißhandlung des Gesanges? — Horaz, wenn er sagt:

Qui variare cupit rem prodigaliter unam,
Delphinum silvis appingit, fluctibus aprum:

„Wer große Mannigfaltigkeit anbringen will, der malt Meerschweine in den Wald und Eber ins Meer.“

Wo wimmelt es mehr von diesen, als in dieser und der folgenden Dichtung?

Laura am Klavier.

Wenn dein Finger durch die Saiten meistert,
Laura, jetzt zur Statue entgeistert,
Jetzt entkörpert steh ich da.
Du gebietest über Tod und Leben,
Mächtig wie von tausend Nervgeweben
Seelen fordert Philadelphia.

Wie schaut hier wieder die unnatürliche, aus jeder Mücke einen Elephanten schaffende, und zugleich in der Tonkunst höchst unwissende Riesenmuse hervor! Wer wird von einem Klavier, selbst vom besten Pianoforte, von Entgeistern, Entkörpern reden? Zur Rührung hat es ohnedies die Eigenschaft nicht; der gefühlvollste Spieler kann die Töne darauf nicht ziehen, in einander unvermerkt verschmelzen, und die kleinen Schattirungen und Stufenfolgen des Schwachen und Starken, wie es die Kunst fodert, ausdrücken. Nur Fertigkeit kann er zur Bewunderung zeigen, und entgeistern, entkörpern, wer kann das? Und ward die Muse zur Statue, wie konnte sie hören? Ward sie entkörpert, so ist es dasselbe. Mithin hebt sich auch Gebieten über Tod und Leben auf, nur der Unsinn nicht, der immer größer wird.

Ehrerbietig leiser rauschen
Dann die Lüfte, dir zu lauschen.
Hingeschmiedet zum Gesang
Stehn im ew'gen Wirbelgang,
Einzuziehn die Wonnefülle,
Lauschende Naturen stille,
Zauberin! mit Tönen, wie
Mich mit Blicken, zwingst du sie.

Wer sind die lauschenden Naturen? Menschen und Thiere und Vögel? Sang Laura im Garten oder im Zimmer? Rauschten die Lüfte ehrerbietig im Laube der Bäume oder am Fenster? Waren die Naturen hingeschmiedet —wie roh, wie zwangvoll!— wie konnten sie im Wirbelgange stehen? Im Wirbel sich drehen und doch hingeschmiedet stehn, kann das seyn? — Was schöne Seelen schön empfunden, muß trefflich und vollkommen seyn! — Eine Trefflichkeit und Vollkommenheit kommt der andern entgegen.

Seelenvolle Harmonien wimmeln
Ein wollüstig Ungestüm
Aus den Saiten, wie aus ihren Himmeln
Neugeborne Seraphim:
Wie des Chaos Riesenarm entronnen,
Aufgejagt vom Schöpfungssturm die Sonnen
Funkelnd fuhren aus der Nacht,
Strömt der Töne Zaubermacht.

Harmonie allein kann man seelenvoll niemals nennen. Melodie ist die Seele; Harmonie nur Körper und Einfassung derselben. Harmonie kann gelernt werden, Melodie nicht; sie muß die Natur geben. Je mehr es von Harmonie wimmelt, um so seelenloser ist sie. Es ist nichts als ein Summen und Sausen, Durchkreuzen, Durcheilen, Verwickeln der Töne, die das Ohr nicht auffassen, unterscheiden, genießen kann. Das Wort Wimmeln drückt es schon aus.

Saiten, zerbrechliche Stahlfäden, Himmel! Töne, neugeborne Seraphim! Der Resonanzboden vielleicht das Chaos! Der Schöpfungssturm etwa das wilde Schlagen und Poltern auf den Tasten nebst dem aufgezogenen Pedal! — Sind dies nicht Bilder den Riesenarmen eines Chaosgeistes entronnen?

Lieblich jetzt wie über glatten Kieseln
Silberhelle Fluten rieseln, —
Majestätisch prächtig nun,
Wie des Donners Orgelton,
Stürmend von hinnen jetzt, wie sich von Felsen
Rauschende, schäumende Gießbäche wälzen,
Holdes Gesäusel bald,
Schmeichlerisch linde,
Wie durch den Espenwald
Buhlende Winde,
Schwerer nun und melancholisch düster,
Wie durch todter Wüsten Schauernachtgeflüster,
Wo verlornes Heulen schweift,
Thränenwellen der Kozytus schleift.

Mädchen, sprich! Ich frage: „Gib mir Kunde?
Stehst mit höhern Geistern du im Bunde?
Ist's die Sprache, lüg mir nicht,
Die man in Elisen spricht?“

Hörte man gleichsam rauschende, schäumende Giesbäche, todter Wüsten Schauernachtgeflüster, verlornes Heulen, Thränenwellen des Kozytus, welche cerberische Musik! Welch ehrenvoller Geschmack des Tonsetzers, wie der Spielerin! Muß man nicht eher sagen:

Mädchen, sprich! Ich frage: „Gib mir Kunde:
Stehst mit unterirrd'schen Geistern du im Bunde?
Ist's die Sprache, lüg mir nicht – doch ich hör es ja –
Die man in der Hölle spricht?“

Nichts bezeichnet diese beiden musikalischen Dichtungen besser, als eine Stelle in dem Gedichte:

Der Riese von Marbach,

von Schwab.

Die Steine zu dem Riesenhaus,
Ganz schwarz und unbehauen,
Grub er sich mit den Händen aus,
Fing eilig an zu bauen,
Er warf sie auf die Erde nur,
Daß einer auf den andern fuhr,
Bis fertig stand das Grauen.

Die Künstler.

Welch eine Reihe von Menschen stellt sich durch dieses Wort uns auf einmal dar! Welche unter den Vielen sind hier verstanden? Vermuthlich, die an der Spitze stehen: Dichter und Maler. Und welche unter diesen? Die epischen Dichter und die Historienmaler? Doch warum gleich der Titel so dunkel und unbestimmt und irreführend? — Warum denn gesprochen, wenn man nichts, oder falsch, verstehen soll? — Ist es nicht besser, ganz stumm zu bleiben? Oder macht, selbst bei gewöhnlichen Gegenständen, gerade das Unverständliche das Große und Hohe der Dichtersprache? — Muß sich diese es nicht selbst zumessen, wenn sie ganz mißverstanden wird?

So mögen denn die Künstler die Kunst seyn, erscheine sie, wie sie wolle, in Worten, Farben oder Marmor. Doch muß sie sich immer als erfindende und ausführende Kunst zeigen. Wir dürfen nicht lange suchen, es heißt:

Wie schön, o Mensch, mit deinem Palmenzweige
Stehst du an des Jahrhunderts Neige,
In edler, stolzer Männlichkeit,
Mit aufgeschloßnem Sinn, mit Geistesfülle,

Voll milden Ernsts, in thatenreicher Stille,
Der reifste Sohn der Zeit.
Frei durch Vernunft, stark durch Gesetze,
Durch Sanftmuth groß, und reich durch Schätze,
Die lange Zeit dein Busen dir verschwieg,
Herr der Natur, die deine Fesseln liebet,
Die deine Kraft in tausend Kämpfen übet,
Und prangend unter dir aus der Verwildrung stieg.

Wer schließt hier das eiserne Thor der Finsterniß auf? Wer steht uns mit seinem Lichte bei, daß wir wenigstens nur den Eingang ins Labyrinth einmal finden? Sagt man: „O Mensch, wie hinfällig und gebrechlich bist du!" so versteht man alle Menschen. Nun heißt es: „Wie schön, o Mensch, mit deinem Palmenzweige" u. s. w. so müßten demnach an des Jahrhunderts Neige alle damals lebenden Menschen als Künstler mit dem Palmenzweige da gestanden seyn! Welche Ungereimtheit!

Wer ist aber der Wunderkünstler, der reifste Sohn der Zeit, der die Natur aus ihrer Verwilderung zog, daß sie, an des Jahrhunderts Neige, prangend, und er mit dem Palmenzweige da stand? War denn die Natur zuvor wirklich in der Verwilderung? Wußte man vor Tausend sieben hundert und neun und achtzig nirgends etwas von einer Kunst? War diese Zeit allein das erste und einzige goldne Zeitalter derselben? Zeugen noch jetzt die größten Meisterwerke von diesem reifsten Wundersohne der Zeit? Ist diese wundervolle Begebenheit in allen Jahrbüchern der Kunst zu lesen?

Und was sollen alle die Eigenschaften? Wie kann

man sie je dem Künstler anpassen? Man versuche es, und überall wird es mißlingen. Nur dem edelsten Menschen können sie beigelegt werden.

In edler, stolzer Männlichkeit.

Männlichkeit gibt den Begriff von dem Punkte, nach welchem jede Kraft des Menschen einzeln für sich, dann alle zusammen vereint, in ihrem allmäligen, stets weiter schreitenden Wachsthume streben, und worin sie nun alle zusammen gekommen, in einander gleichsam verschlungen, nur Eine Kraft ausmachen. — Dies die Männlichkeit.

Edel ist sie, wenn sie ohne Rücksicht auf das immer voranstehende Ich, nur nach der reinsten Wahrheit, nach wachsender Vollkommenheit, nach Anderer Wohl und Nutzen und Beglückung, mit aufopfernder Liebe strebt, nie sich selbst nur gefällt, sich selbst genügt, durch sich allein wirken will, sondern nur durch Den, der Alles in Allem wirkt. — Dies die edle Männlichkeit.

Stolz ist sie, wenn sie der hohen Abkunft, Würde und Bestimmung der Menschennatur, des unsichtbaren liebevollen Führers, der immer bei den Seinen ist, gedenkt; wenn sie weiß und fühlt, daß sie nur durch Ihn die männliche Kraft besitzt, Alles mit hellem, scharfem, richtigem, sicherm Blicke zu sehen, jedem Ungemach und widrigem Schicksale unerschrocken ins drohende, zürnende Antlitz zu schauen, und den dornvollsten Pfad an der Hand ihres mächtigen Begleiters fortzuwandeln. Sie steht heiter und muthig auf den Fels ihrer Zuversicht, und sieht ruhig den Stürmen

des Lebens zu. — Dies die edle, stolze Männlichkeit. —

Mit aufgeschloßnem Sinn, mit Geistesfülle.

Wie die Männlichkeit, so der innere Sinn. Erst liegt dichte Nacht auf ihm; rings um ihn ist es finster. Nun beginnt im Kleinen des Geistes Unterricht; es dämmert. Die Bildung geht immer weiter; es wird stets heller, lichter. Gedanken entwickeln sich aus Gedanken. Neue Zuflüsse von fremden, noch unbekannten Begriffen; Forschen, Vergleichen, Urtheilen, Beobachten, Versuche, Erfahrungen machen, sie benutzen, verbreiten immer neues, helleres Licht; der Erkenntniß Sonne steigt immer höher, endlich steht sie voll Kraft auf der Mittagslinie des Wissens. Und aufgeschlossen ist der Sinn, der Geist in seiner Fülle.

Voll milden Ernsts.

Wichtigkeit, Würde eines Gegenstandes, Nachdenken hierüber, geben jenen tiefen Ernst, dessen die Forschung nach Wahrheit so sehr bedarf. In edlen, menschenfreundlichen Herzen wird er mild. Er freut sich des schönen Samens, den er, vielleicht in kurzer Zeit, hie und da, als edle Frucht, prangend wird da stehen sehen. Der Edle weiß und fühlt, daß das Leben hienieden der Ewigkeit Anfang ist und kein tändelndes Spiel; daß Gedanken und Worte und Thaten, so klein und unbedeutend sie auch scheinen, von schwerem Gewichte dereinst sind; daß hinter jedem Augenblicke die Pforte der Ewigkeit offen steht, und nur die Thaten der Liebe, die Thaten der reinen Seele,

in das selige Gefilde derselben Jeden begleiten. — Dies voll milden Ernsts.

In thatenreicher Stille.

So wie die Natur immer geräuschlos, im Stillen wohlthätig wirkt, so dieser Edle. Was er thut, geschieht so, daß die Rechte nie weiß, was die Linke thut, er unterstützt und hilft, wo und wie er kann; gibt guten Rath, wo seine Kräfte nicht reichen; schlichtet, vereint, wo Bande der Liebe locker werden oder gar reissen wollen, sollt es ihn auch noch so viel Mühe kosten, ihm selbst das Unangenehmste widerfahren. Trostlose sucht er durch Trost aufzurichten; Unterdrückten, kann er nicht selbst, durch Verwendung bei Mächtigern Recht zu schaffen; der Wittwen und Waisen Fürsprecher und Helfer zu seyn, und dies Alles ohne Geräusch und eigenen Vortheil. Dies in thatenreicher Stille.

Frei durch Vernunft.

Seine Vernunft spricht: „Was wir sehen, ist Aussenseite; Schein, keine Wirklichkeit; Flüchtigkeit, keine Dauer; Tand, kein Gehalt; im Genusse Täuschung und Überdruß; in den Leidenschaften nichts, als Leiden; selbst Freundschaft und Liebe nur vorübergehende Gäste; unsre ganze Glückseligkeit hienieden ein ewiges Haschen nach Schatten; nirgends die kleinste Stätte, wo die Vernunft mit Freude sagen könnte: „Hier ist gut seyn; hier laßt uns Hütten bauen; Hier kann der Geist ungehindert, in voller Freiheit, wahre, immerwährende, kraftvolle Nahrung genießen.“

Diese Betrachtung voll Weisheit löset allein die

festen Bande der Anhänglichkeit an Alles, was Thorheit in so hohem Werthe beinahe für unentbehrlich hält. Und so macht diese Vernunft den edlen Weisen frei von thörichten Wünschen, frei von niedern Begierden, frei von zerstörenden Leidenschaften, frei vom Zwange der Menschenfurcht und der Menschengefälligkeit, frei von quälender Reue, frei vom drückenden Joche der Sinnlichkeit, kurz frei, immer zu Dem sich zu erheben, und Dem zu leben, dessen Geist ihm allein diese Freiheit geben kann. — Dies frei durch Vernunft.

Stark durch Gesetze.

Gesetze sagen: „Du sollst thun! — Hier offner Weg! Dann wieder: „Du sollst nicht thun!" — Hier Schranken! — Der Edle freut sich der Gesetze. Er weiß, er fühlt, daß zwar der Geist willig, aber das Fleisch schwach ist; daß er immer des Antriebs, der Warnung bedarf; daß die schwache, kraftlose Stimme der Vernunft beinahe immer von der mächtig gebietenden Stimme des Herzens überschrien wird; daß die Denkkraft plötzlich verschwindet, sobald Neigung und Leidenschaft hervortreten; daß diese aber verstummen müssen, sobald der Gesetzgeber spricht. Er sieht daher das Gesetz immer als seinen Schutzgeist an, den er, ohne lange zu forschen, zu denken, was und wie er es machen soll, nur hören darf, um niemals irre zu gehen. Er folgt nur seiner Stimme, und so ist und bleibt er stark durch Gesetze.

Durch Sanftmuth groß.

Ist die Sanftmuth eine Pflanze der Natur, die

Wirkung eines sanft dahin fließenden Bluts, wenig reizbarer Nerven, träger Bequemlichkeitsliebe; so hat sie geringen Werth und Gehalt. Ist sie im Treibhause der Weltklugheit, des listigen Eigennutzes, der lobgierigen Gefallsucht, der geschmeidigen Schmeichelei, der trüglichen Verstellung gezogen worden; so ist sie höchst gefährlich, verabscheuenswerth. — Ist sie aber die Frucht des reifen Nachdenkens, unnachlassender Beobachtung, untrüglicher Wahrnehmung der so großen Verschiedenheit der Menschennaturen, ihrer angebornen Schwachheit, der so mannigfaltigen, guten und schlechten Erziehung, der wahren und falschen Bildung, der Gewalt der Leidenschaften, der schwächern oder, stärkern Denkkraft und der daraus fließenden Ansichten und Handelsweise der Menschen; — ist sie der reine Ausfluß der Selbstbeherrschung, des Entsagens seiner Rechte, die schöne Blume der Nachsicht und ungeheuchelten reinen Geistes- und Herzensdemuth, des bloßen Strebens, Andere für die Tugend zu gewinnen, und diese durch weise Liebe immer anziehender zu machen, dann heißt es mit Recht: **Durch Sanftmuth groß.**

Und reich durch Schätze, die lange Zeit dein Busen dir verschwieg.

Dieser Edle wußte allerdings nicht, welche Schätze in ihm verborgen lagen. Gleich einem Kinde, das den Werth des Goldes nicht kennt, und mit demselben, wie mit Rechenpfennigen spielt, übte er schon frühe Tugenden, ohne ihren eigentlichen Werth zu kennen. Jetzt, in seiner Männlichkeit, erkennt und fühlt er erst, wie reich er ist; wie wohlthätig er wirken,

bald diesen, bald jenen durch seine Einsichten nützlichen Rath, durch seine Thätigkeit sichere Hilfe, durch seine gefällige, mittheilende und theilnehmende Liebe Trost, Aufmunterung und Erleichterung verschaffen kann. Er weiß nun den Werth und Vorzug der Schätze zu würdigen. Er fühlt es, daß nur durch kluge und liebvolle Anwendung derselben Reichthum Reichthum ist, und der Besitzer desselben sagen kann: „Ich bin reich durch Schätze." —

Herr der Natur.

Wer ist, wie der Herr, der in den Höhen wohnt und auf den Staub der Erde schaut? Welcher Frevler wagt es, Ihn, den Mächtigen, von seinem Throne steigen zu heissen, sich darauf zu setzen und zu sagen: „Ich bin Herr der Natur!" Wo ist der Sterbliche, der sich, im engsten Sinne des Worts, „Herr, unumschränkter Herr" nennen kann? Wo ist Einer, der sagen kann: „Ich habe die Elemente in meiner Gewalt! — Ich gebiete Sonne und Mond und Sternen; auf mein Geheiß leuchten sie, wenn, wo, wie und so lange ich will! — Ich rufe Donnern, Stürmen, Erdbeben und tobenden Wellen! Sprech ich: „Raset und wüthet!" so geschieht's. Ruf ich: „Schweiget!" so herrscht plötzlich überall Stille! Wer kann der Erde gebieten: „Dies oder Jenes bringe hervor, so oft und so viel und wenn ich's verlange!?" — Wer kann allen lebenden Wesen, Thieren, Vögeln, Fischen, Gewürmen, Insekten mit herrischer Stimme ankünden: „Nur da, wo und so lange mir's gefällt, dürft ihr wandeln und fliegen und schwimmen und kriechen und leben?" — Wer

vermag es, dem Meere seine Grenzen zu setzen, Gebirge Thälern, und Thäler Gebirgen gleich zu machen, Wälder und Flüsse auszubreiten und Quellen zu öffnen, wenn und wie er will? Ist dies nicht, wo ist dann der Herr der Natur? Ja, blos seiner eignen Natur kann er es werden, noch ist er es nicht, und unter vielen Tausenden nur der erwähnte starkmüthige Edle; doch allein durch die Kraft und Mitwirkung Dessen, Der die Berge berührt und sie rauchen; Der dem Meere gebeut: „Bis hieher und nicht weiter!" gehorchend steht es stille.

Nur allmälig schwingt er sich zur unumschränkten Herrschaft seiner selbst auf. Lange muß er sich üben in tausend Kämpfen; oft glaubt er zu siegen, und Er wird besiegt. Die wilden Begierden des Hochmuths, des Ehrgeizes, der Sinnlichkeit mit ihrem ganzen Gefolge, sträuben und bäumen sich immer wie unbändige Rosse, wollen nicht gehorchen. Doch wachsam ist sein Geist; er blickt hin auf den mächtig Stärkenden: freundlich winkt ihm Dieser ausdauernde Kraft in den Worten zu: „Bei und durch Gott ist Alles möglich." Nun hält er immer fester den Zügel; er lenkt die Widerspenstigen bald so, bald anders; endlich gelingt es ihm, nach vielem und lange vergossenen Schweiße, sie zu bändigen, zum Gehorsam zu bringen.

Doch immer ist er auf seiner Hut und gerüstet zu neuem Kampfe. Endlich aber sind sie das sanfte Joch höherer Vernunft gewohnt; in edlerer Richtung sieht man sie nun prangend einhergehen; sie lieben jetzt die Fesseln, und unter ihm sind sie aus der Verwilderung gestiegen.

Dies der Herr seiner Natur, dies der reifste Sohn der Zeit, und dies allein Der, dessen Geist und Seele ein Christ ist.

Für diesen nur taugen erwähnte Eigenschaften; für jeden Andern, sey er Dichter oder Maler, stehen sie umsonst da, und bleiben eben so räthselhaft, als das, was folgt.

Berauscht von dem errungnen Sieg,
Verlerne nicht die Hand zu preisen,
Die an des Lebens ödem Strand
Den weinenden, verlaßnen Waisen
Des wilden Zufalls Beute fand.

Wann war der reifste Sohn der Zeit eine Waise? — Im Anfange des vorigen Jahrhunderts oder schon lange zuvor? — Wer hat ihn auf den Strand des Lebens ausgesetzt? — Wer ist die Hand, die sich seiner erbarmte, und die er preisen soll? — Wer erklärt und deckt dies auf? —

Die frühe schon der künftgen Geisterwürde
Dein junges Herz im Stillen zugekehrt,
Und die befleckende Begierde
Von deinem zarten Busen abgewehrt.
Die Gütige, die deine Jugend
In hohen Pflichten spielend unterwies,
Und das Geheimniß der erhabnen Tugend
In leichten Räthseln dich errathen ließ.

Wie konnte die Hand ihn im Stillen der Geister-

würde, und welcher? in den Jahren der Kindheit zukehren, und von ihm, wie Fliegen, die befleckende Begierde abwehren? Können hohe Pflichten spielend gelehrt werden? Waren es Kunstpflichten? — Warum gab sie die Tugend nur als Räthsel und nicht als Übung auf? Welchen Werth mußte der kleine Zögling auf hohe Pflichten und erhabene Tugend setzen, da die Hand sie ihm nur als Kurzweil und Spielwerk vortrug und ihn damit unterhielt! Und doch ist er ein so großer Wundersohn, der reifste Sohn der Zeit geworden, der die Natur aus ihrer Verwilderung zog! O wunderbare Hand! Glückselige Reige des achtzehnten Jahrhunderts!

Die, reifer nur ihn wieder zu empfangen,
In fremde Arme ihren Liebling gab;
O, falle nicht mit ausgeartetem Verlangen
Zu ihren niedern Dienerinnen ab!
Im Fleiß kann dich die Biene meistern,
In der Geschicklichkeit ein Wurm dein Lehrer seyn,
Dein Wissen theilest du mit vorgezognen Geistern,
Die Kunst, o Mensch, hast du allein.

Wenn der reifste Sohn der Zeit erst die Natur aus ihrer Verwilderung zog, so mußte, bevor er ganz reif, ja der reifste wurde, Alles öde, wüst und leer und wild seyn, sonst konnte er unmöglich das große Werk vollenden. Wie konnte aber, in dem damaligen rohen Zustande, die Hand ihn in fremde Arme geben, um ihn reifer zu empfangen? Wäre er nicht unwissender, roher zurückgekommen, als da er am

Strande des Lebens lag? Entweder war die Verwilderung nicht; dann fällt der Palmenzweig weg; oder ist es mit dem Reiferwerden in fremden Armen nichts; dann verschwindet der reifste Sohn. —

Wenn die Bienen ihre Zellen, die Biber ihre Häuser bauen, die Spinnen ihre Gewebe, die Vögel ihre Nester verfertigen, ist dies nicht auch eine Kunst, ja beinahe noch eine größere, als des Menschen seine, weil sie von keinem Lehrer erlernt worden? Kann man demnach noch sagen: „Die Kunst, o Mensch, hast du allein!?" — Noch mehr: Wie kann ein Wurm Lehrer in der Geschicklichkeit seyn, wie sie der Künstler bedarf? — Der gewöhnliche Wurm kann nichts, als sich krümmen und winden und kriechen; der Seidenwurm sein seidnes Häuschen sich spinnen; die Zoophyten allein können sich in allerlei Gestalten zeigen, doch ohne wesentlichen Nutzen für den Künstler.

Wer sind die vorgezogenen Geister? — Sind es Gelehrte oder überirdische Wesen? Kann der Mensch sein Wissen mit ihnen theilen, so müssen sie ein gleichartiges Wissen haben. Worin besteht dies aber? Ferner müßten alle Menschen viel wissen, um es zu theilen; denn es heißt: „O Mensch," d. i. ihr Menschen. — Eine Schönheit und Wahrheit nach der andern, die wir, empfindend, mit dem schönen, so klaren Geiste theilen!

Nur durch das Morgenthor des Schönen
Dringst du in der Erkenntniß Land,
An höhern Glanz sich zu gewöhnen,
Übt sich am Reize der Verstand.

Wir stehen einmal nicht vor dem rechten Morgenthor des Schönen, sonst müßten wir schon lange in der Erkenntniß Land eingedrungen seyn, und die ganze Geschichte der Hand und des reifsten Sohnes aufs genauste kennen und klar einsehen. Wir sehen weder Glanz noch Reiz, der den Verstand verständiger macht. Doch, ist es nicht sehr natürlich? Muß man nicht zuvor durch das Morgenthor der Erkenntniß, um ins Land des Schönen zu kommen? Eben deswegen, weil jenes für uns verschlossen ist, können wir nicht in dieses dringen. Alles ist und bleibt uns dunkel.

Welcher Gelehrte, Künstler, Mechaniker, selbst Handwerker oder andere Geschäftsmann hat je schon am Morgen seines Lebens, in seiner Jugend, als Anfänger und Neuling, das Schöne im Schönen, das Große im Großen erkannt und es darzustellen gewußt? — Muß nicht Unterricht, Anweisung, Hindeuten, Auffassen, Ergreifen, Unterscheiden, Auswählen, was wirklich oder nur scheinbar gut und schön ist, Gewandtheit, Fertigkeit, Sicherheit in allen Handgriffen, und Anwendung der so vielen, mannigfaltigen Mittel lange vorangehen, um Wahrheit und Schönheit in die Arbeit zu bringen? Sind nicht diese Kenntnisse das Morgenthor, wodurch man in das Land des Schönen dringen muß? Oder kann man ärndten, ehe man säet? — Steht des Baumes Wipfel im Boden und seine Wurzel in der Höhe? Wird der Mensch zuvor Mann und dann erst Kind? — So das Morgenthor des Schönen und dann erst der Erkenntniß Land.

Was bei dem Saitenklang der Musen
Mit süßem Beben dich durchdrang,
Erzog die Kraft in deinem Busen,
Die sich dereinst zum Weltgeist schwang.

Bis hieher sind alle Worte an den reifsten Sohn der Zeit mit dem Palmenzweige gerichtet. Die Kraft in seinem Busen schwang sich dereinst — mithin so viel als ehmals — zum Weltgeist, folglich lange, lange vor des Jahrhunderts Neige. Wo ist aber dann die Verwilderung, und sein Ruhm, die Natur aus derselben gezogen zu haben? — Bleibt ihm aber nicht der, daß er sich zum Weltgeist schwang, d. i. daß der Geist der damaligen Zeit — wann? ist unbekannt — nichts als Kunstgeist war, man in nichts Anderm lebte und webte, als in der Kunst? — Hier wieder ein Morgenthor des Schönen, wodurch man in der Erkenntniß Land ganz bequem, ohne alle Mühe, kommt, und der Verstand am Reize sich üben kann!

Was erst, nachdem Jahrtausende verflossen,
Die alternde Vernunft erfand,
Lag im Symbol des Schönen und des Großen
Vorausgeoffenbart dem kindischen Verstand.
Ihr holdes Bild hieß uns die Tugend lieben,
Ein zarter Sinn hat vor dem Laster sich gesträubt,
Eh noch ein Solon das Gesetz geschrieben,
Das matte Blüthen langsam treibt.
Eh vor des Denkers Geist der kühne
Begriff des ew'gen Raumes stand,
Wer sah hinauf zur Sternenbühne,
Der ihn nicht ahnend schon empfand?

Durch welches Dornengesträuche muß man sich winden, und warum? um nichts zu finden, als neuen Wirrwarr! — Der reifste Sohn mit dem Palmenzweige an des Jahrhunderts Neige, durch den die Natur aus der Verwilderung stieg, und der sich doch lange vorher — dereinst — zum Weltgeiste schwang. Und jetzt nach Jahrtausenden die alternde Vernunft, die erfand, was im Symbol des Schönen und Großen dem kindischen Verstande vorausgeoffenbart lag. O Morgenthor des Schönen, laß uns dringen in der Erkenntniß Land!

Ist der reifste Sohn der Zeit die alternde Vernunft? Er steht aber in edler, stolzer Männlichkeit da! Doch war diese nach Jahrtausenden die Erfinderin, warum zugleich der Wundersohn? Wie kann man aber alternd und Männlichkeit, ja gar den Weltgeist zusammen reimen? Diese drei poetischen Schönheiten, hebt nicht eine die andere auf? Ja, spotten sie nicht vielmehr jedes gesunden Menschenverstandes? Wo ist der große Schöngeist, die Wundermuse?

Hat die alternde Vernunft erst nach Jahrtausenden, d. i. an des Jahrhunderts Neige, das Schöne im Symbol erfunden, nicht gefunden, so konnte es nur der Anfang davon und sehr mangelhaft, auch Zeuge des Alters nur seyn; die Natur konnte auch nicht prangend aus der Verwilderung steigen; es konnte kein reifster Sohn, von dem so viel bramarbasirt wird, je gewesen seyn. Selbst das Erfinden der Vernunft ist unwahr. Liegt eine Sache in etwas, so sagt man von dem, der es fand, nicht: Er hat es erfunden, sondern gefunden. — Ist denn auch eine alternde,

mithin bequeme, immer kälter und gleichgültiger werdende, nur Ruhe liebende Vernunft zum Erfinden geeignet? — Nichts als Widersprüche! —

Unbegreiflich ist es demnach, daß von jeher so viel Aufhebens und Rühmens von den Kunstwerken der Griechen gemacht wurde, ja daß noch jetzt jeder kleinste Fund von Überbleibseln derselben als ein erhabner, großer Schatz angesehen wird, da sie doch nicht so viel eignen Scharfsinn besaßen, nur das Symbol des Schönen, die Schale, nicht den Geist desselben zu finden; sondern daß ihnen geoffenbart und gesagt werden mußte: „Hier liegt das Schöne im Symbol!“ Doch kann auch ein kindischer Verstand von selbst etwas finden? — Mußte nicht sogar dies Geoffenbarte den schwachen Kräften desselben angemessen seyn? Konnte er in seinen kleinen Versuchen etwas Anderes hervorbringen, als kindische Werke? Darum ist das ehemalige und jetzige Erstaunen über die Griechen eben so kindisch, als sie selbst.

Kindisch war Alles. Kindisch die so vielen berühmten Tempel und unzähligen Statüen und Gemälde in denselben. — Iktinos und Kallikrates, die, unter Perikles, den Tempel der Minerva — der erste wieder den berühmten Tempel der Ceres und Proserpina in Eleusis, den Apollotempel in Arkadien — Satiros und Piteus, die das berühmte Mausoleum in Halikarnassus — Rekus und Theodor von Samos, die daselbst den berühmten Junotempel — Spintaros von Korinth, der den Apollotempel in Delphos — Ktesiphontes und Metagenes, die den berühmten Dianatempel in Ephesus bauten, und

Andere mehr; diese Alle hatten nichts als kindischen Verstand, und wußten von nichts, als vom Symbol.

Kindischen Verstand hatten die Maler: Panenus, Phidias Bruder, der in einem Portikus von Athen die marathon'sche Schlacht so vorstellte, daß alle Zuschauer vor Erstaunen ausser sich waren und glaubten, die beiden Heerführer vor Angesicht zu haben — Polygnotes von Taros, Apollodor von Athen, Zeuxis von Heraklea, Parrhasius von Ephesus, Timanthes, Pamphyles, Euphranor, Apelles und Andere mehr.

Kindischen Verstand hatten die Bildhauer: Phidias, Lysippus, Polykletes, Alkamenes, Skopas, Praxiteles, Timotheus, Leokares, Briaxis und Andere mehr.

O reifster Sohn, alternde Vernunft, Erfinderin des Schönen im Schönen, wie ganz anders steht ihr an des Jahrhunderts Neige! — In edler, stolzer Männlichkeit, und die Griechen in roher, niedrer Kindheit! — Ihr mit aufgeschloßnem Sinn, mit Geistesfülle — Sie mit verschloßnem, kindischen Sinn, mit Geistesleere. — Warum weiß aber Niemand nichts von den Wundern dieses reifsten Sohnes und der alternden Vernunft und dem goldnen Zeitalter des verfloßnen Jahrhunderts? —

Und doch heißt es: „Ihr holdes Bild hieß uns die Tugend lieben, ein zarter Sinn hat vor dem Laster sich gesträubt, eh noch ein Solon das Gesetz geschrieben." — Welch ein schneller Sprung von der niedrigsten Tiefe in die höchste Höhe! Zuvor kindischer Verstand, und nun auf einmal die seltenste Vollkommenheit bei den Griechen, eh ein Gesetzgeber ihnen

Gesetze gab; mithin noch in ihrer Rohheit, oder vielmehr in ihrer feinsten Feinheit, welche gerade die Gesetze allmälig verwischten. Warum aber diese, wenn die Zauberkraft des holden Bildes des Schönen und Großen, und der zarte Sinn schon Liebe zur Tugend und Scheue vor dem Laster einflößten? Unter welchem Himmelsstriche Griechenlands, zu welcher Zeit lebte ein in der ganzen Weltgeschichte so einziges Volk, das vom bloßen Anschauen des Bildes des Schönen zur Liebe der Tugend geweckt wurde?

Nach den ältesten Sagen hielten sich die ersten Bewohner Griechenlands in tiefen Hölen auf, und gingen nur aus denselben, um den Thieren rohe und oft schädliche Nahrung streitig zu machen. Allmälig vereinigten sie sich unter kühnen und verwegnen Anführern; vom Glücke und ihrer Stärke begünstigt, suchten sie bald über Diesen, bald über Jenen die Oberhand zu bekommen, und so durch Ströme von Blut sich in den Besitz eines Landes zu setzen. Nach und nach nahm die blutdürstige Wildheit ab; Ägypter suchten eine Freistätte bei den Griechen; diese nahmen sie auf. Inachus war der Erste, der mit einer Kolonie aus Ägypten dahin kam (1970 v. C. G.), nach ihm Phorones, sein Sohn. In kurzer Zeit gewann Argos, Arkadien und die benachbarte Gegend eine ganz andere Gestalt.

Etwa dreihundert Jahre nachher erschien (1657 v. C. G.) Cekrops in Attika, Cadmus (1594 v. C. G.) in Beotien, und Danaus (1536 v. C. G.) im argotischen Gebiete. Mit ihnen kamen neue ägyptische und phönizische Kolonien, und zugleich Betriebsamkeit und allerlei nützliche Künste dahin. Doch hatten sich im-

mer die wildern Bewohner in die Gebirge gezogen, und die neuen Ankömmlinge, wie ihre Verbündeten, stets beunruhiget. Diese setzten Tapferkeit gegen Wildheit, zwangen sie zum Gehorsam gegen die Gesetze, oder, sich in andere Himmelsstriche zu begeben.

Nach Cekrops herrschten, in einem Raume von fünfhundert und fünf und sechszig Jahren, siebenzehn Machthaber, wovon Kodrus der letzte war.

So wie Athen an Kraft und Stärke zunahm, so sah man auch Argos, Arkadien, Lacedemonien, Korinth, Theben, Thessalien und Epiros heranwachsen. Indeß kam ungeachtet der Gesetze und Sitten immer wieder die alte Rohheit und Wildheit in Vorschein. Räuber, welche auf den Straßen die Vorübergehenden angriffen; grausame Gewalthaber, welche die Unschuldigen aufs schrecklichste mißhandelten. Über diese fielen dann Männer von größerer Stärke und Macht, wodurch vorzüglich Herkules, Theseus, Pirithous berühmt, der erste aber am berühmtesten wurde. Es entstand bald da, bald dort ein Krieg. Immer war Habsucht oder Weiberraub, oder sonst eine Leidenschaft Einzelner, die erste Ursache davon. Der Argonauten Zug ward unternommen, um sich der Schätze des Königs von Colchos, Äetes, zu bemächtigen. Der trojanische Krieg ward durch Paris Entführung der Helena, Menelaus Gemahlin, veranlaßt. Ungerechtigkeiten jeder Art wurden überall, bald da, bald dort, begangen, so spricht die Geschichte der Griechen, wie aller Völker.

Und ehe Solon (630 v. C. G.) das Gesetz geschrieben, hieß das holde Bild des Schönen uns die Tugend lieben! — Wo trifft man denn dies Zauberbild

vor und nach Solon an? — Wie konnte — wäre dies Wunder auch vor Solon gewesen — solches auf die Lebenden des vorigen Jahrhunderts wirken? — Ist dies Alles nicht eine wahre Karikatur? Doch es ist nicht die letzte; es folgen noch mehrere.

Eh vor des Denkers Geist der kühne
Begriff des ew'gen Raumes stand,
Wer sah hinauf zur Sternenbühne,
Der ihn nicht ahnend schon empfand.

Man lasse Myriaden ununterrichtete Augen zur Sternenbühne hinaufsehen und frage sie: „Was habt ihr gesehen?" Flimmernde Lichter, die man Sterne nennt. Empfindet ihr nichts von einem ewigen Raume? — Soll dies Spott seyn? Wer wird so albern reden und sagen: „Ich empfinde einen Raum!" Denken kann man sich einen, doch empfinden nie.

Die, eine Glorie von Orionen
Ums Angesicht, in hehrer Majestät,
Nur angeschaut von reineren Dämonen,
Verzehrend über Sterne geht,
Geflohn auf ihrem Sternenthrone,
Die furchtbar herrliche Urania,
Mit abgelegter Feuerkrone
Steht sie als Schönheit vor uns da.
Der Anmuth Gürtel umgewunden,
Wird sie zum Kind, daß Kinder sie verstehn.
Was wird als Schönheit hier empfunden,
Wird einst als Wahrheit uns entgegengehn.

Zuerst die Sterne, jetzt die Sonne und der Mond; in welcher Verbindung stehen denn diese mit dem reifsten Sohne der Zeit und der alternden Vernunft? Beleuchten sie nur den kleinsten Schatten von diesen? Warum von etwas gesprochen, das gar nicht zur Sache gehört? Noch mehr, warum so ohne alle Besinnung, ohne allen Verstand von der Urania, der Sonne gesprochen, als habe sie sich in der Gestalt des Mondes zum Kinde gemacht, daß Kinder sie verstehen? Ist es nicht, als wollte, der dies sprach, Jeden zum Besten haben? Ist es nicht, als habe er nichts als lauter unwissende Kinder vor sich gehabt, denen man vorschwatzen kann, was man will? — Und dies soll eine der geistreichsten, nachahmungswerthesten Musen seyn? — Würde nicht der kleinste Geist sich solcher Albernheiten schämen? Wäre es ihm je in Sinn gekommen, zu sagen: „Was wird als Schönheit hier empfunden, wird einst als Wahrheit uns entgegen gehn!?"

Seit wann ist denn Empfindung der Grund und Boden, aus welchem die Wahrheit als prangende Frucht dem Auge sich darstellt? Wer hat je auf Meereswelle gesäet und darauf geärntet? Kann nicht oft jeder Bösewicht glauben, er empfinde nur, was recht ist, er übe nur Gerechtigkeit, indeß er nur Rache übt? Glauben nicht oft ganze Räuberbanden, Zügellosigkeit-Empörungsprediger schön zu empfinden, wenn jene unter sich Anhänglichkeit, Treue, Unterwürfigkeit dem Anführer schwören und halten, und diese der Menschheit Rechte zu verfechten sich beeifern? Glauben nicht viele Väter und Mütter schön zu empfinden, wenn sie mehr für den äussern Wohlstand, als für

den gesunden Seelenzustand ihrer Kinder sorgen? Glaubt nicht oft eine entehrte Jungfrau schön zu empfinden, wenn sie, um die Frucht ihrer unglücklichen Liebe vor Schande, Verachtung und Mangel zu schüzzen, dieselbe des Lebens beraubt? — So viel Augen, so viel Ansichten; so viel Neigungen und Leidenschaften, so viel Empfindungen, und Jeder empfindet die seinige als Schönheit, und alle diese empfundenen, vermeinten Schönheiten sollen einst als Wahrheit Jedem entgegengehn? — Wem müssen diese so schönen Worte nicht jezt schon als Wahrheit entgegen kommen, da sie der Weisheit einer so berühmten Muse entflossen? —

Als der Erschaffende von seinem Angesichte
Den Menschen in die Sterblichkeit verwies,
Und eine späte Wiederkehr zum Lichte
Auf schwerem Sinnenpfad ihn finden hieß,
Als alle Himmlischen ihr Antliz von ihm wandten,
Schloß sie, die Menschliche, allein
Mit dem verlassenen Verbannten,
Großmüthig in die Sterblichkeit sich ein.

Glaubt man nicht, hier beginne erst das Gedicht? Warum gleich anfänglich schon den vollendeten, reifsten Sohn der Zeit mit dem Palmenzweige und die geheimnißvolle Hand, und nun erst den Verstoßnen, in die Sterblichkeit Verwiesenen? Die Hand hat ja den Verlassenen vom Strande des Lebens weggenommen und ihn ganz ausgebildet, wie kann er nun wieder als Kind, im Kerker der Sterblichkeit, von jener

Menschlichen erst gepflegt werden? — Wer ein Held in der Geduld werden will, der höre das unverständliche, verworrene Geklingel dieses Saitenspiels!

Hier schwebt sie, mit gesenktem Fluge,
Um ihren Liebling, nah am Sinnenland,
Und mahlt, mit lieblichem Betruge,
Elisium auf seine Kerkerwand.

Die Menschliche, die den Erschaffenden und die Himmlischen durch ihre Großmuth so sehr beschämt, ist demnach ein Genius, der, im Schweben um den Eingekerkerten, ihm Elisium an die Kerkerwand mahlt? Ist aber im Schweben mahlen möglich? Wie kann da eine Stätigkeit seyn? —

Als in den weichen Armen dieser Amme
Die zarte Menschheit noch geruht,
Da schürte heil'ge Mordsucht keine Flamme,
Da rauchte kein unschuldig Blut.
Das Herz, das sie an sanften Banden lenket,
Verschmäht der Pflichten knechtisches Geleit;
Ihr Lichtpfad, schöner nur geschlungen, senket
Sich in die Sonnenbahn der Sittlichkeit.

Eine wahre theatralische Maschinerie! Wird nur ein Rad gedreht, so steht plötzlich etwas Anders da! Kaum mahlt der Genius, so sitzt er als Amme mit ihrem Säugling in den Armen da. Hat aber die zarte Menschheit noch geruht; saß die Amme — die Kunst — noch unthätig da, wie konnte ein Künstler, ein Kunst-

werk gesehen werden? Kann man von einer zarten Menschheit reden, wo keine Kunst weder grünt noch blüht? Ist dieselbe nicht vielmehr in ihrer Rohheit? — Wie kann eine Kunst ausgeübt werden, wenn das Herz die Pflichten derselben verschmähen und für ein knechtisches Geleit ansehen darf? — Wird nur das Herz des Menschen gebildet, ist dies schon genug, ein Künstler zu werden? Warum unterwies die Hand den Verwaisten in hohen Pflichten, und jetzt soll das Herz sie verschmähen? — Hand und Amme, reifster Sohn und dieser Säugling, welch unerträglicher Widerspruch! — Welch unverdauliche Ungereimtheit! Und dann die heilige Mordsucht, wer hätte diese erbärmliche Anspielung hier gesucht? Wo ist ein Musensohn, der sich zu einem so hohen Geiste geschwungen hätte? —

Die ihrem keuschen Dienste leben,
Versucht kein niedrer Trieb, bleicht kein Geschick;
Wie unter heilige Gewalt gegeben
Empfangen sie das reine Geisterleben,
Der Freiheit süßes Recht, zurück.

Glückselige, die sie — aus Millionen
Die reinsten — ihrem Dienst geweiht,
In deren Brust sie würdigte zu thronen,
Durch deren Mund die Mächtige gebeut;
Die sie auf ewig flammenden Altären
Erkor, das heilge Feuer ihr zu nähren,
Vor deren Aug' allein sie hüllenlos erscheint,
Die sie in sanftem Bund um sich vereint.

Freut euch der ehrenvollen Stufe,
Worauf die hohe Ordnung euch gestellt!
In die erhabne Geisterwelt
Wart ihr der Menschheit erste Stufe!

Ach! warum sind nicht alle Menschen geborne Künstler, Dichter, Maler, Bildhauer, Baumeister und was nur Künstler heißt? — Warum ist die Welt nicht Eine Kunstschule? Wie könnten alle geistlichen und weltlichen Redner- und Gerichtsstühle, alle andern Erziehungsanstalten, alle Gewerbe erspart werden! Wie würde der Name Krieg und Krieger verschwinden! Welch ein Friede, welche Glückseligkeit würde überall in diesem reinen Geisterleben herrschen! — O ihr Glückseligen, die sie aus Millionen, die reinsten, ihrem Dienste geweiht, in deren Brust sie würdigte zu thronen, ihr seyd also die Erkohrnen, die in der erhabnen Geisterwelt der Menschheit erste Stufe einnehmet! Welch liebloses, grausames Schicksal gegen so viele Millionen Andere, die nichts, als Menschen sind!

O ihr auserwählten Geister, nicht mehr Menschen, euch versucht kein niedrer Trieb! Keiner kennet weder Macht der Sinnlichkeit, noch Gewalt der Leidenschaften; weder wilde, zerstörende Begierde, noch Ränke und Tücke, den gleich geschickten Nebenbuhler zu verkleinern, herabzusetzen; ihn aus der öffentlichen, mit Recht ihn ehrenden, Meinung allmählig herauszuwinden, ihn auf die Seite zu werfen, damit seiner nicht mehr gedacht werde, und auf diese Weise durch schamlose, immerwährende Erhebung eigner, vorzüglicher Verdienste als Vollkommenheitsbild sich selbst zu

ausschließlicher, öffentlicher Verehrung aufzustellen. Keiner von euch weiß von Bedürfnissen des Lebens, von ängstlichen Sorgen, drückendem Mangel, von irgend einem Wechsel des Geschicks, von traurigen Zufällen, von Neid, Haß, Zorn, Rache, Wollust, Eigendünkel, Stolz, Eifersucht. In heilige Gewalt seyd ihr von jeher gegeben, zu keiner Zeit kanntet ihr niedrige Triebe.

Kein niedrer Trieb war es, als Barbarelli, 1477 geb., 1511 gest., wegen seiner schnellen Fortschritte in der Kunst, von seinem Lehrer Bellini fortgejagt wurde.

Kein niedrer Trieb war es, als Titian Vecellio, 1477 geb., 1576 gest., Jakob Robusti, Tintoretto genannt, 1512 geb., 1594 gest., nach kurzer Zeit durch seinen Schüler Danto verbieten ließ, ferner zu ihm zu kommen, weil er in ihm ein seltnes Talent wahrnahm. Er verschonte selbst seines Bruders nicht. Aus Furcht, von ihm übertroffen zu werden, überredete er ihn, die Malerkunst aufzugeben, und sich der Handlung zu widmen.

Kein niedrer Trieb versuchte einen Belisar Corenzio, ein Grieche, 1558 geb., der sich in Neapel niederließ, und ein großer Nachahmer Tintoretts war, durch viele Arbeiten einen großen Ruf erhielt, und ein Freund Riberas, eines berühmten Malers und Vertrauten des Herzogs von Alba und des Vicekönigs D. Piedro von Toledo, wurde. Belisar und Ribera machten sich selbst zu Vorstehern der ganzen Malergesellschaft in Neapel. Hannibal Caracci kam 1609 nach Neapel, um daselbst für die Jesuiten eine Arbeit zu übernehmen. Diese sollte ihm, wenn sie zur Zu-

friedenheit ausfiele, eine noch größere und wichtigere verschaffen. Das Gemälde war vollendet und öffentlich aufgestellt. Corenzio und die ganze Malerschaar konnten nicht umhin, das große Talent anzuerkennen. Doch wußten sie so viel an der geringen Erfindung, Schönheit und Lieblichkeit in dem Gemälde auszusetzen, daß die guten Pater Jesuiten dem Corenzio den Auftrag gaben, die Kuppel ihrer Kirche zu malen. Dieser war auch Ursache, daß Hannibal Caracci keine Arbeiten in Neapel hinterlassen, noch eine Schule daselbst errichten konnte.

Mit Aufträgen überhäuft, theilte Corenzio seine Arbeiten unter seine Anhänger, doch nicht aus Liebe zu ihnen, sondern aus Arglist, um sich einen großen, treuen Anhang zu machen, durch dessen Hilfe er jeden fremden Künstler auf die Seite schaffen könnte.

Guido Reni wurde nach Neapel berufen, um die Kapelle des h. Januars zu malen. Corenzio, aus Furcht, die Nähe eines so großen Mannes möchte ihm schaden, befahl seinen gedungenen Aufpassern, so wie sie Guido's Bedienten zu Gesichte bekämen, ihn derb durchzuprügeln, und seinen Herrn selbst zu bedrohen, daß, wofern er nicht baldmöglichst Neapel verließe, er es mit seinem Leben bezahlen müsse. Guido mußte also die Flucht ergreifen. Dasselbe Schicksal hatte auch sein Schüler Franz Dschessi. Zwei Andere seiner Schüler, Baptista Rudschieri und Lorenz Menini, wurden, unter dem Vorwande, ihnen eine Galeere zu zeigen, zu einem Spaziergange eingeladen. Sie gingen, und nie hatte man mehr von ihnen etwas gehört.

Corenzio, der nun einen Arpino, Guido Reni und

Dscheffi beseitiget hatte, schmeichelte sich jetzt, unter der Begünstigung des Ribera und des Vicekönigs, die Arbeit für die Schatzkapelle des h. Januars zu erhalten.

Allein Caracciolo, ein anderer großer Maler, fand auch eine nicht minder mächtige Anzahl von angesehenen Gönnern, die alle nur ihm diese Arbeit zu verschaffen suchten. Um dem Streite ein Ende zu machen, hielt Ribera für das Beste, die Arbeit zu theilen, und auf diese Weise die beiden Gegner zufrieden zu stellen und zu vereinigen. —

Von dieser Zeit an wurden Corenzio, Caracciolo und Ribera die innigsten Freunde, und bildeten dann das furchtbare Triumvirat, welches allen, besonders den fremden Malern, so gefährlich ward. Sie bahnten sich zu den größten, ansehnlichsten Arbeiten den Weg, nicht allein durch ihren Pinsel, sondern durch Dolch und Gift.

Corenzio und Caracciolo hatten schon die Arbeit in der erwähnten Kapelle angefangen, als plötzlich der Befehl vom Vicekönig kam, sie sollen nicht weiter mit der Arbeit fortfahren und sie dem Domenichino überlassen. Hierauf sannen sie auf alle mögliche Art, dem Domenichino zu schaden oder ihn aus dem Wege zu räumen. Auch ist die allgemeine Sage, daß er durch Gift starb.

Doch bezeichnet Corenzio's abscheulichen Charakter nichts so sehr, als die Art, mit welcher er seinen eignen Schüler Rodrigo bei Seite schaffte. Dieser, sowohl wegen seiner Sitten, als auch wegen seiner vorzüglichen Talente ausgezeichnete und achtungswerthe Künstler verfertigte ein Gemälde für eine Kirche, wel-

ches allgemeinen Beifall erhielt. Corenzio that dergleichen, als wäre er voll Freude über das Glück seines Schülers; er lud ihn oft zu Tische, und hier war es, wo Rodrigo eines Tages von seinem Lehrer heimlicher Weise vergiftet wurde und nach einigen Tagen den Geist aufgab.

Doch endlich ward ihm der Lohn seiner Missethaten. Er wollte einstens einige seiner Gemälde in der Kirche San Severino ausbessern und fiel vom Gerüste. Er starb 1643.

Im Jahr 1648 kam D. Johann von Östreich, natürlicher Sohn Philipps IV., Königs von Spanien, nach Neapel, um den Geist des Aufruhrs daselbst zu dämpfen. Seine Schönheit und Leutseligkeit gewannen ihm sogleich alle Herzen. Einer der Ersten, der sich ihm vorstellte, war der eitle und ehrsüchtige Ribera. Er wußte, daß der Prinz ein großer Liebhaber der Musik und des Tanzes war; er bat ihn daher zu einem Feste, das er in seinem Hause ihm zu lieb veranstaltet hatte. Ribera's älteste Tochter, eine der ersten Schönheiten Neapels, war bald ein Gegenstand besonderer Vertraulichkeit für den Prinzen, der sie dann in seinen Pallast mitnahm, und nach einiger Zeit in ein Kloster nach Palermo bringen ließ. Voll Gram und Schwermuth hierüber verschwand Ribera eines Tages, ohne daß man je mehr etwas von ihm erfuhr. —

Wie viele Andere sind dann nicht durch nagenden Gram über die Ungerechtigkeit, Unterdrückung und Bosheit ihrer Mitkunstgenossen zu frühe der Welt, wie der Kunst, entrückt worden!

Liegt nicht in allem diesem das unverkennbare Ge-

präge der aus dem Munde der Wahrheit und Erfahrung geflossenen Worte:

Die ihrem keuschen Dienste leben,
Versucht kein niedrer Trieb, bleicht kein Geschick;
Wie unter heilige Gewalt gegeben,
Empfangen sie das reine Geisterleben!

Man muß sich nur wundern, wie eine Muse solche verstandlose Gedanken konnte laut werden lassen! Wer sieht nicht in der erwähnten Erzählung, wie verschieden Künstler und Mensch ist? Daß der Eine bis an den Himmel reichen kann, indeß der Andere in der Hölle steht; daß der Eine ein Engel seyn kann und der Andere ein Teufel ist; daß weder Saitenspiel noch Pinsel — weder Meisel noch Maßstab, oder sonst ein Kunstwerk, sie mögen auch noch so große Werke hervorbringen, im Stande sind, ein schönes Bild der Seele darzustellen, sie in die heilige Gewalt der Tugend, aus dem Geiste der Religion geboren und erzogen, zu geben, und sie in das reine Geisterleben zu versetzen.

Doch, sind wir nicht Alle berufen, unsre Dienste der größten der Künste zu weihen und wahre Künstler zu werden? Sollen wir nicht täglich, wie der Bildner am Marmorblocke, an unserm harten Natursinn arbeiten, um ihn immer geschmeidiger und tugend- und himmelsfähiger nach dem Willen des Vaters im Himmel zu machen? Soll das Bild der Seele nicht täglich, nach dem Vorbilde, das vom Himmel gesandt wurde, wachsen und zunehmen, damit, wenn es dereinst zur Prüfung vor allen Menschen aufgestellt wird,

dasselbe nicht verworfen werde, und den ausgesetzten Preis ewiger Seligkeit erlange? — Doch Viele sind berufen, Wenige aber auserwählt. Ja, bei diesen Künstlern allein kann man sagen:

Glückselige, die sie (die Tugend), aus Millionen
Die Reinsten, ihrem Dienst geweiht;
In deren Brust sie würdigte zu thronen,
Durch deren Mund die Mächtige gebeut.
Die sie auf ewig flammenden Altären
Erkohr das heil'ge Feuer ihr zu nähren.
Vor deren Aug' allein sie hüllenlos erscheint,
Die sie in sanftem Bund vereint! —
Freut euch der ehrenvollen Stufe,
Worauf die hohe Ordnung euch gestellt.
In die erhabne Geisterwelt
Wart ihr der Menschheit erste Stufe.

So wie die, dem reifsten Sohne beigelegten, Eigenschaften nur dem Geisteschristen zukommen, so auch die Worte: Glückselige u. s. w. nur Ihm.

Eh ihr das Gleichmaß in die Welt gebracht,
Dem alle Wesen freudig dienen:
Ein unermeßner Bau im schwarzen Flor der Nacht,
Nächst um ihn her, mit mattem Stral beschienen,
Ein streitendes Gestaltenheer,
Die seinen Sinn in Sklavenbanden hielten,
Und ungesellig, rauh wie er,
Mit tausend Kräften auf ihn zielten:
So stand die Schöpfung vor dem Wilden.

—

Durch der Begierde Fessel nur
An die Erscheinungen gebunden,
Entfloh ihm, ungenossen, unempfunden,
Die schöne Seele der Natur.

Warum jetzt erst der Wilde? Sollte nicht mit diesem der Anfang gemacht worden seyn? Sollte nicht Er zuerst gezeigt haben, wie durch seine Aufmerksamkeit, Beobachtung, Betriebsamkeit und seiner Eifer und Beispiel bald da, bald dort Dieser und Jener gereizt und aufgemuntert wurde, das noch öde Feld der Kunst urbar zu machen, immer mehr zu bearbeiten und zu verschönern? Sollte nicht dann erst der reifste Sohn, und dies in seinem rechten Zeitalter, und nicht am Ende des vorigen Jahrhunderts in Vorschein gekommen seyn? Warum die vielen unnöthigen, verwickelten Vorwerke, um zu diesem Wilden zu kommen? Konnte nicht der Wundersohn, die Hand, Urania und die Amme, der ganzen Dichtung unbeschadet, ganz wegbleiben? Man zerbricht sich ohnedies den Kopf damit; wo man einen Faden sucht, ihn an den Verstand anzuknüpfen, findet man keinen. Jeder, selbst der Scharfsinnigste, muß sagen: „Entweder liegt kein Quintchen Verstand in der ganzen Sache, oder gebricht es mir ganz daran." Kurz, es heißt, wie man gewöhnlich sagt: „Leer Stroh gedroschen!"

Nun wird, nach eigner Erfindung und Fantasie, den Meisten sehr dunkel und räthselhaft und ausser dem Gebiete der Wirklichkeit, die Entstehung und weitern Fortschritte der Kunst geschildert. Dem gänzlichen Schlusse geht noch eine Ermahnung an die Musensöhne voran, es heißt:

Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben,
Bewahret sie!
Sie sinkt mit euch, mit euch wird sie sich heben!
Der Dichtung heilige Magie
Dient einem weisen Weltenplane,
Still lenke sie zum Oceane
Der großen Harmonie!

Selbst Lehren geben und sie nicht beobachten, ist es nicht schlimmer, als Anderer Lehren hören und sie nicht achten? Wird der Menschheit Würde in diesen Dichtungen bewahrt? Hebt sie sich durch diese Muse? Dient die heilige Magie derselben einem weisen Weltplane? Eben so, wenn es heißt:

Von ihrer Zeit verstoßen flüchte
Die ernste Wahrheit zum Gedichte,
Und finde Schutz in der Kamönen Chor.
In ihres Glanzes höchster Fülle,
Furchtbarer in des Reizes Hülle,
Erstehe sie in dem Gesange,
Und räche sich mit Siegesklange
An des Verfolgers feigem Ohr.

Wenn jede Wahrheit so zum Gedichte, wie in diesem, sich flüchtet und Schutz in der Kamönen Chor findet, wer wird dann noch wissen, was Wahrheit ist, und wo man sie suchen und finden soll? Und kleidet sie je eine solche Muse in des Reizes Hülle; dann ist die Täuschung, nicht die Wahrheit, wahrhaft furchtbar, und man muß mit Metastasio ausru-

fen und vor den großen Reizen Jeden warnen und sagen:

Guardatevi da lor, guardatevi da lor, son tutti inganni!

Hütet euch vor ihnen, hütet euch vor ihnen, es ist nichts als Täuschung und trügliches Blendwerk!

Der freisten Mutter freie Söhne,
Schwingt euch mit festem Angesicht
Zum Stralensitz der höchsten Schöne,
Um andre Kronen buhlet nicht.
Die Schwester, die euch hier verschwunden,
Holt ihr im Schoos der Mutter ein;
Was schöne Seelen schön empfunden,
Muß trefflich und vollkommen seyn.

Wie schön die Muse empfunden, beweisen diese Dichtungen, aber auch zugleich, wie kühn sie ist, von einer schönen Empfindung einer schönen Seele, und vom Aufschwingen mit festem Angesicht zum Stralensitz der höchsten Schöne zu reden! Wo findet man hier nur die kleinste Spur von diesem Aufschwingen? Schwebte die Muse nicht bis hieher mit gesenktem Fluge nur am tiefen, niedern Sinnenlande? Malte sie nicht mit lieblichem Betruge im Genießen und Entbehren, in der Thierheit Freuden Jedem sein Elisium? Heißt dies nicht der frechsten Mutter frechster Sohn? Kann je ein solcher zum Stralensitz der höchsten Schöne sich schwingen? Wo ist die höchste Schöne; wo ihr Stralensitz? Ist dies nicht das höchste Wesen der Wesen? Welcher Mu-

sensohn hat immer nur um diese Krone gebuhlt, seine Lust nur darin gefunden? Welcher sann nur darauf, demselben Loblied auf Loblied und den dreifach Ewigen und Einen in das Herz der Menschen tief, tief hineinzusingen, als der hohe Messiassänger? — Welcher freie Sohn machte die freiste zugleich zur edelsten, heiligsten Mutter? Klingt seine Harfe nicht immer, als ertönte sie im Chore der Engel? Man höre, wie er sich in der Ode:

Dem Unendlichen,

aufschwingt!

Wie erhebt sich das Herz, wenn es Dich,
Unendlicher, denkt! Wie sinkt es,
Wenn's auf sich herunter schaut!
Elend schaut's wehklagend dann und Nacht und Tod!

Allein Du rufst mich aus meiner Nacht, Der im Elend, Der im Tod hilft!
Dann denk ich es ganz, daß Du ewig mich schufst,
Herrlicher! Den kein Preis, unten am Grab, oben am Thron,
Herr, Herr, Gott! Den dankend entflammt, kein Jubel genug besingt.

Weht, Bäume des Lebens, ins Harfengetön!
Rausche mit ihnen ins Harfengetön, kristallner Strom!
Ihr lispelt und rauscht, und, Harfen, ihr tönt
Nie es ganz! Gott ist es, Den ihr preist!

Donnert, Welten, in feierlichem Gang, in der Posaunen
Chor!
Du, Orion, Wage, du auch!
Tönt, all ihr Sonnen, auf der Straße voll Glanz
In der Posaunen Chor!

Ihr Welten, donnert,
Und du, der Posaunen Chor, hallest
Nie es ganz, Gott! Nie es ganz, Gott,
Gott, Gott ist es, Den ihr preist!

Ode:

Der Erbarmer.

O Bewunderung, Gottes Bewunderung,
Meine Seligkeit!
Nein! Wenn sie nur bewundert,
Hebt sich die Seele zu schwach!

Erstaunen! Himmelfliegendes Erstaunen!
Über Den, Der unendlich ist!
O du der Seligkeiten höchste,
Überströme meine ganze Seele

Mit deinem heiligen Feuer!
Und laß sie, du Seligkeit,
So oft und so hoch die Endliche kann,
Aufflammen in Entzückungen!

Du warst! Du bist! Wirst seyn!
Du bist!
Wie soll ich Dich denken!
Meine Seele stehet still, erreicht es nicht.

Vater! Vater!
So soll meine Seele Dich denken,
Dich empfinden mein Herz!
Meine Lippen Dich stammeln!

Vater! Vater! Vater!
Fallt nieder, betet an, ihr Himmel der Himmel!
Er ist euer Vater!
Unser Vater auch!

Muß man nicht hier allein frohlockend ausrufen: „Ja, was schöne Seelen schön empfunden, muß trefflich und vollkommen seyn!“

Ja, ihr Menschen, ihr hohen und höchsten Geister alle, wer Gott nicht als den geoffenbarten, dreieinigen Vater denkt, kann nie wahrhaft groß, erhaben und schön weder denken, noch empfinden. Nur in diesem tiefgedachten Gedanken „Gott“ liegt allein alles Große, Erhabene und Schöne, Licht und Wahrheit für den Geist, Adel und Schwung der Seele, Fülle und Strom der Empfindung für das Herz. Ausser Ihm ist Alles, Alles, mag es auch noch so groß scheinen, klein und niedrig. Und wer nur von der Erde spricht, und sich im Sinnenlande gefällt, der steht auf der niedrigsten Stufe; wer sich aber in der Unsterblichkeit und in dem Unendlichen ge-

fällt, vom Himmel nur spricht und sein Loblied singt, der ist über Alle.

Wo ist aber nur Ein Lied des freisten Sohns der freisten Mutter, das sich zum Stralensitz dieser höchsten Schöne aufschwang? — War sein Flug nicht immer mehr abwärts, als aufwärts? — War er nicht zur trauernden Göttermuse? Und doch ist diese, wie noch keine, die allgepriesenste und allverehrteste! Man frage nun:

„Welches ist der Geist der Zeit?"

Die Götter Griechenlands.

Hier sehen wir eine im höchsten Wehmuthstone verfaßte, den Verlust der Götter innigst beseufzende Elegie, aber auch zugleich eine, die entgötterte Welt, ja selbst die Gottheit herabwürdigende, Satyre. Sie erschien 1788, wie sie noch, nebst der, 1800 von dem Verfasser aus Gefälligkeit veränderten, für die Freunde der ersten Ausgabe zu lesen ist, mithin von ihm nicht verworfen wurde. Das veränderte Gedicht sagt demnach: „Hier erschein ich in verkürztem Gewande, weil mans so wünschte; doch das erste ist das Bessere und nach meinem Geschmacke, darum wollt' ichs nicht bei Seite legen, damit die Freunde desselben es nicht vermissen und ihre Freude daran haben, wie ich."

Die Götter. Was waren sie? Wesen, oder vielmehr Unwesen der schaffenden Einbildungskraft der Dichter. Die schwache Vernunft, Unwissenheit, Sinnlichkeit, Leidenschaften, natürlicher Hang, Alles nur zu sehen, zu betasten, der sich im Kinde, wie beim gemeinen, mithin um so mehr in einem erst werdenden Volke so sichtbar und auffallend zeigt; Alles dies war der fruchtbare Boden, den die Dichter, als höhere Geister, so ungehindert und sicher benutzen und bearbeiten konnten, um in allen Elementen, Luft, Feuer,

Wasser und Erde, selbst in der Unterwelt, ganze Kolonien von erdichteten Wesen anzulegen.

Alle Naturerscheinungen, alle Wirkungen des Guten und Bösen, der Furcht und des Schreckens, der Hoffnung und Freude, wohlthätige und furchtbare Menschen dienten denselben zum reichhaltigsten Stoffe, eine Gottheit nach der andern, sinnlich und lebendig, darzustellen. Durch diese Erfindung entstand, wuchs, vervollkommnete sich nun die bildende Kunst. Ihr bot sich das größte, schönste Feld zu ununterbrochner Bearbeitung dar. Sie borgte den Samen von den Dichtern, streute ihn auf allen Seiten aus, die Einbildungskraft schwellte ihn auf, und sieh, allmählig standen in tausendfachen Bildern, zu immerwährender Bewunderung und Freude, die schönsten Früchte derselben prangend vor Jedem da. Die Götter wurden auf einmal überall sichtbar.

Der Wahn, in jedem Bilde sei eine Gottheit verborgen, bemächtigte sich nun unvertilgbar aller Gemüther. Der natürliche Hang zum Wunderbaren, der daraus fließende Aberglaube, der Reiz der Neuheit, die Liebe zur Veränderung vermehrte die Menge derselben sowohl durch fremde, als eigne Erfindung. Priester, Orakel, Wahrsager, Traumdeuter, öffentliche, feierliche Verehrung gaben diesen erträumten Wesen unleugbare Wirklichkeit und vollends das größte Gewicht.

Der Himmel war Uranus, die Erde Vesta. Beide zeugten Titan und Saturnus. Titan trat seinem Bruder Saturn das Recht der Erstgeburt ab. Doch durfte er keine männlichen Kinder erziehen: dies war die Bedingung. Saturn verschlang demnach alle

gleich nach ihrer Geburt. Cybele, seine Gemahlin, wollte ihre Leibesfrucht retten und flüchtete sich nach der Insel Kreta. Dort gebar sie Jupiter. Dieser gab, als er erwachsen war, seinem Vater Saturn einen Trank — d. h. ein Brechmittel — wodurch er alle verschlungenen Kinder wieder von sich geben mußte. Der Vertrag mit Titan war nun gebrochen, dieser erklärte demnach Saturn den Krieg, überwand ihn, und schloß den Bruder mit Cybele, seiner Gemahlin, in ein enges Gefängniß. Jupiter befreite seinen Vater nach etlichen Jahren; doch traute dieser seinem Sohne nicht. Er stellte ihm nach dem Leben und bekriegte ihn endlich öffentlich. Jupiter siegte, jagte den alten Vater aus dem Himmel, und theilte dann das Weltreich unter sich und seinen Brüdern. Neptun erhielt das Meer; Pluto die Hölle; er aber behielt Himmel und Erde für sich.

Titan, sein Oheim, hetzte die Titanen, Söhne der Erde und des Uranus, gegen den unrechtmäßigen Besitzer des Himmels auf, Jupiter aber siegte endlich nach langem Kampfe. Von allen Feinden befreit, überließ er sich allen seinen Leidenschaften. Thierische Lust war sein größter Hang, darum nahm er allerlei Gestalten an, um die Weiber in sein Netz zu locken.

Er verwandelte sich in einen Stier, um Europa, Agenors, des Königs von Phönizien Tochter, zu entführen: in einen goldnen Regen, um Danae, Tochter des Königs von Argos, zu gewinnen: in einen Schwan, um Leda, Tochter des Tyndarus, Königs von Sparta, sich geneigt zu machen: in einen Adler, um Ganimed, den schönsten der Jünglinge und Sohn des trojanischen Königs Tros, zu entführen. Dieser

mußte nachher den Göttern den Nektar einschenken. Andere Weiber hatte er ohne Zahl. Juno aber war seine Gemahlin und Schwester.

Juno kannte die Ausschweifungen ihres Gemahls, sie lebte daher immer in Zwist und Unmuth mit ihm, und haßte die Früchte seiner Treulosigkeit, Herkules, Bacchus und viele Andere dergleichen auf die rachgierigste Weise. Sie ließ ihn durch Argus bewachen. Dieser hatte hundert Augen, von denen, während die einen schliefen, immer fünfzig wachten. Einst ließ ihn Jupiter im Schlafe umbringen. Juno verwandelte ihn hierauf in einen Pfau, der ihr nachher geweiht war.

Apollo, der Gott der schönen Künste und Wissenschaften, regierte auch den Lauf der Sonne auf einem vierspännigen Wagen.

Diana, Apollo's Zwillingsschwester, Göttin der Jagd, ward, obgleich sie den Ruhm der Keuschheit besaß, doch beschuldiget, den schönen Endymion geliebt und dem Pan nachgegeben zu haben.

Minerva, die Göttin der Weisheit, der schönen Künste und des Kriegs, weswegen sie auch Pallas oder Bellona heißt, ward ohne Mutter, aus Jupiters Gehirn geboren. Aus diesem kam sie, den pirrischen Tanz tanzend, ganz bewaffnet, mit Lanze, Schwert und Schild heraus. Bei dieser Entbindung mußte Vulkan Jupitern den Kopf mit einem Axthiebe spalten, so daß dieser mehrere Tage das Bett hüten mußte.

Die neun Musen, Töchter Jupiters und der Memnosyne. Kalliope, Vorsteherin der Beredtsamkeit und des Heldengedichts — Klio, der Geschichte — Erato, der Liebesgedichte — Melpomene, des Trauerspiels — Thalia, des Lustspiels — Terpsi-

chore, des Tanzes — Euterpe, der Tonkunst — Polymnia, der Ode — Urania, der Sternkunde.

Themis, Göttin der Gerechtigkeit, Tochter des Uranus und der Titia, Saturnus ältere Schwester und Jupiters Muhme. Sie wollte sich nie vermählen. Jupiter zwang sie, sich mit ihm zu verbinden. Sie hatte drei Töchter von ihm: die Billigkeit, das Gesetz und den Frieden.

Mars, Jupiters und der Juno Sohn, der Gott des Kriegs und der Schlachten.

Venus, die Göttin der Schönheit, die Lust der Götter und Menschen, Kupido's Mutter, ihre unzertrennlichen Gefährten die drei Grazien: Aglae, Thalia und Euphrosine.

Neptun, Gott des Meers, Jupiters und Plutos Bruder. Er empörte sich gegen Jupiter. Dieser verwies ihn und Apollo auf die Erde. Nach seiner Verweisung suchte dieser Gott seine Schmach in Befriedigung sinnlicher Lüste zu vergessen. Bald erschien er als Stier, bald als Widder, bald als Pferd oder Meerschwein. Opfer seiner Nachstellungen wurden die Nymphen Alope, Amymone, Medusa und Melanippe.

Pluto, Gott der Hölle, entführte Proserpina der Göttin Ceres, ihrer Mutter. Wegen seiner Unbiegsamkeit und Härte war er allgemein verhaßt.

Kupido, Sohn des Jupiters und der Venus. Der Gott der Liebe.

Latona, Jupiters Geliebte, ward von Juno verfolgt. Jupiter verwandelte sie in eine Wachtel, und so gebar sie, hinter einem Ölbaume, Apoll und Diana.

Plutus, Gott des Reichthums.

Hebe, Jupiters und der Juno Tochter. Jupiter, von ihrer Schönheit eingenommen, übergab ihr das Amt, ihm und den Göttern den Nektar einzuschenken.

Vulkan, Jupiters und der Juno Sohn. Weil er sehr häßlich war, stürzte ihn Juno in das Meer, damit er in seinen Tiefen auf immer verborgen bleiben möchte. Andere sagen, er sei seiner Mutter Juno einst zu Hilfe gekommen, hierauf habe ihn Jupiter an den Füßen genommen und zum Himmel hinausgeworfen. Auf Bacchus Fürbitte sei er aber wieder unter die Himmelsgötter aufgenommen worden. — Dies die erste Rangordnung der Götter.

Halbgötter.

Hymen, ein Jüngling aus Athen, sah einem Mädchen gleich. Einst feierten die athenienſischen Jungfrauen am Ufer des Meeres das Ceresfest. Hymen und seine Geliebte wohnten zugleich demselben bei. Seeräuber überfielen sie, nahmen sie mit sich, setzten sie aufs Land, und legten sich nieder und schliefen ein. Hymen stand auf und tödtete die Räuber. Zum Lohn bat er sich dann von den Atheniensern seine Geliebte als Gattin aus. Sein Wunsch ward erfüllt. Wegen dieser so glücklichen Verbindung wurden nachher, ihm zu Ehren, die Hymeneen in Athen gefeiert. Hierauf machten die Dichter eine Gottheit aus ihm und sagten, er sey Apollo's und der Kalliope, oder Bacchus und Venus Sohn.

Pan, Merkurs und der Penelope Sohn, Gott der Hirten, Jäger und Feldbewohner. Er wurde vorzüglich von den Arkadiern verehrt und ertheilte auch Orakel.

Faun, ein ländlicher Gott, Sohn des Merkurs und der Nacht, sagte den Männern, und Fatua, sein Weib, den Weibern die Zukunft voraus. Er wird als Vater und Haupt der Faune und Satyre, auch ländlicher Götter, angesehen.

Wasser- und Erdnymphen, untergeordnete Gottheiten. Nach den Dichtern war die ganze Welt mit Nymphen angefüllt.

Tritonen, Meerungeheuer, halb Mensch, halb Fisch, mit einer lautschallenden Meeresmuschel. Sie sind Neptuns Gefolge.

Proteus, Sohn des Oceans, führte Neptuns Heerden, kannte das Zukünftige, doch offenbarte er es nie, ausser man zwang ihn dazu. Diesem auszuweichen, nahm er alle Gestalten an, und verwandelte sich bald in Wasser oder Feuer oder in wilde Thiere. Konnte er auch dadurch nicht mehr entgehen, so entdeckte er zuletzt, was er von der Zukunft wußte.

Äol, Gott der Winde, mit einem eisernen Zepter in der Hand, auf einem Fels, woraus die Winde zu entwischen suchen.

Flora, oder Chloris. Zephyr bewarb sich um ihre Liebe, entführte sie und gab ihr das Blumenreich und den Genuß eines ewigen Frühlings.

Pales, Göttin der Hirten. Unter ihrem Schutze standen alle Heerden jeder Art. Ihr zu Ehren wurde alle Jahre das Fest Palilia gefeiert.

Harpyen. Ungeheuer, die Alles vergifteten. Weiberkopf, Bärenohren, Habichtskörper, Fledermausflügel, große Krallen an Händen und Füßen.

Syrenen, Oceans und der Amphytrite Töchter;

halb Weib, halb Fisch. Sie zogen die Fremden durch ihren Gesang an sich und verschlangen sie.

Laren, Penaten, Hausgötter. Völker, Provinzen, Städte und Familien besaßen sie. Es waren kleine, ungestaltete Bilder von Silber, Elfenbein, Holz, Wachs und anderem Stoffe, je nachdem es jede Familie vermochte.

Bacchus, Jupiters und der Semele Sohn, der Gott des Weins. Seine Tapferkeit und seine Eroberungen machten ihn seiner Geburt würdig. Er zeichnete sich vorzüglich durch die Eroberung von Indien, die er mit einem Heere von Männern und Weibern machte, aus.

Merkur, Bote und Dollmetscher der Götter, war Jupiters vorzüglichster Diener in seinen Liebeshändeln. Er machte in Jupiters Namen dem schönen Geschlechte Liebeserklärungen, legte ihnen überall Schlingen, und überbrachte ihnen die verführendsten Geschenke. Er bereitete Alles zu den Überfällen und Entführungen, führte Agenors Heerden an das Ufer des Meers, als Jupiter, in einen Stier verwandelt, Europa entführte; gebot der Nacht, sich zu verlängern, während Jupiter in Alkmenens Armen lag. Er mußte die Todten in die Hölle und wieder ins Leben führen, wenn sie andere Körper bewohnten. Überdies war er der Gott der Beredtsamkeit, der Kaufleute, der Reisenden und der Diebe. Man gibt ihm zu Kindern: Daphnis, die er mit sich in den Himmel nahm; Kupido, den ihm Venus, Öthalide, den ihm die Nymphe Eupolemia, Linus, den ihm Urania, und Autholikus, den ihm Khione gebar. — Dies der zweite Reichsadel der Götter.

Nun kommen

die großen götterfähigen Ritter und Helden.

Perseus, Jupiters und der Danae Sohn, ein großer Held. Akrisius, König von Argos, ward von dem Orakel kund gethan, er werde durch einen Enkel das Leben verlieren. Diesem zu entgehen, schloß er Danae, seine Tochter, in einen ehernen Thurm, dessen Eingang er aufs strengste bewachen ließ. Jupiter verwandelte sich in einen goldnen Regen, täuschte die Wachsamkeit des Vaters, und Danae gebar nach einiger Zeit den berühmten Perseus.

Akresius vernahm nun, was geschehen war. Hierüber ergrimmt gab er Mutter und Kind auf einem Nachen Winden und Wellen preis. Glücklicherweise ward der Nachen an die Küste der Insel Skriphus getrieben. Polydekt herrschte daselbst. Dieser nahm die Unglückliche mit ihrem Kinde großmüthig auf, und ließ den jungen Perseus sorgfältig erziehen. Dieser wuchs heran, und zeigte ungewöhnliche Fähigkeiten. Nun war er Jüngling. Polydekt wurde allmählig mißtrauisch gegen ihn, er suchte daher, unter dem Vorwande, der junge Mann müsse sich nun auch Ruhm erwerben, ihn zu entfernen. Er gab ihm deshalb den Auftrag, er solle die drei Gorgonen, Medusa, Euryale und Stenone, welche die benachbarten hesperischen Länder so sehr verheerten, bekriegen, und Medusens Kopf, der statt der Haare Schlangen hatte, und dessen Blicke versteinerten, ihm bringen.

Er ging. Ihn vor dem unfehlbaren Untergange zu schützen, sorgten die Götter selbst für seine Bewaffnung. Merkur gab ihm seine Flügel und ein sichel-

förmiges Schwert; Minerva lieh ihm ihren Schild; Pluto bedeckte sein Haupt mit seinem Helme, dieser hatte die Kraft sich unsichtbar zu machen.

So ausgerüstet kam Perseus im Lande des Königs Atlas, bei dem Pallaste der Gorgonen, an. Der Eingang desselben wurde von zwei Töchtern des Phorkus, die man die Alten nannte, vertheidigt. Sie hatten nur Ein Auge, welches sie einander wechselsweise liehen. Perseus war durch seine Gewandtheit so glücklich, gerade in dem Augenblicke, da sie es einander gaben, sich dessen zu bemächtigen. Nun war für ihn der Eingang frei. Er kam durch dunkle Wege, Wälder und Felsen endlich zu Medusens Pallast. Da sah er überall nichts als versteinerte Menschen und Thiere. Sich vor einer solchen Gefahr zu schützen, sah er immer auf seinen Schild. Dieser war wie ein Spiegel und stellte jeden Gegenstand dem Auge dar. Auf diese Weise sah er ohne Gefahr Medusa, die, wie die Schlangen um ihren Kopf, in tiefem Schlafe lag. Perseus benutzte den günstigen Augenblick und hieb ihr den Kopf ab, aus dessen Blute sogleich Pegasus und Chrysaor entstanden.

Pegasus war beflügelt. Perseus schwang sich auf dasselbe und eilte mit ihm durch die Lüfte. Medusens Kopf band er auf seinen Schild. Als er über Lybien hinflog, entstanden durch die herabfallenden Tropfen nichts als Schlangen und Ungeheuer, wovon dies Land seit dieser Zeit voll ist. Nachdem er noch viele andere ausserordentliche Thaten vollbracht hatte, baute er die Stadt Mycene, wo er nach seinem Tode als Halbgott verehrt wurde.

Herkules, Jupiters und der Alkmene Sohn, war

immer dem unversönlichsten Hasse der Juno ausgesetzt. Als er, noch ein Kind, in der Wiege lag, wollte sie ihn durch zwei Schlangen tödten, doch er nahm sie und drückte sie todt. Nun war er ein junger Mann. Juno verfolgte ihn noch mehr. Um sein gewisses Verderben herbeizuführen, gab sie seinem ältern Bruder Eurystheus, König von Mycene, den Auftrag, dem jungen Herkules zwölferlei, beinahe unausführbare, Arbeiten aufzulegen. Eurystheus erfüllte Juno's Wunsch aufs genauste.

Zuerst mußte er einen ungeheuern Löwen in Nemeus Walde in Achaja erlegen. Er thats, zog demselben die Haut ab, und trug sie dann immer, als Zeichen seines ersten Sieges, über den Schultern.

Durch angelegtes Feuer tödtete er bei Argos die Hydra von Lerna, eine Schlange, nach Einigen mit sieben, nach Andern mit fünfzig Köpfen. Wurde derselben auch einer abgehauen, so entstanden immer wieder neue.

Im Walde Menales in Arkadien sollte er eine Hirschkuh mit ehernen Füßen und goldnem Geweihe erlegen. Diese verfolgte er ein ganzes Jahr hindurch; endlich ermüdete er sie und brachte sie Eurystheus lebendig.

Arkadien sollte er von einem wüthenden wilden Schweine befreien. Er fing es im Walde Erymanthes und führte es Eurystheus, der vor Schrecken sich vor demselben verbarg, vor.

Augias, König von Elis im Peloponnes, hatte dreitausend Kühe in Ställen, welche dreißig Jahre lang nicht gereinigt wurden, und das ganze Land mit Gestank erfüllten. Herkules leitete den Alpheus in die-

selben, und so wurden sie durch ihn vom Unrath gesäubert.

Arkadien ward von den Harpyen geplagt. Sie verfinsterten mit ihren großen Flügeln die Sonne, und zerrissen mit ihren Klauen jeden Vorübergehenden. Herkules tödtete sie. Nach andern erfand er eine eherne Trommel und verjagte sie durch den Schall derselben.

Neptun war über Kreta ergrimmt und ließ einen furchtbaren Stier daselbst entstehen, um diese Insel ganz zu verwüsten. Herkules begab sich dahin, bändigte den Stier und führte ihn vor Eurystheus. Dieser ließ ihn in Attika los, wo er große Verheerung anrichtete. Nachher erlegte ihn Theseus bei Marathon.

Diomedes, König von Thrazien, besaß eine große Anzahl der schönsten Mutterpferde, die er alle, wie man sagt, mit Menschenfleisch nährte. Herkules überwand ihn und gab ihn selbst denselben zur Speise.

Von da zog er gegen die Amazonen. Diese wohnten in Thrazien oder Scythien, am Flusse Thermodoon. Herkules tödtete sie alle, mit Ausnahme ihrer Königin Hippolythe. Er gab sie seinem Kriegsgefährten Theseus zur Gemahlin, die ihm nachher den unglücklichen Hippolyth gebar.

Aus den gefallenen Blutstropfen des Medusakopfs entstand ein Ungeheuer von Menschen mit drei Körpern und drei Köpfen, Gerion genannt. Er herrschte an der äussersten Grenze von Spanien. Herkules griff ihn an, tödtete ihn und nahm, als Beute, die schönsten Ochsenheerden desselben mit sich fort.

Hesperus Töchter besaßen in Afrika Gärten, mit Bäumen voll goldner Früchte. Ein Drache bewachte

sie Tag und Nacht. Herkules kam dahin, tödtete ihn, doch, um die Äpfel zu erhalten, bedurfte er des Atlas, Hesperus Bruders, Hilfe. Atlas war von ungeheurer Größe und unüberwindlicher Stärke. Herkules bat ihn, während er für ihn den Himmel trage, die goldnen Äpfel wegzunehmen. Dieser thats und brachte sie ihm. Er that noch mehr, und unterrichtete ihn in der Sternkunde.

Theseus wollte, mit Hilfe seines Freundes Pirithous, Proserpina aus dem Orkus befreien. Er konnte nicht mehr heraus. Herkules legte den Cerberus an Ketten, stieg in die Hölle hinab, und brachte Theseus wieder aus derselben auf die Erde.

Busiris, Tyrann von Ägypten, opferte alle Fremden, die in sein Reich kamen, dem Jupiter. Diesen besiegte er. Anteus, den Riesen, erdrückte er in seinen Armen. Er trennte die beiden Berge Kalpe und Abila, und so ward die Meerenge von Gibraltar. Kakus, Jupiters Sohn, ein Haupträuber, stahl ihm eine spanische Ochsenheerde; diesen erstickte er in der Höle desselben. Er tödtete den Geier, der die immer neuen Eingeweide des Prometheus fraß. Er befreite Hesione, Laomedons Tochter, Königs von Phrygien, von einem Seeungeheuer und dem nahen Tode.

Endlich ward er aber selbst besiegt und zum Sklaven thörichter Liebe gemacht. Omphale, Königin von Lydien, fesselte ihn durch ihre Reize. Diese vermochten so viel über ihn, daß er sich gänzlich dem Willen seiner Gebieterin unterwarf, Keule und Löwenhaut von ihr sich nehmen, in Weibergewand sich hüllen, einen Spinnrocken sich geben und strafen ließ, wenn er schlecht gesponnen oder eine Spindel zerbrochen

hatte. Doch zuletzt warf er dies schmähliche Joch von sich und kehrte wieder nach Griechenland zurück. Er verstieß Megara, seine Gemahlin, und nahm statt ihrer Dejanira. Der Centaur Nessus gab ihr vor seinem nahen Tode ein vergiftetes Hemd, um, wenn sie Herkules damit bekleidete, seine Liebe gegen sie immer warm zu erhalten. Vor seinem Tode fällte er selbst noch Bäume auf dem Berge Öta, richtete einen Scheiterhaufen auf, breitete seine Löwenhaut darüber, und bat Philoktet, das Feuer anzuzünden. Nach seinem Tode unter die Halbgötter aufgenommen, wurden ihm Tempel und Altäre errichtet.

Theseus, Sohn Egeus, Königs von Athen und der Ethra, Pitheus Tochter. Er ging durch Epidaurus. Hier traf er den Riesen Periphetes an. Dieser schlug jeden Vorübergehenden mit seiner furchtbaren Keule todt, und ging mit derselben auch auf Theseus zu. Dieser aber vertheidigte sich und streckte ihn todt zur Erde. Die Keule, die er ihm abnahm, trug er dann immer mit sich. Ein noch stärkerer Riese band die Vorübergehenden an herabhängende, gebogene Baumäste. Sobald sich diese erhoben, zerrissen sie die Unglücklichen in vier Theile. Theseus ward seiner mächtig und strafte ihn auf gleiche Weise.

Er kam nach Athen. Hier verlangte Minos alle Jahre sieben junge Mädchen und Knaben, um sie dem Minotaurus, halb Mensch, halb Stier, zu opfern. Dies geschah zum drittenmale. Die Athenienser wollten sich empören, doch Theseus besänftigte sie, indem er sich selbst dem Minotaurus zum Opfer darbot.

Er ging und kam auf die Insel Kreta. Hier gewann er gar bald das Herz der beiden Töchter des

Minos, Ariadne und Phedra. Er entdeckte ihnen sein Vorhaben. Ariadne gab ihm sogleich einen Faden, den er beim Eingange des Labyrinths anknüpfen und bis zum Ausgange desselben fortführen sollte. Er thats und erlegte den Minotaurus.

Hierauf nahm er beide Töchter des Minos mit sich. Doch ließ er Ariadne, ungeachtet des ihm geleisteten so wichtigen Dienstes, auf der Insel Naxos zurück, wo nachher Bacchus sie zur Gemahlin nahm. Phedra war nun Theseus Vermählte. Er hatte seinem Vater, Egeus, versprochen, sobald er den Minotaurus würde erlegt haben, wolle er auf der Insel Kreta eine weisse Fahne aufstecken. Aus blinder Liebe zu Phedra vergaß er aber dieses und steckte eine schwarze Fahne auf. Der Vater sah sie, hielt seinen Sohn für todt und stürzte sich aus Verzweiflung ins Meer, welches nun seither noch das egeische Meer genannt wird.

Nachher stieg Theseus mit Pirithous in die Hölle, um Proserpina daraus zu entführen. Pirithous verlor das Leben, und Theseus wurde zu ewigen Ketten verdammt, doch ward er nach einiger Zeit durch Herkules daraus befreit.

Indeß verliebte sich Phedra in Hippolyth, Sohn der ersten Gemahlin von Theseus. Sie ward nicht erhört. Hierüber ergrimmt, athmete sie nichts als Rache. Sie vernahm Theseus Zurückkunft. Aus Furcht, ihr Verbrechen möchte entdeckt werden, schrieb sie einen Brief, worin sie sagte, Hippolyths Beschimpfung könne sie nicht überleben, und brachte sich selbst ums Leben.

Theseus kam und vernahm Alles, was geschehen war. Hierüber ergrimmt, flehte er Neptun um Hilfe

gegen seinen Sohn an. Er ward erhört. Neptun sandte ein Meerungeheuer. Hippolyth fuhr auf einem Wagen, die Pferde sahen das Ungeheuer, wurden scheu, rennten mit dem Wagen und ihm davon, und warfen sie zwischen Felsen um, so daß sein Körper ganz zerschmettert zu Boden lag.

Von dieser Zeit an hatte Theseus nichts als Unglück. Die Pallantiden hatten die Athenienser gegen ihn aufgebracht. Er mußte auf die Insel Scyros zu Likomedes flüchten. Dieser aber, wie man sagt, stürzte ihn von einem Felsen herab. Nach seinem Tode wurde er unter die Halbgötter gesetzt.

Kastor und Pollux. Jupiters und Leda Söhne. Sie machten sich bei der Eroberung des goldnen Vließes berühmt, und säuberten auch den Archipelagus von den Seeräubern. Bei diesem Streifzuge erschienen zwei Feuer um ihr Haupt; dies und die darauf folgende Ruhe war Ursache, warum sie zu Schutzgöttern der Seefahrer gemacht wurden.

Dies nun die berühmte Götterzunft und wie viel andre, nebst den tausendfachen Verwandlungen! Und wo war der Sitz dieser Götterarmee? In Griechenland.

Was für ein Land war es? Seiner Lage nach das schönste. Waren die Bewohner desselben besser, als je Menschen waren und seyn werden? War der Kampf des Guten und Bösen und der Leidenschaften bei Einzelnen, wie bei der Menge, nie so groß, wie bei andern Menschenkindern? Unterlagen die verdienstvollen Männer nie den Umtrieben des Ehrgeizes, des Neides, der Verleumdung und der Willkühr des Volkes?

Wurde der Werth der Tugend und des Verdienstes immer anerkannt, geschätzt und vorgezogen? War immer eine gleich edle, stete, unveränderliche Regierungsform? Kannte man immer nur Gerechtigkeit, Festigkeit, Unerschütterlichkeit, Gleichmuth und Liebe in jeder Staatsverwaltung? War nie die Rede von ungerechter Verbannung würdiger Männer? Lebten alle Bundesgenossen immer in brüderlicher Eintracht, daß Keiner dem Andern überlegen seyn wollte? Gelüstete nie einen Staat nach Eroberung und dem Besitze fremden Gutes? Hierauf kann die Geschichte die beste und sicherste Antwort geben. Was wird und kann sie anders sagen, als daß Griechenland eben so wohl, wie andere Staaten der Erde, gleich dem Meere, in immerwährender Ebbe und Flut war; daß das Gute, immer mit dem Bösen im Kampfe, nie lange die Oberhand behielt; daß, obgleich die Spartaner sich durch Verachtung der Reichthümer, durch Ruhmbegierde, durch Liebe zum Vaterlande, durch Gehorsam gegen die Gesetze und durch Heldenmuth über andere Völker erhoben, sie sich auch durch Unmenschlichkeit und Grausamkeit auszeichneten!

Wie sehr war in Sparta jedes Gefühl für Mitleid, jeder natürliche Trieb der Liebe für Unschuld und Kindheit erstickt! War es menschlich, wenn sie schwache, zärtlich beschaffene Kinder umkommen ließen, weil sie dafür hielten, dieselben könnten nie gute Krieger werden? War es menschlich, wenn sie die Kinder, um sie zum Schmerz zu gewöhnen, an dem Altar der Diana mit Ruthen, zuweilen bis zum Tode, geißelten, ohne daß sie sich unterstehen durften, einen Laut hören zu lassen? War es menschlich, wenn die

Mütter alles zärtliche Gefühl erstickten, und eine Ehre darin suchten, mit der größten Kaltblütigkeit, oder vielmehr mit entzückender Freude, die Nachricht zu vernehmen, daß ihre Söhne unter den Waffen und eines heldenmüthigen Todes gestorben wären? War es menschlich, wenn sie das von ihnen unterjochte benachbarte Volk, die Heloten, nicht wie Menschen, sondern wie das Vieh behandelten? War es menschlich, wenn sie dieselben nicht allein brauchten, um den Kindern einen Abscheu vor der Trunkenheit und Unmäßigkeit beizubringen, sondern auch zuweilen die Jugend ausschickten, um sie hinterlistiger Weise anzufallen und niederzuhauen? War es menschlich, wenn sie jeden Heloten, der sich durch seine Leibesgröße oder durch seine Miene auszeichnete, hinrichteten?

Das stolze, harte, herrschsüchtige Sparta trachtete immer nach nichts mehr, als nach dem beständigen Vorsitz in den Angelegenheiten Griechenlands. Es beneidete die Macht Athens und befürchtete, die Freiheit möchte den Ruhm und die Stärke desselben vermehren; darum konnte es auch nie diesen Nebenbuhler leiden.

Sparta war ganz kriegerisch; die Blicke aller seiner Bürger waren nur auf diesen einzigen Gegenstand gerichtet und keiner konnte sich eine andere Beschäftigung wählen: man mußte entweder ein Held seyn, oder dem Vaterlande entsagen. Athen hingegen wies nichts zurück, und erlaubte allen Künsten und Wissenschaften den Zugang. Jeder Bürger mußte, wenn es die allgemeine Wohlfahrt erforderte, Kriegsdienste thun, doch konnte er ausserdem seyn und treiben, was er wollte.

Zu Sparta herrschte eine strenge Armuth, die die Triebfeder des Geizes und Eigennutzes in beständiger Lähmung hielt, um so mehr aber die Leidenschaften für Ruhm und öffentliche Angelegenheiten in Bewegung setzte. Zu Athen bewies die Liebe nach Reichthümern ihre gebieterische Gewalt: sie belebte den Gewerbsfleiß und den Handel, erweckte die Talente und war Ursache, daß der Bürger seine Theilnahme eben so warm an dem allgemeinen, als an seinem eignen Wohl bewies.

Zu Sparta gewöhnte man sich von der Wiege an zu dem vollkommensten Gehorsam, und die obrigkeitlichen Vorsteher und die kriegerischen Befehlshaber bedurften nur eines Winkes, um ihre Befehle vollzogen zu sehen. Zu Athen war Unterwürfigkeit und Zwang die unerträglichste Last. Man liebte die Zügellosigkeit unter dem Namen der Freiheit; man überließ sich dem Eigensinn, und trotzte oft den Gesetzen und Obrigkeiten, weil mit ihrem schwachen Ansehen in den Versammlungen des Volks leicht ein Spiel getrieben werden konnte. — Auch durch Behandlung ihrer Sklaven bewiesen diese beiden Völker den Unterschied ihrer Charaktere. So sehr die Heloten mit Recht die Spartaner haßten, so sehr mußten die Sklaven der Athenienser ihren Herren ergeben seyn, wenn es anders möglich ist, die Sklaverei zu lieben.

Sparta und Athen waren von zu entgegengesetzter Denkart, als daß je ein festes Band redlicher, ungeheuchelter Freundschaft sie umschlingen konnte. In nichts kamen sie auf Einem Punkte zusammen, als in der Eifersucht und Herrschbegierde.

Bei den Unglücksfällen, welche die Spartaner oft

zu erdulden hatten, äusserte Athen nur zu deutlich, wie es gegen sie gesinnt war. Ein schreckliches Erdbeben stürzte fast alle Häuser zu Sparta um. Die Heloten zerbrachen bei dieser Gelegenheit ihre Ketten, griffen zu den Waffen, und vereinigten sich mit den Messeniern und mit andern Feinden ihrer Herren. In dieser äußersten Verlegenheit suchte Sparta die Hilfe Athens. Der Redner Ephialtes, ein Anhänger des Perikles, der damals schon in großem Ansehen stand, behauptete, daß man, weit entfernt, dem bedrängten Sparta, dieser ehrgeizigen Nebenbuhlerin, Beistand zu leisten, sich vielmehr wegen deren Unglück Glück wünschen, und sie unter ihren Trümmern müsse versinken lassen.

Cimon, ein würdiger Zögling des Aristides, des Gerechtesten unter den Griechen, ein Sohn des Miltiades, der sich eine eben so große Stärke in der Staatskunst, als in der Tugend, und eben so großen Ruhm durch seine Feldzüge erworben hatte; dieser hatte zu viel Einsicht und eine zu große Seele, als daß er einen so unwürdigen und zugleich höchst unklugen Vorschlag hätte billigen sollen.

Ohne auf die Treue der Verträge, ohne auf die Wohlfahrt Griechenlands und ohne auf die Grundsätze der Großmuth und der Ehre Rücksicht zu nehmen, sah er wohl, daß Sparta ein unentbehrlicher Zügel für den Übermuth der Athenienser wäre. Er bestritt die scheinbaren Vorspieglungen des Ehrgeizes mit starken Gründen; er bewies, daß man Griechenland nicht hinkend werden, noch Athen ohne Gleichgewicht lassen müsse. Endlich überzeugte er die Versammlung. Man trug ihm auf, dem bedrängten

Sparta zu Hilfe zu kommen; diesen Auftrag erfüllte er dann als ein wahrer zweiter Aristid, d. h. als der gerechteste, edelste Mann.

Nach einiger Zeit hatten die Spartaner wieder mit auswärtigen Feinden zu thun und wandten sich wiederum an die Athenienser. Cimon führte ihnen abermal Hilfstruppen zu; sie aber schickten dieselben voll Mißtrauen und auf eine sehr beleidigende Weise zurück. Diese Beschimpfung setzte den Pöbel zu Athen in Wuth. Dieser rächte sich gerade an dem Unschuldigsten, der es am wenigsten verdiente. Cimon ward, unter dem Vorwande, er habe, gegen das Beste seines Vaterlandes, Sparta begünstigt, durch Perikles Anhang verbannt.

Bald darauf entzündete sich der Krieg zwischen den beiden Staaten. Der verbannte Cimon bot voll Eifer Athen seine Dienste an; doch ward ihm geboten, sich zu entfernen. Indeß nahm man immermehr gewahr, wie schädlich seine Abwesenheit sey. Nach fünf Jahren ward er wieder zurückberufen, und dies selbst auf den Vorschlag seines großen Nebenbuhlers Perikles.

Des tugendhaften Bürgers erste Sorge war, mit den Spartanern einen Waffenstillstand zu schließen. Er befolgte wieder seine ehemalige Weise, die Athenienser mit auswärtigen Feinden zu beschäftigen. Dadurch suchte er nicht nur ihre Macht durch rechtmäßige und ruhmvolle Mittel zu vermehren, sondern vorzüglich ihrem unruhigen Geiste eine bessere und festere Richtung zu geben, und den ränkevollen Schleichwegen des Ehrgeizes und des Neides zuvorzukommen. Er erhielt neue Siege über die Perser; er eroberte die Insel Cypern, um von da nach Ägypten zu gehen,

wo die Feinde beträchtliche Vortheile erhalten hatten. Artaxerxes aber suchte den Frieden. Er ward ihm gewährt, und dies unter den für Griechenland äusserst vortheilhaften Bedingungen.

Der medische Krieg hatte, seit der Einnahme und Einäscherung Sardens, ein und fünfzig Jahre gedauert. Dadurch hätte Griechenland sollen aufgerieben werden, und doch behielt es die Oberhand. Dies war mehr den ansserordentlichen Fähigkeiten und der Weisheit ihrer Anführer, als ihrer Tapferkeit zuzuschreiben, worunter Themistokles, Aristides und Cimon die vorzüglichsten sind, obgleich Miltiades viel bei Marathon, und Pausanias bei Platäa that.

Nach Cimons Tode stand nun Perikles, ohne großen Nebenbuhler, allein da. Perikles, ein Mann von hoher Geburt, von ausgesuchtem Geschmack, von durchdringendem Verstande; ein großer Redner, ein scharfsinniger Staatskundiger, zuweilen auch ein großer Bürger, ein Schüler des Anaxagoras, der, wie Keiner, der sich damals auf dem öffentlichen Rednerstuhle hervorzuthun suchte, die Kunst verstand, das Volk durch überredende Gründe nach seinem Willen zu leiten.

Er studirte vorzüglich die Menschen; er kannte aufs genauste die Gemüther, die Launen und Neigungen der Athenienser, und alle die Mittel, wodurch ein feiner Staatsmann sich zum Herrn eines Volks machen kann. Er sah, daß sie für eine ausschweifende Freiheit eingenommen waren; daß selbst die Achtung und Hochschätzung großer Männer ihren Argwohn erregte, und sie dieselben verbannten, wenn sie durch die eifrigsten Dienste sich dem Vaterlande ehrwürdig gemacht hatten. Daher stellte er sich anfänglich, als

wollte er sich gar nicht in öffentliche Geschäfte mischen. Er zeigte sich wenig in der Stadt, und schien nur nach dem Ruhm eines guten Kriegers zu streben.

Cimon, der einzige Athenienser, der es mit ihm aufnehmen konnte, war auswärtig mit kriegerischen Unternehmungen beschäftigt. Diese günstige Gelegenheit benutzte er nun, sich hervorzuthun. Er thats. Er verstellte seinen ganzen Charakter, er schmeichelte dem Volke, spielte die Rolle eines Staatsmanns, entsagte allen Ergötzlichkeiten und Gesellschaften, und widmete sich ganz den öffentlichen Geschäften. Geschickter als Themistokles, wußte er es wohl zu verhüten, daß das Volk seiner nicht überdrüßig wurde. Er vermied die öffentlichen Versammlungen, so oft seine Gegenwart nicht nöthig war. Indeß redeten seine Freunde und Sprecher für ihn. Je weniger Aufsehens er mit seinen Talenten machte, desto mehr wurde er, fand er es für gut sie zu zeigen, von allen Seiten gerühmt.

Seine Glücksumstände erlaubten ihm nicht, so freigebig zu seyn als Cimon; und doch war dies das beste Mittel, sich Freunde und Anhänger zu machen. Aus dieser Verlegenheit mußte ihm nun das Vaterland selbst zum größten eignen Schaden helfen.

Die eroberten Länder ließ er unter den Bürgern vertheilen; die öffentlichen Gelder durften sie auf Ergötzlichkeiten, Schauspiele, selbst auf die in den Gesetzen vorgeschriebenen Amtsverrichtungen verwenden. Wer den Gerichts- oder Volksversammlungen beiwohnte, genoß einen jährlichen Gehalt. Die Staatsgelder wurden durch unnütze Verschwendung durchgebracht; die Sitten durch den Geschmack an den Vergnügungen und durch den immerwährenden Durst nach

Reichthümern verdorben; die rasende Begierde nach allerlei Schauspielen durch unwiderstehliche Reizungen in stete Bewegung gesetzt; der Müssiggang durch vorhin unbekannte Mittel genährt; die ausgelassene Freiheit bei den Volksversammlungen durch den Zulauf des neugierigen Pöbels vermehrt, und die bürgerlichen Ämter dadurch, daß sie für Geld feil geboten wurden, in Verachtung gebracht.

Er ging noch weiter. Von allen Ämtern, die in den Areopagus führen konnten, ausgeschlossen, fürchtete er dessen Ansehen und Gerechtigkeit. Er haßte es, und erbitterte das Volk gegen dies höchste Gericht. Es gelang ihm auch, die wichtigsten Streithändel der Entscheidung desselben zu entziehen.

Athen vergaß seine Gesetze, und die Lenkung des Staatsruders war nun in den Händen eines einzigen Mannes, dessen Ansehen nach Cimons Tode täglich größer wurde. Er hatte den öffentlichen Schatz in seiner Gewalt, und verschwendete denselben an Gebäuden, Statüen und allerlei Auszierungen, die das Volk verblendeten, und Athen zur schönsten Stadt in der Welt machten.

Die Verbündeten beklagten sich laut, daß der allgemeine Schatz, der zur Vertheidigung des Landes und zum Kriege wider die Auswärtigen bestimmt wäre, zur Verschönerung einer einzigen Stadt verwendet würde. Perikles aber behauptete, dies Geld gehöre den Athéniensern, sobald sie nur ihre Pflichten erfüllten und zu den Ausgaben der Bundesgenossenschaft das Nothwendige herbeischafften. Athen sei hinlänglich mit Waffen und Schiffen versehen; es müsse sich auch durch eine edle Anwendung seiner Reichthümer die

Bewunderung künftiger Jahrhunderte verdienen, und zugleich die Versorgung seiner Bürger sicher zu stellen suchen; dazu könne nichts mehr beitragen, als öffentliche Gebäude, deren Erbauung und Verschönerung alle Künste erwecke, alle Talente und Hände in Bewegung setze, und aus Einer Quelle Beides, Zierde und Überfluß, entspringen.

Doch die jährlichen Beiträge der Bundsgenossen konnten unmöglich zum Vortheil Athens verwendet werden, da ihre Bestimmung einmal festgesetzt war, und der Überfluß den Beitragenden selbst zu gute kommen mußte. Weit entfernt, die Auflagen zu vermindern, vermehrte Perikles dieselben beinahe um ein Dritttheil, und zwar ohne Zweifel zu keinem andern Zweck, als nur zur prächtigen Auszierung Athens, die 3700 Talente kostete, eine unmäßige Summe in Vergleich mit den Einkünften von Attika, die dem Demosthenes zu Folge nur 130 Talente betrug. Durch die Verschwendung des Schatzes setzte man sich den Unglücksfällen einer ungewissen Zukunft aus, und was noch mehr ist, die alte Einfalt der Sitten ging verloren.

Perikles errichtete eine Art von königlicher Gewalt und beherrschte das Volk so, daß er, ohne gegen ihren Eigensinn die ehemalige Nachsicht zu beweisen, allezeit bei den öffentlichen Berathschlagungen dasselbe mächtige Ansehen behauptete. Die überlegene Macht, die ihm seine Beredsamkeit und Staatskunde gab, erhielt noch neue Stärke durch den Ruf seiner Frömmigkeit. Zu diesem kam noch der Ruhm seiner Waffen, indem er einige kriegerische Feldzüge machte, wo es ihm immer glückte, das Blut der Bürger zu schonen,

die er, wie er zu sagen pflegte, unsterblich machen wollte.

So viel Ruhm und Ansehen vermehrte den Haß seiner Neider. Sie dachten auf alle Mittel, ihn zu stürzen. Der Anfang wurde damit gemacht, daß man seine Freunde angriff. Phidias ward angeklagt, den Staat durch die Verfertigung der prächtigen Bildsäule der Minerva beraubt zu haben. Er bewieß seine Unschuld.

Bevor Phidias dieses Werk begann, mußte er sich in der öffentlichen Versammlung erklären, welchen Stoff er dazu nehmen wolle. Er zog den Marmor vor, weil sein Glanz länger daure. Man hörte ihn aufmerksam an; doch da er sagte: Es koste auch weniger, gebot man ihm Stillschweigen, und es wurde beschlossen, die Statüe von Elfenbein und Gold zu machen.

Man suchte das feinste Gold aus. Man brauchte eine Masse von vierzig Talenten schwer dazu. Phidias legte es, auf Perikles Angabe, so auf, daß man es leicht losmachen konnte. Perikles gab ihm aus zweifachen Gründen diesen Rath. Er sah erstens voraus, daß in dringenden Umständen der Staat des Goldes benöthigt seyn könnte, und zweitens, daß man ihn und Phidias beschuldigen möchte, sie hätten einen Theil für sich behalten. — Das Geldbedürfniß zeigte sich bald. Das Gold wurde nun von der Bildsäule abgenommen und gewogen. Man fand aber dieselbe Masse, die dazu gegeben wurde. Und doch ward Phidias ins Gefängniß geschleppt, worin er auch starb.

Die berühmte Aspasia von Milet, eine Frau von großem Geist, die Perikles zärtlich liebte und zuletzt

geheiratet hatte, ward der Gottlosigkeit und eines schändlichen Wandels beschuldigt. Ihre Beredsamkeit und die Thränen des Perikles vermochten kaum, sie zu retten. Man ließ einer treulosen Verordnung Gesetzkraft geben, wodurch ein Jeder gerichtlich konnte vorgefodert werden, der, unter dem Vorwande der Philosophie, die Naturbegebenheiten auf eine der Landesreligion entgegengesetzte Weise erklären, d. h. der sie nicht als Wirkungen der in der Götterlehre angenommenen Gottheiten betrachten würde.

Anaxagoras hatte zuerst das Dasein Gottes aus der Vernunft bewiesen; er ward deshalb als ein Gotteslästerer vor Gericht gefodert, und weil Perikles die Hoffnung aufgab, ihm zu Recht verhelfen zu können, so drang er in ihn, die Flucht zu ergreifen. Alle großen Männer, die Schüler dieses Philosophen waren, wurden desselben Verbrechens wegen angeklagt. Doch war es mehr auf Perikles, als auf Anaxagoras angesehen.

Der gute Erfolg machte endlich die Ankläger beherzt. Sie griffen ihn selbst unmittelbar als einen Räuber der öffentlichen Gelder an, und es ward ein Staatsschluß gefaßt, der ihn zur Ablegung seiner Rechnungen auffoderte. Während er sich dazu vorbereitete, sagte einst Alcibiades, der damals noch jung war: „Er sollte vielmehr darauf denken, die Rechnung nie abzulegen." Indeß befreite sich Perikles von dieser Sorge durch den peloponnesischen Krieg, dem er sich, wie Einige glauben, aus dieser Ursache damals nicht widersetzte, oder den er, wie Andere behaupten, seines besondern Vortheils wegen selbst erregte.

Plutarch beschuldigt diejenigen der Bosheit, die

ihm diesen Vorwurf machen. Thucydides, ein Geschichtschreiber von noch größerer Glaubwürdigkeit, versichert, daß seine rechtschaffene Staatsverwaltung ihn über alle Verleumdungen wegsetze. Das Gewisseste ist immer, daß dieser Krieg, der sieben und zwanzig Jahre dauerte, hauptsächlich durch den Ehrgeiz der Athenienser und die gerechte Furcht, den sie den Lacedämoniern und ihren Verbündeten einflößten, veranlaßt wurde. Stolz auf sein Glück und seine Macht bewies Athen nicht mehr die Mäßigung, die ihm seinen großen Vorzug vor Andern eingeräumt hatte. Es ward ein Gegenstand des Hasses und der Eifersucht aller übrigen Staaten Griechenlands. Es hatte Samos zerstört, die Ägeniten sich unterwürfig gemacht, den Megarensern den Zugang zu seinen Häfen und Märkten versagt, die Korinther abtrünnig gemacht, da es die Korcyräer, welche die Korinther bekriegten, unterstützte; es hatte sich Potidäa in Macedonien, eine korinthische Kolonie, zinsbar gemacht, dieselbe nachher durch tyrannische Behandlung zum Aufruhr gereizt und endlich belagert. Andere Städte seufzten über den Verlust ihrer Gesetze und Freiheit.

Die Korinther und die übrigen Mißvergnügten wandten sich an Sparta, und verlangten eine auffallende Genugthuung von den Lacedämoniern, als Häuptern des peloponnesischen Bündnisses. Die Abgeordneten der verschiedenen Städte kommen an: man versammelt sie; sie tragen ihre Beschwerden mit eben so großer Bitterkeit als Heftigkeit vor; sie schildern den Ehrgeiz, die Ungerechtigkeiten Athens und die Nothwendigkeit, denselben Schranken zu setzen, mit den stärksten Farben; sie stellen ihnen aufs lebhafteste vor, in welch

naher Gefahr ganz Griechenland schwebe, seine Freiheit zu verlieren; mit welch unglaublicher Thätigkeit und Eilfertigkeit die Athenienser diesen Zweck zu erreichen suchten, und mit welch zu großer Treuherzigkeit und träger Unempfindlichkeit Lacedämonien dem Wachsthume einer Macht zusehe, die bald Alles unter ihre Füße treten würde.

In diesem Augenblicke waren auch Abgeordnete von Athen zugegen, welche andere Angelegenheiten nach Lacedämonien geführt hatten. Diese verlangten das Wort, nicht um auf die Beschuldigungen zu antworten, denn die Lacedämonier waren nicht ihre Richter; sie wollten nur die Versammlung dahin vermögen, die Entscheidung, die so schlimme Folgen haben könnte, noch aufzuschieben. Sie stellten ihnen vor, daß die Griechen aus eignem Antriebe Athen die oberste Macht übertragen hätten; daß sie sich der Schlachten bei Marathon und Salamine und der dadurch ihnen von Athen geleisteten Dienste erinnern sollten; daß nur ein unglücklicher Hang nach Unabhängigkeit dergleichen Beschwerden wider Athen erzeugen könne; daß aber auch Athen, sollte es gegen alle heiligen Verpflichtungen angegriffen werden, zu jeder Vertheidigung bereit wäre, und daß endlich, schon nach der Ordnung der Natur, dem Stärksten immer die Herrschaft gebühre.

Hierauf verließen die Gesandten die Versammlung. Archidamus, König von Sparta, ein Mann von großer Erfahrung und Weisheit, suchte nun die aufgereizten Gemüther, die alle einmüthig die Waffen zu ergreifen beschlossen hatten, zu gelindern Gesinnungen zu vermögen. Doch umsonst. Das Volk wurde zusammenberufen, um seine Stimme zu geben. Dieses

entschied: „Athen habe den Bundesvertrag gebrochen." Hierauf wurde eine allgemeine Versammlung beschlossen. Sie war beisammen, und die Mehrheit der Stimmen entschied und rief einmüthig: „Krieg! Krieg!"

Um Zeit zu gewinnen, wurden dreimal Abgeordnete nach Athen geschickt, doch immer fruchtlos. Perikles bestand auf dem Ruhme Athens, stellte die Gefahren vor, denen man sich durch Nachgeben aussetzen würde und machte, daß alle Vorschläge zu gütlichem Vergleich verworfen wurden.

Nun begann der langwierige, für Griechenland so verderbliche, blutige Kampf. Die Lacedämonier hatten beinahe den ganzen Peloponnes auf ihrer Seite, ausserdem noch Phocis, Böotien, die Lokrier, die von Megara, Ambracien, Leukadien, Anaktorium, ausser denen von Argos, die weder für die Einen, noch für die Andern Antheil am Streite nahmen. Ihr Heer bestand aus sechszig tausend Mann.

Auf der Seite der Athenienser waren die an der Küste von Asien gelegenen griechischen Städte, die von Thrazien und am Hellespont, beinahe ganz Akarnanien, einige andere kleine Völker, und alle Bewohner der Inseln, Melos und Thera ausgenommen. Überdies konnten sie dreizehn tausend schwer bewaffnete Krieger zu Fuß, zwölf hundert zu Pferd, sechszehn hundert Bogenschützen und drei hundert Galeeren dem Bunde stellen. Sechszehn tausend Einwohner von verschiedenem Alter waren bestimmt, die Stadt zu vertheidigen.

Sechs tausend Talente, etwa fünfzehn Millionen zweihundert tausend Gulden, waren in der Citadelle der Stadt niedergelegt; im Nothfall konnte man auch

noch durch Zusammenschmelzen der heiligen Gefäße, und durch andere Hilfsmittel fünf hundert Talente erhalten. Dies Alles legte er dem Volke mit aller Zuversicht vor Augen.

So war die Stärke der Athenienser beschaffen. Archidamus, König von Lacedämonien, rückte heran. Auf seinem Wege erhielt er von jeder verbündeten Stadt zwei Drittheile streitbarer Männer, und so zog er an der Spitze von sechszig tausend Mann ganz langsam nach Attika. Er wollte die Unterhandlung noch einmal anknüpfen, und schickte deshalb einen Botschafter zu den Atheniensern. Sie wollten ihn keinen Augenblick anhören, und geboten ihm, sogleich ihr Gebiet zu verlassen.

Archidamus rückte dann mit schnellern Schritten vor, und breitete sich, gerade zur Ärntezeit, in den Ebenen von Attika aus. Die unglücklichen Einwohner hatten sich bei seiner Annäherung zurückgezogen, und all ihr Habe nach Athen gebracht. Die meisten hatten daselbst keinen andern Aufenthalt gefunden, als Tempel, Gräber, Thürme auf den Wällen, finstre Hütten und öde Stätten. Zu dem Schmerz, daß sie ihre alten, friedlichen Wohnungen verlassen mußten, gesellte sich noch der, ihre Häuser von ferne von den Flammen verzehrt, und ihre Ärnte dem feindlichen Schwerte preisgegeben sehen zu müssen.

Voll Unwillen schrien nun die Athenienser gegen Perikles. Sie baten und drohten; allein er schwieg und ließ hundert Galeeren gegen den Peloponnes absegeln, und brachte, bloß durch die Festigkeit seines Charakters, Alles zum Schweigen.

Archidamus sah, daß Attika ihm nicht länger Le-

bensmittel verschaffen konnte; er begab sich demnach, mit Beute beladen, wieder nach dem Peloponnes; sein Heer blieb daselbst, und erschien in dem noch übrigen Jahre nicht wieder. Perikles große Seemacht hatte indessen eine große Verwüstung auf den Küsten des Peloponnes angerichtet, bei ihrer Rückkehr die Insel Ägina weggenommen, und bald darauf rückten die Athenienser in Masse gegen Megara, dessen Gebiet sie ganz verheerten. Den folgenden Winter wurden denen, die dabei umkamen, öffentliche Leichenbegängnisse gehalten. Perikles erhob ihren Ruhm durch eine treffliche Rede. Die Korinther rüsteten vierzig Galeeren aus, fielen in Akarnanien ein, wurden aber mit Verlust zurückgeschlagen. Und so endigte der erste Feldzug.

Im Anfange des zweiten Jahres kamen die Feinde wieder nach Attika, und die Pest zeigte sich in Athen, wie auch in einigen persischen Provinzen. Artaxerxes suchte auf alle mögliche Weise, durch Gold und Würden, den berühmten Hippokrates, der auf der Insel Cos war, an sich zu ziehen, um dem großen Übel entgegenzukommen. Doch der große Mann antwortete dem König: „Er habe weder Bedürfnisse noch Wünsche, er sey mehr den Griechen, als ihren Feinden schuldig.“ Er bot auch wirklich seine Hilfe den Atheniensern an. Sie nahmen ihn um so dankbarer auf, da die meisten Ärzte Opfer ihres Eifers geworden waren. Er erschöpfte seine ganze Kunst und setzte mehrmal sein Leben der größten Gefahr aus. Gelang es ihm auch nicht immer so, wie es seine großen Talente und Opfer verdienten, so gab er doch immer Rath, Trost und Hoffnung. Man sagt, er habe, die Luft zu reinigen, in den Straßen von Athen Feuer

anzünden lassen; Andere schreiben dies einem Arzte von Agrigent, Akron genannt, zu. Diese große Landplage hinderte indessen den Fortgang des Kriegs nicht.

Nach zwei Jahren schien die Pest nachgelassen zu haben. Doch bemerkte man während dieser Ruhezeit mehr als einmal, daß der Keim des Übels nicht erstickt war. Achtzehn Monate nachher zeigte es sich wieder in allen seinen Schrecknissen und Verheerungen. In dem ersten und zweiten Zeitlaufe kamen ausserordentlich viel Menschen um, worunter man bei fünftausend streitbare Männer zählen muß. Den unersetzlichsten Verlust litt aber Athen an Perikles, der im dritten Jahre dieses Krieges, im Jahre 429 vor C. G. im Herbste, an den Folgen der schrecklichen Krankheit starb.

Einige Zeit zuvor hatten ihm die Athenienser, durch das Übermaß ihrer Drangsale und Leiden erbittert, seine Herrschergewalt abgenommen, und ihn zu einer Geldbuße verurtheilt. Doch sie erkannten und bereuten gar bald ihre Ungerechtigkeit. Er verzieh ihnen, ob er gleich, durch die Unbeständigkeit und den Wankelmuth des Volkes überdrüssig gemacht, und durch den Verlust seiner Familie und seiner meisten Freunde, welche die Pest weggerafft hatte, in die tiefste Trauer versetzt, von selbst sein Amt niedergelegt hätte.

Wenn gleich Perikles den peloponnesischen Krieg zum Ausbruch brachte, so war doch die Eifersucht, die Lacedämon und Athen gegen einander im Busen nährten, die erste Ursache desselben. Da der Haß und die gegenseitigen Feindseligkeiten immer mehr an Heftigkeit zunahmen, so mußten die Wirkungen des Kam-

pfes abscheulich seyn. Es war immer nur Leidenschaft gegen Leidenschaft.

Potidäa ward drei Jahre lang von den Atheniensern belagert, die Bürger dieser Stadt mußten ihren Hunger mit Menschenfleisch stillen. Sparta vergißt aus Rachsucht seiner Ehre, und sucht die Freundschaft des Königs von Persien gegen Athen. Beide Staaten lassen ihre Abgesandten unter Wegs aufheben und umbringen, um durch solche Grausamkeiten sich alle Wege zu ihrer Aussöhnung zu verschließen. Die ewigen Belagerungen, Schlachten und feindseligen Streifereien enthalten nichts als grausame Unternehmungen.

Kleon, ein Mann von niedriger Geburt, ohne wahres Talent, eitel, verwägen, aufbrausend und eben dadurch bei der Menge beliebt, folgte auf Perikles. Er hatte dieselbe durch seine Freigebigkeit an sich gezogen und sie dadurch sich geneigt gemacht, daß er ihnen einen großen, überspannten Begriff von der Macht Athens, und die höchste Verachtung für die von Lacedämon beibrachte.

Die rechtlichen Bürger setzten ihm Nicias, einen der Ersten und Reichsten von Athen entgegen. Er hatte schon mehreremale die Heere angeführt und mehrere Vortheile errungen. Er traute sich selbst und den Ereignissen zu wenig zu. Sogar seine glücklichen Unternehmungen machten ihn nur furchtsamer; man achtete ihn, doch erhielt er nie ein großes Ansehen.

Kleon begünstigte einmal zufälliger Weise in einer Unternehmung das Glück. Nicias hatte die Ausführung derselben ausgeschlagen. Von diesem Augenblicke an folgten sie mit allem Vertrauen jedem Rathe, den Kleon ihnen gab. Auf sein Zureden verwarfen sie

alle Friedensvorschläge der Lacedämonier. Sie stellten ihn an die Spitze der Kriegsleute, die sie nach Thrazien schickten, um den Fortschritten Brasidas, des geschicktesten Heerführers der Lacedämonier, Einhalt zu thun. Er zog sich die Verachtung beider Heere zu; er näherte sich unvorsichtiger Weise dem Feinde, ließ sich überfallen, ergriff zuerst die Flucht und kam ums Leben.

Der Krieg ward nun zehn Jahre hindurch mit gleicher Wuth und beinahe mit gleichem Vortheil und Schaden geführt. In dieser Zwischenzeit befürchteten die Lacedämonier einen Aufstand der Heloten. Sie erwählten daher aus denselben zwei tausend der Tapfersten, die bei dem Heere die besten Dienste geleistet hatten; sie krönten dieselben mit Blumen, führten sie zur Schau herum, als wollten sie durch diese Ehre ihre Dienste belohnen. Doch diese Unglücklichen verschwanden auf einmal, und wurden ohne Zweifel ein Opfer der grausamsten Treulosigkeit. Wie menschlich werden sie also ihre Feinde behandelt haben!

Nach Kleons Tode sah nun Nicias kein Hinderniß mehr zur Wiederherstellung des Friedens. Er knüpfte alsbald die Unterhandlungen an; ihr Fortgang war glücklich, und das Ende davon ein Friedensvertrag auf fünfzig Jahre. Die Bedingungen desselben führten sie Beide auf denselben Punkt, auf welchem sie vor dem Ausbruche der Feindseligkeiten standen.

Sie schmeichelten sich endlich eines ungestörten Genusses süßer Ruhe; doch brachte selbst ihr Bund neue Verbindungen und Zwiespalt hervor. Mehrere Bundesgenossen Lacedämoniens beklagten sich, sie seyen in den Vertrag nicht mit eingeschlossen worden. Sie

schlossen sich an die Argier an, die bisher ruhig geblieben waren, und erklärten sich gegen die Lacedämonier. Auf der andern Seite klagten die Athenienser und Lacedämonier einander an, die Vertragsbedingungen nicht gehalten zu haben, und so entstanden immer wieder neue Mißhelligkeiten und Feindseligkeiten. Endlich kam es nach sechs Jahren und zehn Monaten zum offenbaren Bruch, dessen Vorwand äusserst geringfügig war, und dem man sehr leicht hätte zuvorkommen können, wenn der Krieg nicht zur Erhebung des Alcibiades nothwendig gewesen wäre.

Alcibiades, ein junger Mann, von vornehmer Geburt, von ausgezeichneter Schönheit und großem Reichthum, voll Talente und voll Laster, ehemaliger Schüler des Sokrates, tugendhaft zuweilen, wenn er den Lehren seines Freundes Gehör gab, höchst ausschweifend, so oft er seinen eignen Neigungen und dem Rathe seiner Schmeichler folgte, zog bei allen Völkern die Augen auf sich, und alle Gemüther waren nur für ihn eingenommen. Er wußte jeden Charakter, jede Gestalt anzunehmen. Die Spartaner verwunderten sich über seine Mäßigkeit; die Thrazier über seine Unmäßigkeit; die Böotier über seine Liebe zu den heftigsten Übungen; die Ionier über seinen Hang zur Trägheit und Wollust; die Satrapen Asiens über seine Pracht und Verschwendung, der sie nicht gleich kommen konnten. Man durfte in seinem Herzen nicht die Erhabenheit, die die Tugend gibt, suchen, man fand in ihm nur die Verwegenheit, die Frucht des Triebes nach Überlegenheit. Keine Schwierigkeit, kein Unglück war im Stand, ihn zu überraschen oder ihm den Muth zu benehmen. So flatterhaft, leichtsinnig und

unbesonnen er zu gewissen Zeiten war, so ernsthaft und beharrlich war er wieder, wo es Nachdenken und Stetigkeit des Geistes erfoderte. Dann verband er immer die größte Klugheit mit der größten Thätigkeit; kein Vergnügen raubte ihm nur Einen Augenblick, wo es seinem Ruhme und Vortheile galt. Ein Feind der Ruhe, ging sein ganzes Streben nur auf die Herrschaft Athens. Er hatte schon Beweise seiner Tapferkeit gegeben, in diesen sah man dann allgemein schon zum Voraus den künftigen geschicktesten Heerführer von Griechenland. Seine ehrgeizigen Entwürfe gründeten sich alle nur auf Unruhe und Krieg. Darum hinterging er die Gesandten, die von Sparta geschickt und mit voller Gewalt zu Beilegung der Streitigkeiten versehen waren. Nachdem er sie beredet hatte, wider die Wahrheit zu reden, sandte er sie als Betrüger zurück.

Er dachte auf die Eroberung Siciliens, um nachher Karthago zu erobern, und sich dadurch zur Bemächtigung des Peloponnes den Weg zu bahnen. Nicias war dagegen; doch die Schönheit, die Talente und die Verschwendungen des Alcibiades bezauberten das Volk und die Jugend. Es wurde beschlossen, wider Syrakus, eine korinthische Kolonie, die Waffen zu ergreifen. Die Unternehmung ward dem Alcibiades, Nicias und Lamachus aufgetragen.

Doch kaum vor der Abreise ward Alcibiades angeklagt, er habe in der Nacht die an verschiedenen Plätzen der Stadt aufgestellten Bildsäulen des Merkurs verstümmelt. Der Unterstützung und Zuneigung des Heeres gewiß, trat er vor die Versammlung, und verlangte den Tod oder Genugthuung. Seine Feinde

schoben hierauf die Entscheidung bis zu seiner Rückkehr auf und nöthigten ihn zur Abreise. Und die Flotte segelte im Triumphe ab.

Syrakus hatte sich zur lebhaftesten Vertheidigung gerüstet. Das Mißverständniß der drei athenienfischen Feldherrn ließ der bedrohten Stadt Zeit, die nöthigen Anstalten zu treffen. Auch die Thorheit des Volks zu Athen leistete ihr nicht geringe Dienste.

Kaum war die Flotte angekommen, so erhielt Alcibiades Befehl, sich wegen eines ihm angeschuldigten, gottlosen Verbrechens vor Gericht zu stellen. Er war als ein Ruchloser, als ein Verächter der Religion ausgeschrien, und verlor dadurch plötzlich in den Augen des Volks alle die vortrefflichen Eigenschaften, davon Athen kurz zuvor bezaubert war. Man schickte eine Galeere ab, um ihn nach Athen zurückzubringen. Anfänglich wollte er seine Ankläger beschämen; doch, als er zu Thurium ankam, dachte er über die Ungerechtigkeit Athens nach, hinterging die Wachsamkeit seiner Begleiter und flüchtete sich nach dem Peloponnes. Daselbst schmiegte er sich nach den ernsthaften Sitten dieses Landes, erklärte sich für einen Todfeind von Athen und gewann die Liebe dieses Volkes, das zuvor so sehr ihn haßte. Die Athenienser sprachen bei seinem unfolgsamen Aussenbleiben das Todesurtheil über ihn aus.

Inzwischen war Syrakus belagert, und schon bereit, sich zu ergeben, als gerade noch zu rechter Zeit die von Sparta und Korinth verlangten Hilfsvölker, unter der Anführung des spartanischen Feldherrn Gylippus, ankamen. Dieser belebte der Niedergeschlagenen Muth und Hoffnung aufs Neue; er schlug die

Athenienser und hielt sie in ihren Verschanzungen eingeschlossen.

Nicias hatte seinen Gehilfen, den Lamachus, verloren. Sich allein überlassen, zitterte er vor den nahen Gefahren. Er verlangte, daß man ihm statt Lamachus einen Andern ernennen möchte, und erklärte sich weitläufig über den gefährlichen Zustand seines Heeres.

Athen schickte, unter den Befehlen des Demosthenes und Eurymedon, eine zweite Flotte von drei und siebenzig Galeeren, und fünf tausend schwer bewaffnete und einige leichtere Mannschaft ab. Sie kamen an. Demosthenes, der kühn und heftig war, verachtete ohne Rücksicht die Bedachtsamkeit des Nicias, und wagte unvorsichtiger Weise eine nächtliche Schlacht, wodurch zwei tausend Athenienser das Leben einbüßten. Demosthenes erwägte nun, daß das Meer bald nicht mehr schiffbar seyn, und seine Krieger durch die Krankheiten aufgerieben würden, that den Vorschlag, die Unternehmung aufzugeben, oder das Heer in gesündere Gegenden zu bringen. Doch in dem Augenblicke, da sie absegeln wollten, ward Nicias und das ganze Kriegsvolk durch eine Mondsfinsterniß erschreckt; er fragte die Wahrsager um Rath, und diese geboten ihm, noch sieben und zwanzig Tage zu warten.

Doch konnten die Athenienser, zu Land und zu Wasser besiegt, aus Mangel an Lebensmitteln, diese Zeit nicht abwarten und unter den Mauern von Syrakus länger bleiben, noch aus dem Hafen, dessen Ausgang die Syrakuser versperrt hatten, mehr herauskommen. Sie entschlossen sich endlich, Lager, Kranke und Schiffe zu verlassen, und sich nach irgend einer

Stadt von Sicilien zu Lande zu begeben. Sie zögen nun, vierzig tausend Mann stark, ab. Darunter war nicht nur die Mannschaft, die ihnen Sicilien und Italien lieferte, sondern auch die Arbeiter und Sklaven begriffen.

Indeß hatten die Syrakuser alle Zugänge der Berge und Flüsse besetzt, die Brücken zerstört, die Anhöhen eingenommen, und in den Ebenen verschiedene Abtheilungen von Reiterei und leichten Truppen verbreitet. Auf diese Weise waren die Athenienser auf allen Seiten bei jedem Schritte in die Enge getrieben, aufgehalten und den Mißhandlungen des Feindes, den sie überall antrafen und nirgends erreichen konnten, ausgesetzt. Doch durch das Beispiel ihrer Anführer, besonders durch Nicias muthvolles Zureden, der ungeachtet einer, durch lange Krankheit verursachten, Entkräftung, einen über jede Gefahr erhabenen Muth zeigte, verloren sie den Muth nicht, obgleich sie acht Tage lang mit immer neuen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten.

Demosthenes, der den Nachtrab von sechs tausend Mann anführte, hatte sich mit demselben verirrt, und wurde vom Feinde in einen engen Paß zurückgetrieben, doch nach Wundern von Tapferkeit ergab er sich endlich mit der Bedingung, daß man seine untergebenen Kriegsgefährten beim Leben ließ, und sie mit der Schmach des Gefängnisses verschonte.

Nicias, der vergebens noch einmal unterhandeln wollte, führte den noch übrigen Theil des Heers an den Fluß Asinarus. Hier, vom heissesten Durste gequält, stürzten sich die Meisten der Krieger in den Fluß; die Andern wurden durch den Feind hineinge-

trieben. Alle diejenigen, welche sich durch Schwimmen retten wollten, fanden auf der andern Seite nichts als steile Ufer, die mit Pfeilschützen besetzt waren und ein schreckliches Gemetzel unter ihnen anrichteten. Acht tausend Mann kamen dabei um. Nicias wandte sich an Gylippus und sprach: „Mache mit mir, was du willst, nur schone jetzt dieser Unglücklichen." Gylippus ließ sogleich dem weitern Blutbade Einhalt thun.

Die Syrakuser zogen wieder, unter dem Gefolge von sieben tausend Gefangenen, in Syrakusa ein. Diese Unglücklichen wurden in unterirdische Gewölbe geworfen, wo sie mehrere Monate lang die unaussprechlichsten Drangsalen und Leiden zu erdulden hatten; viele unter ihnen kamen darin um, die andern aber wurden als Sklaven verkauft.

Eine noch größere Anzahl von Gefangenen wurde das Opfer der Grausamkeit der Officiere und der übrigen Soldaten von Syrakusa. Alle aber endigten ihr Leben in den Ketten. Nicias und Demosthenes wollte Gylippus das Leben retten; doch vergebens, sie wurden grausamerweise umgebracht.

Athen war noch von seinen eingebildeten Hoffnungen so sehr eingenommen, daß der Erste, der die Botschaft von der verunglückten Unternehmung auf Sicilien überbrachte, zum Tode verurtheilt ward. Bald aber verloren sich die Bilder der Einbildung; die Zweifel verschwanden, und die Bestürzung ergriff um so mächtiger jedes Gemüth. Die Gefahr war um so schrecklicher, weil die Lacedämonier, auf den Rath des Alcibiades, die Stadt Decelia, nahe bei Athen, befestigt hatten, und von da die Verheerung durch ganz

Attika, von einem Ende zum andern, nach Gefallen verbreiteten. Wären die Lacedämonier rascher in ihren Unternehmungen gewesen, so würde Athen ohne Zweifel eine Beute seiner Feinde geworden seyn.

Athen war unglücklich, und hatte seine Herrschaft gemißbraucht, dies war genug, um den größten Theil seiner Bundesgenossen zu verlieren. Viele Städte, selbst in Jonien, traten auf die Seite der Lacedämonier. Die Hauptursache dieses Abfalls war Alcibiades. Dieser bemühte sich auf alle mögliche Weise, die Völker gegen sein Vaterland aufzuwiegeln. Doch Agis, König von Sparta, suchte ihn verhaßt zu machen, weil er nur den Schein der Tugend in ihm wahrnahm, und seine Gemahlin durch ihn zu schändlicher Untreue verleitet wurde. Überdies war er, wegen seines großen Ansehens, auch vorzüglich ein Gegenstand des Hasses und der Eifersucht der vornehmsten Bürger. Es wurde ein Befehl, gerade in dem Augenblicke, wo er seinen Diensteifer verdoppelte, nach Jonien gesandt, den Alcibiades hinrichten zu lassen. Er vernahm dieses noch zu rechter Zeit, und nahm seine Zuflucht zu den Persern.

Er kam zu Tissaphern, Statthalter zu Sarden. Diesen gewann er gar bald durch seinen guten Ruf, durch seine Geschicklichkeit und durch seinen Geschmack an den Sitten der Perser. Unter dem Vorwande, es wäre des großen Königs eigner und größter Vortheil, Griechenlands Völker sich selbst unter einander entkräften zu lassen, suchte er Tissapherns thätige Theilnahme und Persiens Beistand zu hintertreiben.

Indessen war Athen durch unglückliche Zwistigkeiten unter sich getheilt, und dieses zu einer Zeit, wo das

allgemeine Beste der einzige Gegenstand eines Jeden hätte seyn sollen. Einige wollten durchaus die Volksherrschaft abgeschafft wissen und Alcibiades zurückberufen haben; Andere behaupteten, dies hieße Freiheit und Vaterland zu Grabe tragen. Endlich wurde vierhundert Bürgern eine unumschränkte Gewalt übertragen, die dann bald in Tyrannen ausarteten, den großen Staatsrath absetzten, und alle Gesetze mit Füßen traten.

Das Kriegsheer, welches damals zu Samos war, um die Bundesgenossen im Zaume zu halten, war über diese Neuerung aufgebracht, und rief den Alcibiades zurück. Sie ernannten ihn zu ihrem obersten Feldherrn, und drangen in ihn, die Tyrannen zu vertreiben.

Alcibiades, über das Glück, den Atheniensern wieder befehlen zu können, entzückt, erschien. Vor Allem suchte er die Hitze der Krieger zu mäßigen, und durch siegreiche Unternehmungen sich den Weg zu einer ehrenvollen Rückkehr zu bahnen. Er griff die lacedämonische Flotte an und richtete sie zu Grunde; er behauptete wiederum die Herrschaft auf dem Meere, und brachte den Hellespont, Byzanz und viele wichtige Städte unter die Gewalt Athens, das bereits die vierhundert Männer abgeschafft, und die Zurückberufung des Alcibiades förmlich beschlossen hatte. Man empfing ihn mit größtem Entzücken, und machte sich wegen des ihm zugefügten Unrechts die bittersten Vorwürfe. Die Priester erhielten Befehl, die wider ihn ausgesprochenen Bannflüche zu widerrufen.

Nun ward er wieder der Abgott des Volks. Er wußte, was ihn gestürzt hatte, und schlau genug, sich

gegen die Vorwürfe der Ruchlosigkeit sicher zu stellen, nahm er die Gestalt der Volksfrömmigkeit an, und feierte die Geheimnisse der Ceres mit größter Pracht. Lacedämon, durch Alcibiades Siege geschreckt, hatte neue Friedensvorschläge gemacht. Doch nun war Athen wieder von einem neuen Schwindel und wiederholter Trunkenheit überlegner Macht ergriffen. Es hatte seinen Alcibiades wieder. Dieser erstickte, wie ehedem, alle Empfindung für die allgemeine Wohlfahrt, und vernichtete jede Hoffnung zum Frieden, obgleich der Krieg schon fünf und zwanzig Jahre gedauert hatte.

Die Lacedämonier hatten Lysander zu ihrem Heerführer gewählt und dem Alcibiades entgegengestellt. Lysander begab sich zu dem Beherrscher Kleinasiens, dem jungen Cyrus, einem Sohne des Königs von Persien, um Geldunterstützung von ihm zu erhalten und den Matrosen den Sold zu vermehren. Es geschah, wie er es wünschte. Dadurch zog er auch von der atheniensischen Flotte viele Überläufer an sich. Alcibiades war indessen unter dem Freudenzurufe der ganzen Stadt mit hundert Schiffen abgesegelt. Athen erwartete nun von ihm die schnellsten Siege und ungesäumte, gänzliche Unterwerfung des Peloponnes unter die Gesetze des Siegers. Alcibiades war, zur Erhaltung seines Heeres, genöthigt, Geld herbeizuschaffen. Er begab sich deshalb nach Jonien, und übertrug seine Stelle dem Antiochus, doch unter dem ausdrücklichen Befehl, keine Schlacht zu wagen. Dieser war verwegen genug, es dennoch zu thun. Er wurde geschlagen, und fünfzehn Galeeren geriethen in des Feindes Hände. Bei der ersten Nachricht von diesem Unfalle kam Alcibiades zurück, und bot dem Sieger von neuem

die Schlacht an, die er aber nicht annahm. Athens Ehre war nun durch ihn gerettet. Der Verlust war klein, doch groß genug für seine Feinde, die das Volk gegen ihn erbitterten, welches ihm auch sogleich seine Heerführersstelle mit eben dem Ungestüm abnahm, als womit es ihn zuvor bekleidet hatte. Statt seiner setzten sie nun zehn Feldherrn ein.

Beinahe immer ward der Ruhm Athens durch die Wuth des Volks verdunkelt. Das ursprünglich ägyptische Vorurtheil: Es hange die Seligkeit der Todten von ihrem Begräbnisse ab, war eine Hauptlehre der Griechen. Für ein ehrenvolles Leichenbegängniß waren sie Alles aufzuopfern fähig und bereit.

Nach dem Treffen bei den äginusischen Inseln hatten die Feldherrn fünfzig Galeeren ausgeschickt, um die Todten aufzufinden und ihnen die letzte Ehre zu erweisen. Ein gewaltiger Sturmwind hinderte die Ausführung dieses Befehls. Das abergläubische Volk glaubte nun, die Todten schrien um Rache. Sechs Feldherrn, des größten Ruhms und der dankbarsten Vergeltung würdig, wurden, eines eingebildeten Verbrechens wegen angeklagt, zum Tode verurtheilt und hingerichtet. Sokrates war der Einzige im Senat, dessen Mitglied er war, der sich dieser Ungerechtigkeit standhaft widersetzte.

Callicratides, der nach der Zurückberufung Lysanders von Sparta zum Heerführer gewählt wurde, verlor die Schlacht bei den äginusischen Inseln. Lysander erhielt seine Stelle wieder. Seine erste That war die Eroberung von Lampsakus an der Seite des Hellesponts. Die Athenienser folgten ihm sogleich mit hundert und achtzig Galeeren und boten ihm eine

Schlacht an. Er wich derselben viele Tage nach einander aus. Er wollte sie in dem stolzen Zutrauen, das sie zu sich selbst hatten, um so sicherer machen, um sie mit desto größerm Vortheil zu überfallen, da sie weder Hafen noch Städte in der Nähe hatten, und ihre Lebensmittel weit her holen mußten. Sie schifften sich, wie gewöhnlich, des Abends aus. Lysander benutzte diesen günstigen Augenblick, stürzte auf ihre Flotte, nahe bei einem Orte, der Ägos-Potamos hieß, bemächtigte sich derselben, hieb, was er an Mannschaft fand, nieder, und machte drei tausend Gefangene, die alle zum Tode verurtheilt wurden.

Bald darauf ward Athen zu Wasser und zu Land belagert. Aus Mangel an Lebensmitteln ergaben sich endlich die zuvor so stolzen Athenienser, und erboten sich, Alles abzutreten, wenn man ihnen nur die Stadt und den Hafen ließe. Die Sache ward zu Sparta verhandelt. Die Korinther und Thebaner verlangten die gänzliche Zerstörung der Stadt. Sparta aber, der wichtigen Dienste, die Athen dem ganzen Griechenlande geleistet hatte, eingedenk, willigte nicht ein. Der Friede ward unter folgenden Bedingungen geschlossen: Die Festungsvorwerke des Piräus sollten, sammt der Mauer, welche den Hafen mit der Stadt vereinigte, geschleift; alle ihre Galeeren, zwölfe ausgenommen, ausgeliefert; alle eroberten Plätze herausgegeben; die Verbannten zurückberufen, und in Zukunft nur unter den Befehlen der Spartaner von den Atheniensern Krieg geführt werden.

Die Mauern wurden beim Schall der Instrumente niedergerissen, und der Sieger erlaubte dem Volke, sich dreißig obrigkeitliche Personen, unter dem Namen

Archonten, zu wählen, und so die ganze Regierungsform zu verändern. Es geschah zum größten Nachtheile Athens. Die dreißig Tyrannen übten eine Gewalt aus, wie sie Athen noch niemals erfahren hatte. Eine Besatzung von Lacedämoniern, die Lysander in die Stadt gelegt hatte, und drei tausend Bürger, die sich verbunden hatten, um die Macht der neuen Beherrscher fest zu gründen, waren die öffentlichen Stützen ihrer Ungerechtigkeiten. Die entwaffnete Nation sank plötzlich in die schmählichste Knechtschaft herab. Bedrückungen, Verhaftnehmungen, Verbannungen, Hinrichtungen, Einziehung der Güter waren an der Tagesordnung. Acht Monate lang währte diese furchtbare Herrschaft, und doch wurden in dieser kurzen Zeit mehr als fünfzehn hundert Bürger auf die ungerechteste Weise, selbst Theramenes, Einer der dreißigen, der sich den Gewaltthätigkeiten seiner Amtsgehilfen widersetzte, ermordet.

Alcibiades war damals in Phrygien, in der Statthalterschaft des Pharnabazes, von dem er so sehr ausgezeichnet wurde. Er wollte sich zum König von Persien begeben, in der Absicht, zum Besten Athens eine Staatsveränderung zu bewirken. Dies befürchteten die Spartaner, und waren treulos genug, dem Pharnabazes einen Befehl zur Ermordung des Alcibiades abzulocken. Trabanten wurden abgeschickt; seine Wohnung ward angezündet. Alcibiades stürzt mit dem Schwert in der Hand durch die Flammen; treibt sie zurück, sinkt aber unter einem Hagel von Pfeilen todt darnieder. Einige geben seinen Tod anders an. Dieser ausserordentliche junge Mann ward die Geißel

Griechenlands und durch seine Leidenschaften die Ursache seines eignen Unglücks.

Der Ruhm, Athen von den Tyrannen zu befreien, war dem Thrasibulus vorbehalten. Die Geflüchteten wählten diesen edeln Bürger zu ihrem Anführer. Die Machthaber wollten ihn durchaus an sich locken, er aber blieb taub bei Allem, was sie ihm vorschlugen. Er bemächtigte sich des Piräus, und rief das Volk zur Freiheit zurück. Einige der Tyrannen kamen mit den Waffen in der Hand um, Andere wurden zum Tode verurtheilt. Eine allgemeine Vergebung und Vergessenheit des Geschehenen stellte die Ruhe in Athen wieder her. Doch waren daselbst die Leidenschaften immer in Bewegung. Sokrates Tod ist der größte Beweis davon.

Dieser Weise, ein Muster der Tugend, ließ sich nur die Bildung der Jugend angelegen seyn. Die Sophisten, die voll blähender Eitelkeit mit einem leeren Scheine von Gelehrsamkeit prangten, ohne alle Kenntniß über Alles ein entscheidendes Urtheil fällten, und sich in einen Schwall von Worten ergossen, um jede Sache schief und in einem falschen Lichte darzustellen, verachtete er. Sie wußtens, und waren seine größten Feinde. Sie verschworen sich gegen ihn. Anytus und Melitus waren die Anführer. Sie klagten ihn an, er verderbe die Jugend und führe neue Götter ein. Er rechtfertigte sich durch eine ungekünstelte Darstellung seines Verhaltens. Er ward verurtheilt, ohne eine bestimmte Strafe. Es stand ihm frei, eine Geldbuße zu wählen. Seine Freunde wollten sie bezahlen. Er nahm es nicht an und sagte: „Er glaube, vielmehr verdient zu haben, daß er auf

Kosten des Staats ernährt werde.“ Dieser edle Stolz erbitterte die Gemüther; er ward zum Tode durch langsames Schierlingsgift verurtheilt.

Die Athenienser fühlten nun, von Scham und Reue durchdrungen, den großen Verlust und ihre Ungerechtigkeit. Sie erwiesen seinem Andenken die größte Ehre, straften seine Ankläger aufs strengste, und verabscheuten einen Jeden, der an der Verschwörung Theil gehabt hatte. So beging dies unbeständige, wankelmüthige, leidenschaftliche Volk immer die größten Fehler, ja oft Verbrechen, bereute sie nachher und beging sie von neuem.

So veränderlich die Athenienser waren, so oft veränderte sich auch der Zustand der übrigen Staaten, bis endlich eine fremde Macht ihnen allen das Joch der Dienstbarkeit auf den ehemals so freien Nacken auflegte, und sogar den Namen Griechenland in den Namen Achaja verwandelte.

Dies nun das hochgepriesene Griechenland, das große Feld, wo alle wilden und zerstörenden Leidenschaften zügellos sich herumtummelten, und wo jeder Staat einer dem andern sein Grab bereitet hatte. Dies zeigt ganz deutlich seine Geschichte. — Doch wie sehr wird diese durch die folgende Dichtung widerlegt! Muß man nicht entweder die Geschichte für Dichtung, oder die Dichtung für Geschichte halten?

Indeß darf man nur Beide gegen einander halten, so wird man finden, was echte und falsche Münze ist, und daß die Mühe der Muse, mit lieblichem Betruge uns durch Griechenland ein Elisium vorzumalen, von keinem vernünftigen Menschen, wüßte er auch nichts von der Geschichte dieses Landes, mit Beifall belohnt

werden kann, da Jeder weiß, daß noch nie ein Elisium, eine schöne Menschenwelt hienieden Statt hatte, noch haben konnte; daß der Zustand aller gewesenen, bestehenden und kommenden Völker eine immerwährende Mondsveränderung war und ist und seyn wird und seyn muß, so lange Menschen Menschen sind. Welcher vernünftige Mensch kann nun an einem Schattenspiel an der Wand und an den dabei vorgeschwatzten Albernheiten Freude haben? Muß er nicht mit gerechtem Unmuth erfüllt werden, wenn er sich wie ein einfältiges Kind behandelt sieht, mit dem man umgehen kann, wie man will, wenn es heißt:

Da Ihr noch die schöne Welt regieret,
An der Freude leichtem Gängelband
Selige Geschlechter noch geführet,
Schöne Wesen aus dem Fabelland!
Ach, da Euer Wonnedienst noch glänzte,
Wie ganz anders, anders war es da!
Da man deine Tempel noch bekränzte,
Venus Amathusia!

Wie müßte die Welt beschaffen seyn, um ihr den Namen „schön" mit Recht und Wahrheit beilegen zu können? Sie müßte nur Eine Familie von edeln, liebenden Menschen, die immer, wie Brüder und Schwestern, Hand in Hand gingen, bilden. Weder Neid noch Eifersucht, weder Groll noch Rache, weder Gram noch Kummer, weder Härte noch Lieblosigkeit, weder Herrschsucht noch Sklavensinn, weder Unterdrücker noch Bedrückte, nichts als Liebe und Eintracht,

Genügsamkeit und Zufriedenheit, nützliche Geschäftigkeit und erquickende Erholung, kurz alle Tugenden müßten da anzutreffen seyn. Dies wäre dann die schöne Welt. War diese in Griechenland? — Wann? Da die Götter noch regierten? Es heißt aber: „Schöne Wesen aus dem Fabelland," mithin aus dem Lande der Fantasie, der Erfindung, der Träumerei, der Unwahrheit; Hirngespinste, wie sie in fieberkranken, verirrten Gehirnen spucken, die auch Bilder und Dinge um sich sehen, die nicht vorhanden sind; mithin ist es nicht wahr, nichts als Fabel, daß die schönen Wesen regiert haben; Alles, was man von ihnen sagt, ist nichts als Unwahrheit, Lüge, Erdichtung. Die Göttermuse bekennt es ja selbst durch die Worte: „Schöne Wesen aus dem Fabelland," und sagt Jedem, ohne daß sie es wollte: „Auch mein Lied ist ein Unwesen, ein Unding, keiner Achtung würdig, weil es Fabel und nur fantasirt ist.

Die Götter regierten. Wodurch? Durch Weisheit und Kraft und Liebe? Nein! Am leichten Gängelbande der Freude. Die Menschen waren demnach noch unmündige, schwache Kinder, die von sich selbst noch nicht gehen konnten. Waren sie aber erwachsen, wozu das Gängelband? Und ist die Freude ein Gängelband, an dem man geführt wird, so kommt man nicht schnell, nur langsam zum Genusse derselben, und so ist die Freude schon keine Freude mehr.

Warum wählten denn die Götter ein so schwaches Werkzeug zum Regieren? Sie im Olymp, und die Menschen auf Erden, welch mühsame Arbeit, das Gängelband so weit herabzuführen! Welch ein schö-

nes Bild, die Götter alle mit Gängelbändern in der Hand! Wie oft sie sich in einander verflechten mußten!

Freude macht also allein eine schöne Welt, selige Geschlechter! Von einem Schauspiele zum andern, von einer Zerstreuung zur andern; Singen, Tanzen, Fechten, Ringen, Nektar und Ambrosia und thierischer Liebe Genuß, von Einem zum Andern getaumelt, von jeder Arbeit, Geschäftigkeit, Betriebsamkeit befreit, nur in den Armen des sorgenlosen Wohllebens, das heißt wahres Leben, und wo dieses einst war und jetzt nicht ist, da heißt es: „Wie ganz anders, anders war es da!“ Was ist aber ein solches Freudeleben, was war es von jeher? Ist es nicht die versiegende Quelle des Müssiggangs, der List, des Betrugs, der Zerrüttung, Zerstörung der Gesundheit, des Friedens, der Verarmung einzelner Familien, wie ganzer Staaten, der Rohheit, Unwissenheit, Verwilderung der Sitten, geheimer und öffentlicher Ausbrüche der Laster, der Erstickung jedes bessern Gefühls, der Erdrückung des Geistes, der Empörung, Aufwieglung, der Unsicherheit des Eigenthums und der Personen, kurz aller Übel, sie heissen Legionen?

O nie genug zu preisendes Gängelband der Freude! O unbegreifliche Weisheit der Götter! O scharfsinnige, wohlwollende Göttermuse, die uns so viel Schönes und Wahres bekannt machte!

Waren aber die Götter so wohlthätig und mächtig, und die Geschlechter so selig, warum verloren die ersten ihre Herrschaft, warum unterstützten sie die zweiten nicht? Doch die Muse gibt selbst die Antwort: „Es waren nur schöne Wesen aus dem Fabelland;“ d. h. es ist Alles nicht wahr.

Venus Amathusia, ja dein Dienst war freilich der größte, beliebteste Wonnedienst; da durfte Jeder, wie in der Männerwürde, ohne Scheu ausrufen: „Ich bin ein Mann! Wer ist es mehr? Wers sagen kann, der springe frei unter dem Sonnenlicht einher, und hüpfe hoch und singe!“ Da durfte Jeder ohne Zwang seinen thierischen Trieben und Lüsten fröhnen. Und weil nun kein Venus-Amathusia-Tempel, oder vielmehr kein bekränzter Sammelplatz für Thiere in Menschengestalt besteht, da soll man mit der edeln Muse auch Ach! und Ach! ausrufen und sagen: „Wie ganz anders, anders war es da!“

Da der Dichtkunst mahlerische Hülle
Sich noch lieblich um die Wahrheit wand!
Durch die Schöpfung floß da Lebensfülle,
Und, was nie empfinden wird, empfand.
An der Liebe Busen sie zu drücken,
Gab man höhern Adel der Natur;
Alles wies den eingeweihten Blicken,
Alles eines Gottes Spur.

Der Dichter edles Amt war demnach, gleich dieser Göttermuse, beständige, aber glänzende Täuschung zu verbreiten, so lieblich als möglich zu betrügen, die einnehmendsten Lügen vorzutragen, die nackte Wahrheit sorgfältig zu verstecken, die Sinnlichkeit durch Reize stets reger zu machen, dem sinnlosesten Aberglauben immer stärkere Nahrung zu geben, die Unwissenheit immer in tiefere Finsterniß zu führen, sich selbst und ihre erdichteten Wesen in gleicher Ehrfurcht bei

dem verblendeten Volke zu erhalten. Nie sollte dieses erfahren, welche Schandthaten unter dieser lieblichen Hülle verborgen lagen. Oder wenn diese auch aufgedeckt ward, so sollten sie sehen, wie menschlich die Götter sind. Dadurch mußte denn auch Jeder aufs Neue aufgemuntert werden, ein Gleiches zu thun, ja, wie sie, zum Thiere sich herabzulassen.

Ist es denn so etwas Großes und Preiswürdiges, daß die Dichter ihr Füllhorn von Göttern über alle Elemente und Pflanzen und Steine ausschütteten, daß es, wo man nur hinsah und hintrat, von solchen Wesen wimmelte? War es nicht der höchste Frevel und Unsinn, die Natur, dieses wunderbare Werk des Schöpfers, gleichsam als Stümperarbeit, verbessern, und ihr mit verbrecherischer Hand ein erträumtes Adelgepräge aufdrücken zu wollen? Heißt das nicht, sie entadeln? Mußte sie sich denn in ihrem natürlichen Zustande schämen? Sah sie in ihrem neuen Adelsgewande schöner und herrlicher aus? Konnten bürgerliche, niedrige Menschen sich mehr unterstehen, sich ihr zu nahen, da sie vornehmer geworden war? Und thaten sie's auch, konnten sie dieselbe je an ihren Busen drücken? Welche Arme hätten dazu gehört, Berge und Wälder und Thäler und Flüsse zu umarmen! Risum teneatis amici!

Wo jetzt nur, wie unsre Weisen sagen,
Seelenlos ein Feuerball sich dreht,
Lenkte damals seinen goldnen Wagen
Helios in stiller Majestät.
Diese Höhen füllten Oreaden,
Eine Dryas starb in jenem Baum,

Aus den Urnen lieblicher Najaden
Sprang der Ströme Silberschaum.

Welch ein herrlicher Anblick mußte es seyn, wie herzerfreuend, wenn Helios, aus dem Titanengeschlechte, ein Sohn des Hyperion und der Thia, nachher mit Phöbus Apoll vertauscht, in dem goldnen Sonnenwagen mit den vier Pferden: Eos, Äthiops, Sterope und Bronte angefahren kam! Wie mußte jeder Zuschauer über Helios Geschicklichkeit im Lenken, über den Gehorsam der feurigen Rosse und über die Stille erstaunen! — Und unsre Weisen setzten statt dessen einen seelenlosen Feuerball an den Himmel! Welch trauriger Wechsel! Unsre Weisen sagen und sagten: „Unermeßlich ist das Reich der Sternenheere. Jeder Fixstern ist eine Sonne, gleich der unsrigen, die wieder andre Planeten erleuchtet und erwärmt, worunter unsre Erde ist. Diese ist anderthalb Millionen Mal kleiner, als die Sonne. Ohne sie wäre die Erde ein todter Klumpen.“

Nun wimmelt selbst im kleinsten Stäubchen und Wassertropfen durch sie Alles vom regsten Leben. Aus dieser Urquelle des Lichts und der Wärme strömt, in unermeßliche Fernen, über Millionen Geschöpfe die ausgebreitetste Fülle des Lebens, und in ihrem eignen Kreise sollte Alles öde, todt, seelenlos seyn? Ein Monarch verschwendet täglich seine Wohlthaten an den niedrigsten Knecht, der ohne ihn nicht leben könnte, und der so mächtige, liebvolle Herr sollte nicht das geringste Wesen um sich haben, es beglücken zu können?

Die Höhen füllten Oreaden. Füllten diese Nymphen die Berge als lebende Wesen oder als Bildsäulen?

War das erste, wovon lebten sie? Waren sie im Winter vor der Kälte geschützt? War das zweite, woher die vielen Steine und Bearbeiter derselben?

Waren die Dryaden in den Bäumen, so mußten sie mit dem Baume wachsen und sich in Äste und Zweige ausbreiten. Doch als Gottheiten sollten weder sie, noch die Bäume je sterben können.

Die Najaden, Wassernymphen, hatten das schlimmste Amt. Man stelle sich vor, Winter und Sommer an den Gewässern sitzen, eine steinerne Urne halten, das einemal erstarren, das anderemal verschmachten. Es mußten steinerne Bilder, lebendig konnten sie nicht seyn. Da muß man aber wieder fragen: „Woher so viele Steine und Arbeiter?" Ward aber nicht eine Mordthat nach der andern begangen, so oft ein Baum gefällt, ein Stein behauen wurde? Ist das nicht grausam?

Jener Lorbeer wand sich einst um Hilfe,
Tantals Tochter schweigt in diesem Stein,
Syrinx Klage tönt aus jenem Schilfe,
Philomelas Schmerz in diesem Hain.
Jener Bach empfing Demeters Zähre,
Die sie um Persephonen geweint,
Und von diesem Hügel rief Cythere,
Ach, umsonst dem schönen Freund.

Die Frösche quaken noch jetzt wie damals, ob sie Syrinx heissen oder nicht. Auch die Nachtigall singt noch wie ehemals, obgleich kein Vogelfänger sie Philomele nennt.

Zu Deukalions Geschlechte stiegen
Damals noch die Himmlischen herab;
Pyrrha's schöne Tochter zu besiegen,
Nahm Hyperion den Hirtenstab.
Zwischen Menschen, Göttern und Heroen
Knüpfte Amor einen schönen Bund,
Sterbliche, mit Göttern und Heroen,
Huldigten in Amathunt.

Ist es denn etwas so Lobenswerthes, Erbauliches und Nachahmungswürdiges, daß dies saubere Geschäft der Himmlischen eine Erwähnung verdiente? Schöne Muse, die sich dessen nicht schämte!

Die schändlichen Müssiggänger des Olymps hatten freilich nichts anders zu thun, als, wenn sie von Nektar und Ambrosia voll waren, ihrer Gottheit weitere thierischen Lüste in Griechenlands Bordell zu befriedigen, um die Bastardenzucht nicht ausgehen zu lassen. Hierin zeichnete sich immer vor Allen der nimmersatte Erzwüstling Jupiter aus. Und so folgten Götter, Heroen und Sterbliche — a bove majore discit arare minor — des Großsultans schönem Beispiele, so daß alle schaarenweise zu dem berühmten, großen Knopfmacher Amor nach Amathunt kamen, und sich einen schönen Bund ausbaten.

Betend an der Grazien Altären
Kniete da die holde Priesterin,
Sandte stille Wünsche an Cytheren
Und Gelübde an die Charitin.

Hoher Stolz, auch droben zu gebieten,
Lehrte sie den göttergleichen Rang
Und des Reizes heilgen Gürtel hüten,
Der den Donnrer selbst bezwang.

Es scheint, die Muse habe sich in nichts so sehr gefallen, als in diesem sinnlichen Liebesverkehr. Alles dreht sich nur um diese Spindel.

Die Priesterin durfte weder Wünsche an Cytheren, noch Gelübde an die Charitin richten, noch stolz seyn, droben zu gebieten, der Donnerer und alle seine Spießgesellen kamen immer von selbst, ungebeten nach Amathunt. Und mühte sie sich auch noch so sehr, dieselben zurückzuhalten, wie konnte sie den Mächtigen widerstehn!

Himmlisch und unsterblich war das Feuer,
Das in Pindars stolzen Hymnen floß,
Niederströmte in Arions Leier,
In den Stein des Phidias sich goß.
Beßre Wesen, edlere Gestalten
Kündigten die hohe Abkunft an,
Götter, die vom Himmel niederwallten,
Sahen hier ihn wieder aufgethan.

Wenn Pindar und Phidias in ihren Werken edlere Wesen und Gestalten, als die Götter wirklich hatten, darstellten, so lag die hohe Abkunft derselben nicht in den Göttern, sondern in der hohen und edeln Einbildungskraft der Künstler. Es war dieser, nicht jener Verdienst, denn sie konnten das Vorbild nicht

dazu geben. Wenn sie vom Himmel niederwallten, mußten sie sich schämen, sich besser dargestellt zu sehen, als sie waren.

Werther war von eines Gottes Güte,
Theurer jede Gabe der Natur.
Unter Iris schönem Bogen blühte
Reizender die perlenvolle Flur.
Prangender erschien die Morgenröthe
In Hymerens reizendem Gewand,
Schmelzender erklang die Flöte
In des Hirtengottes Hand.

Wenige Menschen gibt es und hat es gegeben, welche die Gabe der Natur als von eines Gottes Güte werther hielten. Die Meisten glauben, sie haben dieselbe nur ihrem unermüdeten Fleiße, ihrer Geschicklichkeit, Klugheit, Rastlosigkeit, Andere wieder bloß ihrem Reichthume zu danken. Hätte auch der Gott die Gabe mit eigner Hand gegeben, so glaubten sie doch, weil sie's gewohnt waren, es sey des Gottes Schuldigkeit gewesen, sie ihnen zu geben, so wie es Kinder vom Vater und Arme von Wohlthätern glauben. Schon die Natur der Gewohnheit macht bei jedem langen Genuß einer Wohlthat dieselbe nicht mehr so schätzbar und werth, als anfänglich. Dies ist eine Erfahrung, die in allen Zeiten gemacht worden ist. Mithin war jede Gabe nicht theurer, als jetzt auch.

Iris heißt jetzt Regenbogen; erscheint dieser am Himmel, so blüht die Flur noch eben so perlenvoll,

als unter Iris; und die Morgenröthe erscheint noch eben so prangend, als unter Aurora. Solche Gegeneinanderstellung der schönern und häßlichern Welt, ist sie nicht eine Schande für den Menschenverstand?

Waren mehrere oder nur ein Hirtengott? Doch es gab viele, große und kleine Heerden, mithin mußte Pan vervielfältiget werden, d. h. jeder Hirte war ein Pan, dessen Flöte schmelzend erklang. Konnte sie aber schmelzend ertönen, da sie aus engen Röhren bestand? Diese können nie anders, als spitze, scharfe, magere, und nie schmelzende Töne von sich geben. Indeß ist dieser Verlust für die Heerden und Menschen sehr zu bedauern. Sie waren doch immer schmelzender, als unsre Dudelsäcke und Schalmeien. — Ach ja!

Liebenswerther mahlte sich die Jugend,
Blühender in Ganymeda's Bild,
Heldenkühner, göttlicher die Tugend
Mit Tritoniens Medusenschild.
Sanfter war, da Hymen es noch knüpfte,
Heiliger der Herzen ew'ges Band,
Selbst des Lebens zarter Faden schlüpfte
Weicher durch der Parzen Hand.

Jupiter entführte Ganymeda, eines trojanischen Königs Sohn. Juno rächte sich deswegen durch den trojanischen Krieg. Weil nun Ganymeda sehr schön war, so war auch die ganze griechische Jugend liebenswerther? Welch ein Schluß! Weil Perseus, von den Göttern bewaffnet, durch den spiegelhellen Schild der

Minerva vor Gefahr gesichert, Alles sah, was Medusa that, und sie im Schlafe erlegte, war jede, lange Zeit nachher ausgeübte, Tugend auch mit einem solchen Schilde versehen und göttlicher? Weil Hymen das Band knüpfte, war es darum viel sanfter, als jetzt? Wie heilig und sanft es war, davon konnte vorzüglich Sokrates sprechen, als Hymen ihn mit Xantippe verband. Und wie Viele konnten gleiche Sprache führen! Und sind und waren nicht zu jeder Zeit solche Bande mehrentheils hart, oft sehr locker, und die sanften und festen immer eine Ausnahme? War die Natur der Menschen damals immer die beste, edelste, und die der neuern Zeiten weit schlimmer? Schlüpfte des Lebens zarter Faden auch weicher durch der Parzen Hand bei Marathon, Thermopylä, Salamin, Plataa, Mykale, Syrakus, durch die dreißig Tyrannen und bei so vielen andern Gelegenheiten?

Das Evoe muntrer Thyrsusschwinger,
Und der Panther prächtiges Gespann
Meldeten den großen Freudebringer,
Faun und Satyr taumeln ihm voran,
Um ihn springen rasende Mänaden,
Ihre Tänze loben seinen Wein,
Und die Wangen des Bewirthers laden
Lustig zu dem Becher ein.

Mehrere Tage im Jahre wurden, Bachus zu Ehren, Feste gefeiert. Mehr als einmal sah man ganz Athen in der tiefsten Trunkenheit versunken. Schaaren von Bachanten und Bachantinnen, mit Epheu, Fen-

chel, Weinlaub und Pappeln bekränzt, geberdeten sich wie toll in den Straßen. Sie tanzten, hüpften, heulten, brüllten, riefen mit unbändigem Geschrei den Gott Bachus an; zerrissen mit Nägeln und Zähnen das rohe Eingeweide der Opferthiere, drückten mit den Händen Schlangen zusammen, flochten sie in die Haare, umgürteten sich damit, das Volk zu erschrecken und Aller Augen auf sich zu ziehen.

Bei diesem Feste befanden sich immer viele Fremde, die der Stadt den Tribut entrichteten, vorzüglich aber deswegen kamen, um Bachus großen Heereszug nach Indien und seinen Triumph vorgestellt zu sehen. Dabei sah man dasselbe Gefolge, das damals diesen Gott begleitete: Satyre, Faunen und Männer, welche Opferböcke nach sich schleppten. Andere ritten wankend auf Eseln; Manche waren als Weiber verkleidet; Viele trugen die garstigsten, unflätigsten Bilder auf langen Stangen und sangen die schändlichsten Lieder. Alles war unter einander, Männer, Weiber, Junge und Alte. Die Meisten waren mit Fellen von Hirschkälbern behangen, mit Epheu bekränzt, mit allerlei Larven vor dem Gesichte, berauscht oder trunken sich stellend.

Unter allerlei Geberden und krampfhaften Zuckungen höchster Raserei brüllten und tobten sie wie das Vieh beim Schalle betäubender Instrumente durch die Straßen. Andere tanzten dann wieder geordnete, kriegerische Tänze und trugen Krüge und Thyrsusstäbe, die sie, wie Pfeile, einander zuwarfen, womit sie sehr oft die Zuschauer trafen. Auf den Altanen oder Dächern der Häuser stand mehrentheils eine große Anzahl des schönen Geschlechts mit Fackeln und Lam-

pen. Während des ganzen Festes herrschte in ganz Athen die größte Ausgelassenheit und Schwelgerei. O welch ein Wonnedienst! Wie ganz anders, anders war es da! O Muse ohne gleichen! Ja du verdienst mit Lorbeern gekrönt zu werden, da du unter so vielen allein noch wahres Gefühl für die große Schildwirthschaft: Zu den großmüthigen Göttern, öffentlich zu zeigen dich nicht schämtest! Ja.

Höher war der Gabe Werth gestiegen,
Die der Geber freundlich mit genoß.
Näher war der Schöpfer dem Vergnügen,
Das im Busen des Geschöpfes floß.

Welch ein herrliches Leben, zu sehen, wie der Freudegott selbst als Wirth auf dem Wagen so glühend und braunroth und taumelnd da saß und Jeden zum Becher lallend einlud! Welche Lust, zu sehen, wie alle Schleusen der Weinströme aufgerissen wurden, damit Jeder ohne Scheu vor den Augen des mussirenden Bewirthers Vernunft, Zucht und Scham ersäufen konnte! Welche Wonne, zu sehen, wie der Geber der Gabe weder sich noch seine Gäste, und diese ihn nicht mehr kannten, wie sich der Gott in den Gast, und der Gast in den Gott verwandelte! Welch Entzücken, zu fühlen, wie der Rebensaft und in diesem die Gottheit durch alle Adern in schwellender Fülle sich ergoß!

Ja, das ist das wahre Leben, der echte Wonnedienst, wo der Mensch unter das Thier herabsinkt und nach Herzenslust im tiefsten Schlamme sich wälzen

kann! Dies verdient gepriesen, von einer Muse besungen zu werden.

Nennt der Meinige sich dem Verstande?
Birgt ihn etwa der Gewölke Zelt?
Mühsam späh ich im Ideenlande,
Fruchtlos in der Sinnenwelt.

Nein, theuerste Muse, weder deinem Verstande, noch dem von Allen, die so fragen, wie du, nennt er sich, kann er sich nennen, und dies eben so wenig, als Einem, der im Irrenhause aus dem Gitter hervorschaute und fragte: „Hörst du, nennst du dich meinem Verstande?“ Ha, ha, ha!

Wie, du Muse, du denkst, du spähst und suchst mühsam im Ideenlande den Schöpfer? Bist du auf einer unbewohnten Insel, die noch keines Menschen Fuß betrat? Ist noch keine Kunde von einem Schöpfer dahin gekommen? Aber du denkst ja, folglich bist du! Bedarf es nun einer großen Mühe und Anstrengung, um das eben so Einfache zu finden: „Ich bin, mithin ist ein Schöpfer?“ Hast du denn das Denken von dir selber? Und ist das nicht, so mußt du es von einem höhern Geiste haben. Eine mächtigere, schaffende Denkkraft muß dir deine Denkkraft gegeben haben; und du kannst nicht finden, daß ein Schöpfer ist? Dein Denken liegt demnach in Zügen, und du bist im finstersten Heidenlande, und hörtest nie von einem Christenlande, obgleich du darin geboren wurdest? Wer hat dich denn zum Götterfreunde und zu ihrem trauernden Lobredner umgeschaffen? Dein hoher Geist? Und dieser ist so scharfsichtig, daß er

den Schöpfer sogar in der Sinnenwelt fruchtlos aufsucht? Gehst du denn wie ein Thier in der Welt herum? Schau in die Höhe, schau um dich her, schau in dich hinein, siehst du nichts? Hörst du nicht überall die Stimme: „Ich bin, der ich bin. Ich bin dein Schöpfer!" Tritt in einen großen Kunstsaal, wo die größten Meisterwerke aufgestellt sind, betrachte sie, wird nicht aus jedem der Meister sprechen: „Ich hab es gemacht, ohne mich wär es nicht da?!" — Und in dem großen Schöpfungstempel allein sollte man den allmächtigen Künstler in seinen Werken vergebens suchen und nicht sehen? Und zu welcher Zeit? Da wo die Sonne der Wahrheit Alles mit ihrem himmlischen Lichte erfüllt. Ist es nicht Frevel, Empörung, diesem Lichte ausweichen zu wollen, sich in die finstern Katakomben der aufrührischen Vernunft geflissentlich als lichtscheu zu verkriechen und seinen eignen Gott mühsam aufzusuchen, und so wie ein widerspenstiger Knabe dem besten Lehrer zu entlaufen, um seinem Vergnügen desto ungehinderter nachgehen zu können?

Eure Tempel lachten gleich Pallästen,
Euch verherrlichte das Heldenspiel
An des Isthmus kronenreichen Festen,
Und die Wagen donnerten zum Ziel.
Schön geschlungne, seelenvolle Tänze
Kreisten um den prangenden Altar,
Eure Schläfe schmückten Siegeskränze,
Kronen euer duftend Haar.

Kommt, kommt geschwind, ihr Kinder, es gibt Etwas zu sehen! Die Muse hat ihren Guckkasten aufgemacht. Gebt recht acht und freuet euch! Seht da die Tempel, sie lachen wie Palläste. — Lachen sehen wir sie nicht. — Nicht so, ihr Kinder. Sie sehen so schön, so glänzend, so geschmückt, so freundlich aus. — Ha, nun verstehen wir's! — Nun kommen Heldenspiele. — Sieh, Bruder, wie sie einander umfassen und drehen, und einander so fest halten, dort Einen zu Boden werfen! — Sieh, dort blutet Einer entsetzlich. Das ist aber nicht schön, es ist grausam! — Jetzt sehet die Wagen, wie sie zum Ziele donnern! — Ha, dort ist Einer sammt dem Wagen gestürzt und hat ein Bein gebrochen! O der Arme! — Aber nun, gebt acht, kommt etwas Schönes! Ei, ei wie schön sie um den Altar tanzen! — Jetzt kommt das Letzte: Seht, das sind die, die um den Preis gerungen und ihn gewonnen haben, jetzt sind sie mit Siegeskränzen geschmückt. Gefällt euch dies? Wir sind ja Kinder, uns gefällt Alles, wenns nur etwas zu sehen gibt. Sind wir einmal älter, so werden wir auch keine Freude mehr an solchem Spielwerke haben. Wer weiß, es gibt viele Erwachsene, die ewig Kinder bleiben. Hat das die Muse Alles selbst gemacht? — Ja. — Sie ist doch geschickt. So sagen die Meisten. —

Seiner Güter schenkte man das Beste,
Seiner Lämmer Liebstes gab der Hirt,
Und der Freudentaumel seiner Gäste
Lohnte dem erhabnen Wirth.

Wohin tret ich? Diese traur'ge Stille,
Kündigt sie mir meinen Schöpfer an?
Finster, wie er selbst, ist seine Hülle,
Mein Entsagen, was ihn feiern kann.

Bisher konnte man glauben, die Muse spiele nur Kindern auf ihrer Leier vor, doch nun wird es auf einmal zu ernsthaft. Was will denn die Muse mit ihrem „wohin tret ich?" — Aus welch fremden Lande kommt sie denn, daß sie sich so unbekannt stellt? Welche Frage! Kommt sie nicht aus dem Lande der Venus- und Bachusfreuden? Aus dem Lande, wo es von Oreaden, Dryaden, Najaden, Syrinxen, Philomelen wimmelte? Wo nur Heldenspiele, Ringen und Singen und Rennen mit Wagen zu sehen waren? Ist sie nicht der Götter Freundin, und von ihrem Geiste durchdrungen? Sie kann's nicht begreifen, daß die Sonne nur Sonne ist, und kein Helios im Wagen darin sitzt, der Mond nicht mehr Selene, Iris nun Regenbogen, die Frösche nicht mehr Syrinx, die Nachtigall nicht mehr Philomele heißt; daß die Berge bloß Berge, die Bäume nur Bäume, die Steine Steine sind; daß der Ströme Silberschaum nicht mehr aus der Najaden Urnen fließt, darum verwundert sich die Göttermuse über die Stille, die ihr so traurig ist, darum sieht sie keinen Schöpfer, darum ist seine Hülle ihr so finster, wie er selbst. Sie hat gänzlich vergessen, was sie in jüngern Jahren in ihrem Geburtslande vernommen, der Geist der Lüge hat sie in das Land der Lüge, in das Fabelland geführt und in die Herrlichkeit des Götterlebens eingeweiht, und weil sies

nicht mehr findet, ist Alles finster und öde um sie. Doch schreckt sie nichts mehr, als finstrer Ernst und trauriges Entsagen, das den finstern Schöpfer feiern kann *).

Wo ist traurige Stille? Glänzen Sonne, Mond und Sterne nicht mehr? Sind alle Jahreszeiten verschwunden? Hat aller Verkehr unter den Menschen aufgehört? Sitzen sie alle wie gelähmt oder versteinert da? Ist jeder Ernst finster? — Ist Entsagen etwas Trauriges? Nützt es der Gottheit oder dem Menschen?

Wer niemals ernst seyn kann, lernt niemals denken. Wer nie denkt, ist zu Allem immer unbrauchbar. Wer unbrauchbar ist, wird überall verachtet, zurückgewiesen. Wer verachtet ist, findet nirgends einen Zufluchtsort, eine bleibende Stätte.

Wer niemals entsagen kann, macht sich und Andere unglücklich. So spricht die Natur. Sie — sie gebietet ernstes Denken und heiteres, nicht trauriges Entsagen. Wer ihrem Gebote entgegen handelt, muß es büßen.

Denken heißt: Wägen, Messen, Vergleichen, Urtheilen. Diese müssen Gehalt und Werth der Dinge, Schein und Wahrheit, Hülse und Kern unterscheiden und sondern. Das Entsagen muß größern Vortheil dem kleinern, das Dauernde und Bleibende dem Vorübergehenden und Flüchtigen, den Geist dem Körper vorziehen.

*) Diese Stelle heißt in der Veränderung:

Finstrer Ernst, trauriges Entsagen
War aus eurem heitern Dienst verbannt.

Denke und wäge deine Kräfte und Fähigkeiten, und entsage dem, wozu sie nicht reichen.

Denke und wäge deine Verhältnisse und Verbindungen, und entsage höhern Ansprüchen.

Denke und wäge deine Triebe und Neigungen, und entsage dem Hange zu Diesem oder Jenem, damit er nicht Leidenschaft werde. —

Denke und wäge Gegenwart und Zukunft, Bedürfniß des Leibes und das höhere Bedürfniß der Seele, deine hohe Bestimmung, Zeit und Ewigkeit, und entsage dem nichtigen Tand, der zu zärtlichen, ängstlichen Pflege der zerbrechlichen Hütte, dem festen Hüttebauen hienieden, der bloßen Ausfüllung der Zeit mit irdischen Spreugedanken. — Thust du von allem diesem das Gegentheil, denkst und entsagest du nicht, so ist dein Verderben gewiß.

Denken und Entsagen ist das Werk der Vernunft; — den Trieben unbedingt folgen das Werk des Thieres im Menschen. Denken und Entsagen erhält, vermehrt, befestigt die Gesundheit des Leibes und der Seele, bewahrt vor vielen Gefahren und Leiden und Übeln. — Denken und Entsagen sind die festesten Vormauern und Schutzwehren zur Erhaltung der Ruhe und des Wohls einzelner Familien, wie ganzer Staaten.

Hätten die meisten Machthaber und mit ihnen die Völker älterer und neuerer Zeiten das richtige Denken und das so nothwendige Entsagen verstanden, so würden mehrere Herzen glücklich geschlagen haben und weniger Ströme Bluts geflossen seyn. Ja hätte die Muse selbst das richtige Denken und das so nothwendige Entsagen sich zu eigen gemacht, so hätte sie

ihre Leier reiner und schöner und nicht so häßlich gestimmt.

So spricht in Allem Natur und Erfahrung. Wer vermag ihnen zu widersprechen? Warum also der unedle, schmähliche und ungerechte Seitenhieb auf Den, der das Augausreissen, Handabhauen, Selbstverleugnung so wohlwollend empfiehlt? Spricht er nicht dieselbe Sprache der Natur, oder spricht nicht vielmehr die Natur durch ihn, und Er, als ihr Herr, durch sie? Ist es etwas Grausames, Unnatürliches, Ungerechtes, zu fodern, daß der Geist mehr Geist werde und nicht ganz verkörpere? Daß der thierische Theil im Menschen nicht über den geistigen herrsche? Daß die unsterbliche Seele mehr Sorgfalt, Aufmerksamkeit und Pflege verdiene, als das, baldigem Moder unterworfene, Knochengebäude? Haben nicht selbst weisere Heiden der bessern Stimme der Natur und Vernunft gehorcht, und das Entsagen der Ehre, dem Reichthume und dem Ansehen vorgezogen?

Will denn die Natur und ihr Herr, der göttliche Stifter der Religion, trauriges, finsteres Gewölk über jedes Menschenantlitz verbreiten? Sagt er nicht selbst: „Wenn ihr fastet, sollt ihr nicht traurig, d. h. nicht Kopfhänger, verdrießlich, mürrisch, trübselig seyn. Ihr sollt nicht dabei aussehen, als müßtet ihr eine Strafe leiden. Eure Vernunft muß dies Entsagen als etwas Nothwendiges, Wohlthätiges wählen. Es muß euch freuen, für einen kleinen Verlust einen großen Gewinn zu machen. Es muß euch freuen, einen unvergänglichen Schatz dadurch anlegen zu können. Man muß es euch ansehen, daß ihr unter die Glücklichen gehöret.“

Nur unwissende, thörichte, eigensinnige Kinder murren, wimmern und schreien, wenn sie etwas von ihrem Spielzeug hergeben oder entbehren sollen, so sollt ihr nicht seyn, sondern heiter und munter. Dies ist das wahre Entsagen.

Damals trat kein gräßliches Gerippe
Vor das Bett des Sterbenden. Ein Kuß
Nahm das letzte Leben von der Lippe,
Still und traurig senkt' ein Genius
Seine Fackel. Schöne, lichte Bilder
Scherzten auch um die Nothwendigkeit,
Und das ernste Schicksal blickte milder
Durch den Schleier sanfter Menschlichkeit.

Schwebte damals den Sterbenden auch kein entfleischtes Knochengerippe vor Augen? Mußte bei der allen Menschen angebornen unwiderstehlichen Liebe zum Leben nicht auch sie ein Schauer ergreifen, wenn sie dem Tode sich nahe sahen? Konnte ein Kuß dieses drückende Gefühl ersticken oder gar zum Wonnegefühl erheben? War damals in jeder Familie die Anhänglichkeit unter allen Mitgliedern derselben so groß, daß, als Zeuge der Liebe, immer ein Kuß das letzte Leben von der Lippe nahm? War bei jedem Einzelnen immer ein Freund zugegen, der durch einen solchen Kuß die letzten Augenblicke des Lebens versüßte? Fiel in den so vielen wiederholten blutigen Schlachten, zur Zeit der wüthenden Pest, nie Einer ohne Kuß todt darnieder? Scherzten da auch um Jeden nichts als schöne, lichte Bilder? — Warum nicht? Es war ja

nur Ein Wonneleben und Wonnesterben. Ach es war ja ganz anders, anders da!

Nach der Geister schrecklichen Gesetzen
Richtete kein heiliger Barbar,
Dessen Augen Thränen nie benetzen,
Zarte Wesen, die ein Weib gebar.
Selbst des Orkus strenge Richterwage
Hielt der Enkel einer Sterblichen,
Und des Thrakers seelenvolle Klage
Rührte die Erinnyen.

Wer ist der heilige Barbar? Ist es der, dessen Haupt mit der dreifachen Krone geschmückt ist? — Kann aber dieser nach dem Tode richten? Ist es nicht Der, der da sagt: „Wer an den Sohn glaubt, „wird nicht gerichtet, wer aber nicht an Ihn glaubt, „der ist schon gerichtet, weil er nicht an den Namen „des eingebornen Sohnes Gottes geglaubt hat. — „Und wenn Jemand meine Worte hört und sie nicht „bewahrt, den richte nicht ich. Denn ich bin nicht „gekommen, die Welt zu richten, sondern daß ich die „Welt selig mache. — Wer mich verachtet und nimmt „meine Worte nicht an, der hat Jemanden, der ihn „richtet. Das Wort, das ich geredet habe, das wird „ihn richten am jüngsten Tage."

Es richtet demnach kein heiliger Barbar. — Minos, obgleich der Enkel einer Sterblichen, konnte er je den schreienden Richter im Herzen des Bösewichts, der nur auf Verderben und Unglück der Menschen sann, zum Schweigen bringen? War die Na-

tur des Menschen, das Herz, damals auch ganz anders beschaffen, als jetzt? Fand nie ein nagendes Gefühl, ein Reissen und Zerren und Schneiden in den Eingeweiden ruchloser Seelen damals Statt? Konnte es ganz betäubt, erdrückt, erstickt werden? Und wenn es wurde, wie jetzt bei so viel Hunderten, wird der von der Natur schon aufgestellte, und durch die Ruchlosigkeit von seinem Throne herabgestürzte, erwürgte, innere Richter nicht wieder um so schrecklicher aufleben, auf seinen eisernen Stuhl sich schwingen, ein furchtbares, unerbittliches Gericht halten, und seinen ewigen Ausspruch mit verwerfender Stimme herabdonnern? Die innern Gesetze sind für den Vernunftsünder eben so schrecklich, als für den Glaubenssünder. Niemand kann ihnen entfliehen.

Seine Freuden traf der frohe Schatten
In Elysiens Hainen wieder an;
Treue Liebe fand den treuen Gatten,
Und der Wagenlenker seine Bahn;
Orpheus Spiel tönt die gewohnten Lieder,
In Alcestens Arme sinkt Admet,
Seinen Freund erkennt Orestes wieder,
Seine Waffen Philoktet.

Ja, ihr Kinder, seyd nur zufrieden, euer Spielzeug wird euch zwar jetzt genommen, doch ihr findet Alles wieder, Wagen und Renner und Bahn und Waffen und Spiel. Also toujours perdrix, toujours perdrix! Welch eine Glückseligkeit! Wie beneidenswerth ist sie! Wie würdig, besungen zu werden!

Welche Freude, Wagner und Schmiede und Seiler und Pferde und Knechte und Ställe und Waffen wieder in ihrer Thätigkeit und Schönheit zu sehen! — Und uns ist dies Alles benommen? — Welch trauriges Loos! —

Aber ohne Wiederkehr verloren
Bleibt, was ich auf dieser Welt verließ,
Jede Wonne hab ich abgeschworen,
Alle Bande, die ich selig pries.
Fremde, nie verstandene Entzücken
Schauern mich aus jenen Welten an,
Und für Freuden, die mich jetzt beglücken,
Tausch ich neue, die ich missen kann.

So wäre denn was die Augen sehen, die Ohren hören, die Zunge schmeckt, die Nase riecht, die Glieder fühlen, kurz was der Körper genießt, allein das Höchste und Wünschenswertheste? Durch diesen Genuß und in der Fülle der Sinnlichkeit sollte der Mensch allein sich glücklich preisen können? Ihr Blinden und Tauben und Stummen und Lahmen, ihr Kranken und Leidenden und Verstümmelten, all ihr Armen und Unglücklichen, die dem Wonnedienst der genießenden Sinnenwelt entsagen müssen, ach! was seid ihr? Seht an die Wüstlinge, wie selig sie sind! — Schaudern euch auch fremde, nie verstandene Entzücken aus jenen Welten an? Und wollt ihr auch für Freuden, die euch jetzt beglücken, nicht neue tauschen, die ihr missen könnt? — Verlanget auch ihr keine bessere künftige Welt?

Höh're Preise stärkten da den Ringer
Auf der Tugend arbeitvollen Bahn:
Großer Thaten herrliche Vollbringer
Klimmten zu den Seligen hinan;
Vor dem Wiederforderer der Todten
Neigte sich der Götter stille Schaar;
Durch die Fluten leuchtet dem Piloten
Vom Olymp das Zwillingspaar.

Man lese Perseus, Herkules, Theseus und Kastor und Pollux Geschichte, so gibt sich die Antwort auf: „Höhere Preise und der Tugend arbeitvolle Bahn" von selbst. Und sind es, und waren es keine schönen Wesen aus dem Fabelland, sondern wirkliche Tugendhelden, so waren es nach einem großen Zeitraume abwechselnd unter vielen Tausenden je Einer und Einer, und zusammen Drei. Und worin bestand ihre Tugend? In den kraftvollen, nervigten Armen, in der knotigen Keule, in dem schneidigen Schwerte, in dem blutdurstigen Muthe zu würgen und todt zu schlagen. Welche Tugend! — Ja welch ein Begriff von Tugend! Können diese nicht noch jetzt auch Banditen aufweisen?

Schöne Welt, wo bist du? — Kehre wieder,
Holdes Blüthenalter der Natur!
Ach, nur in dem Feenland der Lieder
Lebt noch deine goldne Spur.
Ausgestorben trauert das Gefilde,
Keine Gottheit zeigt sich meinem Blick,
Ach, von jenem lebenwarmen Bilde
Blieb nur das Gerippe mir zurück.

O Helios, Helios erscheine wieder in deinem goldnen Wagen und lenke ihn in stiller Majestät, damit sich nicht seelenlos der Feuerball drehe!

Ihr Oreaden, ach kommet, kommet und füllet die Höhen! Ihr Dryaden, belebet doch wieder Eichen, Birken, Fichten und Tannen! Ihr Najaden, erbarmt euch doch wieder der Ströme, daß ihr Silberschaum von neuem durch eure Urnen springe und sie nicht ewige Teiche bleiben! Ihr Syrinxe, eilet herbei, damit aus jenem Schilfe eure Klage, und nicht das Quaken der Frösche ertöne! Ihr Nachtigallen alle, werdet wieder wie vormals zu Philomelen, damit in Hainen euer Schmerz um so rührender werde!

O Iris, Iris vertilge den Regenbogen, damit die perlenvolle Flur reizender blühe! O Hymere, laß dein Rosengewand von neuem flattern, damit die Morgenröthe prangender wieder erscheine! O Ganymeda's Bild, tritt wieder vor aller Augen, damit in dir die Jugend liebenswerther und blühender sich mahle! O Minerva, sende wieder herab deinen Medusenschild, damit an neuen Perseus Armen die Tugend im Erwürgen von Ungeheuern sich heldenkühner und göttlicher zeige!

Und du, o Bachus, laß der Panther prächtiges Gespann an deinen Wagen anspannen, Faun und Satyre voran taumeln, und rasende Mänaden um dich springen; laß deine rothbraunen Wangen wieder lustig zum Becher einladen! Es lachen wieder die Tempel gleich Pallästen; Heldenspiele verherrlichen vonneuem dieselben; es donnern die Wagen zum Ziel; es kreisen um die Altäre wieder schöne, geschlungene, seelenvolle Tänze, kurz es werde die Bürgernatur wie-

der in höhern Adel erhoben, um sie wie ehemals an der Liebe Busen drücken zu können! Ach, kehre wieder, holdes Blüthenalter der Natur!

Kehre wieder, dichte Nacht der Vernunft! Bedecke von neuem die Erde mit deinem tiefen Dunkel! Es überschwemme der Sinnlichkeit Meer Palläste und Hütten; es wüthen die Stürme des Ehrgeizes, der Herrschsucht und Zwietracht von Staate zu Staate, damit Einer den Andern aufreibe und der Rache blutige Spuren allein noch zu sehen sind! — O schöne Welt, wo bist du? — Kehre wieder, ach, kehre wieder! — Welch ein Wunsch wäre dies! Wer könnt' ihn ohne Schauer vernehmen?

Doch trauert nicht seit dieser verschwundenen schönen Welt ausgestorben das Gefilde? Zeigt sich eine Gottheit nur Einem Blicke? Blieb nicht von jenem lebenwarmen Bilde nur das Gerippe zurück?

Wo? — Wo liegt die Natur wie ein kalter, todter Leichnam im Sarge oder im Grabe? Durchwandle sie, geflissentlich Blinder, wann und wo du willst, am Himmel oder auf Erden oder unter der Erde oder in den Tiefen der Gewässer, so kommt dir Leben und kein, kein, verstehe es wohl, kein Gerippe entgegen! Und wo Leben ist, da ist Gott. Tritt hervor, du heiliger Sänger Klopstock, sprich: „Trauerte auch für dich ausgestorben das Gefilde? Zeigte sich auch deinem Blicke keine Gottheit, wenn du die Allgegenwart Gottes sangst? —

Dem Allgegenwärtigen.

Da du mit dem Tode gerungen, mit dem Tode
Heftiger du gebetet hattest,
Da Dein Schweiß und Dein Blut
Auf die Erde geronnen war:

In dieser ernsten Stunde
Thatest Du jene große Wahrheit kund,
Die Wahrheit seyn wird
So lange die Hülle der ewigen Seele Staub ist.

Du standest und sprachst
Zu den Schlafenden:
„Willig ist eure Seele,
Aber das Fleisch ist schwach.

Dieser Endlichkeit Loos, die Schwere der Erde
Fühlt auch meine Seele,
Wenn sie zu Gott, zu dem Unendlichen
Sich erheben will.

Anbetend, Vater, sink ich in den Staub und fleh,
Vernimm mein Flehn, die Stimme des Endlichen,
Gib meiner Seel' ihr wahres Leben,
Daß sie zu Dir, sich zu Dir erhebe.

Allgegenwärtig, Vater!
Schließest Du mich ein.
Steh hier, Betrachtung, still, und forsche
Diesem Gedanken der Wonne nach.

Was wird das Anschaun seyn, wenn der Gedank' an Dich,
Allgegenwärtiger! schon Kräfte jener Welt hat!
Was wird es seyn, Dein Anschaun,
Unendlicher! O Du Unendlicher!

Das sah kein Auge, das hörte kein Ohr,
Das kam in Keines Herz, wie sehr es auch rang,
Wie es auch nach Gott, nach Gott,
Nach dem Unendlichen dürstete:

Kams doch in keines Menschen Herz,
Nicht ins Herz deß, der Sünder
Und Erd' und bald ein Todter ist,
Was Gott denen, die Ihn lieben, bereitet hat.

Wenige nur, ach! Wenige sind,
Deren Aug' in der Schöpfung
Den Schöpfer sieht! Wenige, deren Ohr
Ihn in dem mächtigen Rauschen des Sturmwinds hört,

Im Donner, der rollt, oder im lispelnden Bache,
Unerschaffner! Dich vernimmt!
Weniger Herzen erfüllt, mit Ehrfurcht und Schauer,
Gottes Allgegenwart!

Laß mich im Heiligthume
Dich, Allgegenwärtiger!
Stets suchen und finden! Und ist
Er mir entflohn, dieser Gedanke der Ewigkeit;

Laß mich ihn tiefanbetend
Von den Chören der Seraphim

Ihn, mit lauten Thränen der Freude,
Herunter rufen!

Damit ich, Dich zu schaun,
Mich bereite, mich weihe,
Dich zu schaun
In dem Allerheiligsten!

Ich hebe mein Aug' auf und seh,
Und siehe, der Herr ist überall!
Erd', aus deren Staube
Der Erste der Menschen geschaffen ward;

Auf der ich mein erstes Leben lebe,
In der ich verwesen werde,
Und auferstehen aus der!
Gott würdigt auch dich, dir gegenwärtig zu seyn.

Mit heiligem Schauer
Brech ich die Blum' ab,
Gott machte sie,
Gott ist, wo die Blum' ist.

Mit heiligem Schauer fühl ich der Lüfte Wehn,
Hör ich ihr Rauschen! Es hieß sie wehn und rauschen
Der Ewige! . . . . Der Ewige
Ist, wo sie säuseln, und wo der Donnersturm die Ceder stürzt.

Freu dich deines Todes, o Leib!
Wo du verwesen wirst
Wird Er seyn,
Der Ewige!

Freu dich deines Todes, o Leib! in den Tiefen der Schöpfung,
In den Höhen der Schöpfung, wird deine Trümmer verwehn!
Auch dort, Verwester, Verstäubter, wird Er seyn,
Der Ewige!

Die Höhen werden sich bücken!
Die Tiefen sich bücken,
Wenn der Allgegenwärtige nun
Wieder aus Staub Unsterbliche schafft.

Werft die Palmen, Vollendete, nieder, und die Kronen!
Halleluja dem Schaffenden!
Dem Tödtenden, Halleluja!
Halleluja dem Schaffenden!

Ich hebe mein Aug' auf und seh,
Und siehe, der Herr ist überall!
Euch, Sonnen, euch, Erden, euch Monde der Erden,
Erfüllet, rings um mich, seine göttliche Gegenwart!

Nacht der Welten, wie wir im dunkeln Worte schaun
Den, der ewig ist!
So schaun wir in dir, geheimnißvolle Nacht,
Den, der ewig ist!

Hier steh ich, Erde! Was ist mein Leib,
Gegen diese selbst den Engeln unzählbare Welten!
Was sind diese selbst den Engeln unzählbare Welten,
Gegen meine Seele!

Ihr, der Unsterblichen, ihr, der Erlösten
Bist Du näher, als den Welten;

Denn sie denken, sie fühlen
Deine Gegenwart nicht.

Mit stillem Ernste dank ich Dir,
Wenn ich sie denke!
Mit Freudenthränen, mit namenloser Wonne
Dank ich, o Vater, Dir, wenn ich sie fühle.

Augenblicke Deiner Erbarmungen,
O Vater, sinds, wenn Du das himmelvolle Gefühl
Deiner Allgegenwart
In meine Seele stralst.

Ein solcher Augenblick,
Allgegenwärtiger!
Ist ein Jahrhundert
Voll Seligkeit.

Meine Seele dürstet!
Wie nach der Auferstehung verdorrtes Gebein,
So dürstet meine Seele
Nach diesen Augenblicken Deiner Erbarmungen.

Ich liege vor Dir auf meinem Angesichte;
O läg' ich, Vater, noch tiefer vor Dir,
Gebückt in dem Staube
Der untersten der Welten!

Du denkst, du empfindest,
O du, die seyn wird,
Die höher denken,
Die seliger wird empfinden!

O die du anschaun wirst!
Durch wen, o meine Seele!
Durch Den, Unsterbliche!
Der war, und Der ist, und Der seyn wird!

Du, Den Worte nicht nennen,
Deine noch ungeschaute Gegenwart
Erleucht', und erhebe jeden meiner Gedanken!
Leit' ihn, Unerschaffner, zu Dir!

Deiner Gottheit Gegenwart
Entflamm', und beflügle
Jede meiner Empfindungen!
Leite sie, Unerschaffner, zu Dir!

Wer bin ich, o Erster!
Und wer bist Du?
Stärke, kräftige, gründe mich,
Daß ich auf ewig Dein sey!

Ohn' Ihn, Der sich für mich geopfert hat,
Könnt' ich nicht Dein seyn;
Ohn' Ihn wäre Deine Gegenwart
Feuereifer und Rache mir.

Erd und Himmel vergehen;
Deine Verheissungen, Göttlicher, nicht!
Von dem ersten Gefallnen an
Bis zu dem letzten Erlösten,

Den die Posaune der Auferstehung
Wandeln wird,

Bist Du bei den Deinen gewesen!
Wirst Du bei den Deinen seyn.

In die Wunden Deiner Hände legt' ich meine Finger nicht;
In die Wunden deiner Seite
Legt' ich meine Hand nicht;
Aber Du bist mein Herr und mein Gott.

Wo ist nun glühende, heisse, durchbrennende Lebenswärme, wo ein Todtengerippe, in deiner oder dieser Natur, in deiner oder dieser Dichtung? —

Alle jene Blüthen sind gefallen
Von des Nordes winterlichem Wehn.
Einen zu bereichern unter Allen,
Mußte diese Götterwelt vergehn.
Traurig such ich an dem Sternenbogen,
Dich, Selene, find ich dort nicht mehr;
Durch die Wälder ruf ich, durch die Wogen,
Ach! sie widerhallen leer.

Geschah denn diesen, aus dem Gehirne der Dichter entsprungenen Unwesen, diesen Göttern, die Augen hatten und nicht sahen; Ohren hatten und nicht hörten; Hände und Füße hatten, nicht betasten, nicht gehen konnten, geschah ihnen Unrecht, war es ein grausames, widerrechtliches, räuberisches Ansichreissen der Macht so vieler Himmel- und Erde- und Unterweltbesitzer? War es eine unerhörte Gewaltthätigkeit, die Welt von all dem Göttergesindel zu säubern? Wer wird Steine gegen die Sonne werfen, sie schel-

ten und schmähen, daß sie die dicke Finsterniß der Nacht vertrieben, und ihr wohlthätiges Licht über alle Wesen ausgegossen und Leben und Freude verbreitet hat? Ist es ein unübersehbares, namenloses Unglück für Berge und Thäler und Wälder und Felder und die ganze Menschheit, daß der eingeborne Sohn Gottes, Jesus Christus, dies himmlische Licht, kam, zu erleuchten, die da saßen und sitzen im tiefsten Schatten des Todes; den verwesenden Leichnam der Vernunft wieder ins Leben zu rufen; das verunstaltete Ebenbild Gottes im Menschen von neuem zu schaffen; ihn aus dem tiefen, schlammigen Pfuhle der Thierheit zu reissen; den Geist zum Geiste, die Seele zur Seele zu machen, damit sie erkennen und fühlen, daß der Herr allein Gott ist und sonst keiner mehr; daß er nur in seinem vielgeliebten Sohne erkannt und angebetet seyn will; daß dieser gleich ihm Gott und Schöpfer ist; daß durch Ihn Alles gemacht worden, und ohne Ihn nichts gemacht worden, was gemacht worden ist; daß ohne Ihn Niemand, dem Sein Licht leuchtet und der es verschmäht, zu Gott kommen kann?

Ist es ein Unglück, daß Gott selbst vom Himmel herabkam, sich in der Menschheit Gewand einhüllte, sie lehrte, was nie in eines Menschen Sinn noch Herz gekommen wäre: daß Gott Vater der Menschen sey, und sie Seine Kinder seyn sollen; daß Er ein Geist ist, und sie Geist seyn und Ihn im Geiste und in der Wahrheit anbeten sollen und daß Er nur solche Anbeter sucht?

Ist es ein Unglück, daß die Menschen nun wissen, was sie sind, d. i. alle, alle ohne Ausnahme, Sünder, die wieder neu geboren werden, ihren Weisheits-

Schriftgelehrten- und Pharisäerstolz ablegen und Demuth lernen, den wilden, sinnlichen Trieben entsagen, statt Reichthümer hienieden zu sammeln, sich Schätze im Himmel sammeln und wie gutmüthige Kinder werden müssen?

Ist es ein Unglück, daß die Menschen nun wissen, was sie dereinst seyn werden, daß ihre Seele unsterblich ist, und daß sie, sey sie auch noch so sehr befleckt, einen Versöhner, einen Fürsprecher bei Gott hat, der sie ihm rein darstellt, sobald sie einsieht und fühlt, daß sie nicht anders als durch sein Blut gewaschen, erscheinen, und sie dessen nicht anders, als durch innigste Reue und Sehnsucht nach Rettung und Versöhnung, und durch geänderten Sinn und Wandel, nach dem Worte des Herrn, und nicht blos nach dem Worte der undemüthigen Vernunft, theilhaftig werden kann? Denn Nichts müssen wir jetzt seyn, um dereinst Etwas zu werden.

Und weil dies so ist, sollten wir nun traurig nach dem Sternenbogen sehen, die Selene suchen, durch die Wälder, durch die Wogen rufen: „Selene! — Selene! — Ach Selene! Hörst du uns nicht? — Wo bist du? — Ach, kehre wieder!“ — Und wenn wir sie nicht finden, im Schmerzenstone ein tiefes: „Ach! Alles wiederhallet leer!“ ausstoßen?

Sollte nicht vor Dank und Jubel und Preis ein immerwährendes Halleluja die ganze Welt durchschallen, daß die Vernunft wieder in ihre Rechte eingesetzt, der Mensch wieder zum Menschen geworden, Wahrheit statt Lüge, Unverweslichkeit statt ewiger Verwesung ans Licht getreten ist; daß Arme, Unangesehene und Ungelehrte nun eben so gut wissen, wozu sie ge-

schaffen sind und wer der Herr ist, als die Reichen und Großen und Gelehrten; daß die Erkenntniß des wahren Gottes nun kein ängstlich verschlossenes, bewachtes Geheimniß nur kleiner, geheimen Gesellschaften mehr ist; daß diese kein tiefes, zweifelhaftes, unsicheres, mühsames Suchen und dennoch nicht Finden, dessen nur Wenige fähig sind, erfordert. Daß dieser Eine nun bereichert ist, und Er statt Tausenden herrscht, und seine Menschen wie Kinder um sich her versammeln will, da soll man rufen: „Schöne Welt, wo bist du? — Kehre wieder!"

Würden nicht selbst die Thiere gegen Jeden, der einen solchen Zurückruf wagte, aufstehen, und, könnten sie reden, mit ergrimmter Stimme zur Vertheidigung der Ehre ihres Schöpfers Allen zurufen: „Verstummet, ihr mehr als wir der Vernunft Beraubten! Ja, nur Einer ist Herr und Schöpfer. Unsinn sind eure Götter. Schaut her auf uns! Wer gab uns die tausendfache Gestalt, Stimme, Kleidung und Triebe? Wer speiset Jedes von uns mit Wohlgefallen? Wer läßt unser Geschlecht nie ausgehen? Wer gibt Jedem seine eigenen Waffen gegen seine Feinde? Wird Er durch uns oder wir durch Ihn, und so Er durch euch oder ihr durch Ihn bereichert? Nehmet zurück mit innigster Reue euern vermessenen Unsinn, fallet nieder mit Furcht und Zittern vor unserm und eurem nur Einen Gott; thut Abbitte vor uns, daß ihr es wagtet, dieses Einen so bitter und hämisch zu spotten! Könnten wir es, so würden wir vor eurem Antlitze niederknien, anbeten und einmüthig ausrufen: „Ja, nur der Herr, Der uns geschaffen, ist Gott!""

Unbewußt, der Freuden, die sie schenket,
Nie entzückt von ihrer Trefflichkeit,
Nie gewahr des Armes, der sie lenket,
Reicher nie durch meine Dankbarkeit,
Fühllos selbst für ihres Künstlers Ehre,
Gleich dem todten Schlag der Pendeluhr,
Dient sie knechtisch dem Gesetz der Schwere,
Die entgötterte Natur.

Hatte denn die mit Göttern bevölkerte Natur das Bewußtseyn der Freuden, die sie schenkte? Fühlte sie die Herrlichkeit, die von ihr ausging? Nahm sie warmen Antheil an dem Glücke ihrer Bewohner? Wußten und fühlten Berge und Wälder und Thäler und Haine, Quellen und Flüsse, daß sie der Wohnsitz von Gottheiten waren? Auch dieses Denken und Fühlen der Natur mußte durch den Einen Bereicherten mit der Götterwelt vergehen. Welch ein Verlust! Ach, ihr Bäume und Blumen und Kräuter und Steine, warum denkt und fühlt ihr nicht mehr, damit ihr, gewahr des Armes, der euch benutzt, entzückt von eurer Trefflichkeit, wisset, welche Freuden ihr schenket! Doch über diese abgeschmackten Worte lohnt sich kaum die Mühe, nur eine Sylbe zu verlieren.

Morgen wieder neu sich zu entbinden,
Wühlt sie heute sich ihr eignes Grab,
Und an ewig gleicher Spindel winden
Sich von selbst die Monde auf und ab.
Müssig kehrten zu dem Dichterlande
Heim die Götter, unnütz einer Welt,

Die, entwachsen ihrem Gängelbande,
Sich durch eignes Schweben hält.

Immer unerträglicher wird das alberne Göttergewäsche! War denn die Natur in der Götterwelt nicht dieselbe, wie jetzt? Hielt sie sich nicht seit ihrer Erschaffung durch eignes Schweben? Und wer weiß, wie dies geschieht? Und die Götter sollen allein durch ihr Gängelband die Natur so weit gebracht haben, daß sie nun ihrer Hilfe nicht mehr bedurfte, sondern ohne Gängelband allein schweben konnte? Welch kleinliche, erbarmenswerthe Gedanken! Wie klein wird selbst die Natur und vollends ihr Schöpfer! Wie sehr verschwindet er dadurch!

Freundlos, ohne Bruder, ohne Gleichen,
Keiner Göttin, keiner Ird'schen Sohn,
Herrscht ein Andrer in des Äthers Reichen,
Auf Saturnus umgestürztem Thron.
Selig, eh sich Wesen um ihn freuten,
Selig im entvölkerten Gefild,
Sieht er in dem langen Strom der Zeiten
Ewig nur — sein eignes Bild.

Aber warum immer das Grelle, Bittere, Hämische, Grollende gegen den Einen Bereicherten? Wie boshaft und albern zugleich! Wozu das Gewäsche? Soll es Götterfreunde herbeilocken und den Einen wieder ärmer machen? War denn je ein Saturnus Thron in Äthers Reichen? Hat er nicht im Lügenhimmel geherrscht, und hat ihn nicht sein edler Sohn

Jupiter aus diesem Himmel gejagt? — Und wo kann je ein Thron umgestürzt werden, wo nie einer war? Wie kann eine kaum sichtbare Fliege wissen, daß dieser Eine nur selig ist, wenn er ewig nur sein eignes Bild sieht! Ja er ist ohne Freund, ohne Bruder, ohne Gleichen, er ist sich genug, er bedarf ihrer nicht, um selig zu seyn, so wenig die Sonne einer andern Sonne bedarf, um Licht, Wärme und Leben zu haben; sie strömt diese über andre Geschöpfe, um sie glücklich zu machen. Doch er ist jetzt auch einer Irdischen Sohn, der Eingeborne vom Vater, der war, eh Abraham war, dessen Boten Engel sind, der in einer Krippe und in einer Mutter Schoos als Kind mit sanftem Lächeln lag, und den nie der Welten Kreis umschloß. Vater, Sohn und Geist, diese Drei sind der Eine und Ewige; sie sind, sie waren und werden seyn; und die diesen Dreieinigen lieben, werden ihn sehen wie er ist, und erkennen, ob er in dem langen Strome der Zeit ewig sein Bild nur sah.

Bürger des Olymps konnt' ich erreichen,
Jenem Gotte, den sein Marmor preist,
Konnte einst der hohe Bildner gleichen;
Was ist neben Dir der höchste Geist
Derer, welche Sterbliche gebaren?
Nur der Würmer Erster, Edelster.
Da die Götter menschlicher noch waren,
Waren Menschen göttlicher.

Ha, in welcher Höhe mußten sie stehen, die Bürger des Olymps, daß man sie erreichen konnte! Wie

groß mußte ein Gott seyn, wenn ein Bildner ihm gleichen konnte! Da nun der Stolz sich erniedriget fühlt, und unerreichbar der Ewige und Eine ist, darum waren die Götter menschlicher, und die Menschen göttlicher!

Ha, wie menschlich knüpfte zwischen Menschen, Göttern und Heroen Amor einen Bund nach dem andern; wie menschlich kam Jupiter als Stier und Adler, als goldner Regen und Schwan vom Olymp! — Wie göttlich waren die Menschen bei den Bachusfesten! Wie göttlich waren die Lacedämonier und Athenienser, die immer einander zu unterdrücken suchten! Wie göttlich waren die dreißig Tyrannen in Athen, die raubten und mordeten! Wie göttlich Sokrates Feinde! Ach, wie viele andere Göttlichkeiten! — Ja, da die Götter menschlicher noch waren, waren Menschen göttlicher. Schade, daß es nicht noch heißt: „Es leben die Götter! — Hoch! — Hoch!“ Doch ist dies nicht der Inhalt der ganzen Dichtung?

Dessen Stralen mich darnieder schlagen,
Werk und Schöpfer des Verstandes! Dir
Nachzuringen, gib mir Flügel, Wagen
Dich zu wägen — oder nimm von mir,
Nimm die ernste, strenge Göttin wieder,
Die den Spiegel blendend vor mich hält,
Ihre sanftre Schwester sende nieder,
Spare jene für die andre Welt.

Hört man hier nicht, gleichsam wie bei Hiob, der aber durch das Übermaaß quatvoller Leiden, nicht

durch empörenden Stolz und Übermuth eines trotzenden Geistes, zu den Ausbrüchen der ungestümsten Ungeduld getrieben wurde, die Stimme der Allmacht in donnerndem Wetter rufen?!

„Wer ist der Freche, Verwägene, Vermessene unter den Sterblichen, der Flügel, Mir nachzuringen, Wagen, Mich zu wägen, von Mir fordert? — Hat sich der Unsinn eines Rasenden seiner bemächtigt?“ — „Willst du wissen und sehen, wo ich den Grund der „Erde legte? Wo ich über ihre Fläche die Schnur „gezogen, ihre Gestalt bestimmt, ihren Umfang be„grenzt, ihren Eckstein gelegt habe? — Willst du wis„sen und sehen, wo sie an Nichts gehängt und in „der Luft befestiget ist? — Willst du wissen und se„hen den Zepter, den ich über die Tiefe des Mee„res ausstrecke und jene wilde Welt in gebührendem „Gehorsam erhalte? — Willst du wissen und sehen „die Geheimnisse des Abgrunds, wo, deinem Ge„brauche verschlossen, unzählbare Schätze schlafen? — „Willst du wissen und sehen vor dir weit aufgethan „den gespaltnen Mittelpunkt, und die innersten „Kammern des Todes, und die fürchterlichen Pforten „des grauenvollen, schwarzen Dunkels? — Willst du „wissen und sehen, in welchem stralenden Pallaste „das Licht wohne, und wo die Finsterniß ihre be„trübte Heimat habe? — Willst du wissen und se„hen mein nördliches Rüsthaus von Schnee und „Hagel, die furchtbaren Schätze meines Grimms, „meinen Vorrath von Rache für den Tag des Streits, „wenn Wolken Tod herabregnen und Ungewitter auf „meinen Befehl die Welt durchrasen, oder ein sündi„ges Land verheeren? — Willst du wissen und sehen,

„wie ich die reissenden Stürme wie fliegende, rasselnde Wagen dahinfahren lehre; wie ich die Natur „mit dem ernsten Gebrülle des schrecklichen Donners „durchdringe, dem eilenden, zackigen Blitze zeige, „wo er hinfallen soll und den fliehenden Erdkreis einwickle*)?" u. s. w.

Willst du, Verwägner, mit mir die Gottheit theilen? — Ist dies nicht das Nachringen und Wägenwollen? O welch ein großer Geist weht in diesen Worten! Ist es nicht, als traf auch ihn das Loos so vieler Geistesübermüthigen und selbst Gott gebietenden Alleinweisen, daß sie, vom Geiste der Lüge verführt und getäuscht, in ihren Gedankennetzen sich selbst verstricken und den Weg der Wahrheit nicht mehr finden? —

Nun ist es gesungen, das Schmerzenslied des Götterfreunds am Grabe der Götter! Aber welch schauerliche Töne! Kann ein vernünftiger Mensch dies Unding von Dichtung ohne Staunen, ja Mißmuth anhören? Und doch wird das Unbegreifliche stets unbegreiflicher, daß dieser Auswuchs immer seine hohen Lobredner fand und noch findet. Doch noch gibt es, zur Ehre der Vernunft und der Wahrheitsliebe, welche, die vor diesem Abgotte die Knie nicht beugen und nicht beugten. Ein edler Weiser**), aus dem nicht ausgearteten Geschlechte, sagte laut und öffentlich über diese Dichtung:

„Ich möchte lieber der Gegenstand des allgemei-

*) Nach Youngs Paraphrase.

**) Graf Stollberg, gleich nach der Erscheinung dieses Gedichts.

„nen Hohns seyn, als nur Ein solches Lied gemacht „haben, wenn auch ein solches Lied mir den Ruhm „des großen und lieben Homers zu geben vermöchte. „Wenn ein unmündiges Publikum mich für das Gift, „welches ich ihm im Becher der Musen gereicht hätte, „vergötterte; so würde ich mir selbst ein muthwilliger „Knabe scheinen, welcher seinen Pfeil gegen die Sonne „losschnellt, weil sie sich von ihm nicht greifen läßt. „Spiele der Phantasie ohne den belebenden Geist ei„ner ernsten Empfindung sind eines Dichters, wie „Schiller ist, nicht würdig. Ein Geist, welcher „Gott lästert, ist kein guter Geist; ein Geist, welcher „die Tugend verächtlich zu machen sucht, ist kein gu„ter Geist. Wie sollen wir Dichter nennen, welche, „wie Schiller, des göttlichen Feuers theilhaftig wur„den und es so anwenden? Die Entschuldigung des „Scherzes findet in Absicht auf das Heilige nicht „Statt, am wenigsten eines solchen Scherzes, welcher „nicht etwa bunte Seifenblasen in die Luft bläst, son„dern Maulwurfshaufen mit blinder Wuth aufwirft, „gleich jenen göttlichen Kindern der Erde, welche den „Ossa auf den Olymp, auf den Ossa den Pelion thürm„ten, um den Himmel zu stürmen.“ —

Wer hätte mehr für diese Götter Griechenlands eingenommen seyn sollen, als eben dieser Übersetzer seines lieben Homers? Doch, dessen Auge einfältig und rein ist, der sieht keine Mücke für einen Elephanten an. Er sagt nie: „Licht ist Finsterniß, Finsterniß Licht, wie der überspannte Biograph des hohen, ja höchsten Musensohns.

„Nur nach dem Unendlichen strebte sein Geist; „immer nur mochte er das Höchste ergreifen, das

„Tiefste ergründen. In ihm war nichts tiefer, als „sein Gemüth, aus dem eine Fülle von Leben und „Liebe quillt. Er strömt sie aus in die ganze Natur, „und möchte die schwesterliche Geliebte mit Bruderar„men umfangen. Heilig ist seine Liebe und rein; „denn überall sieht er Gottheit oder ahnt ihre heilige „Nähe, wo das irdische Auge nicht erkennt. Er fühlt „die Gottheit im tiefsten Herzen. Kein Dichter der „neuesten Zeit hat mehr, wenige so viel wie er durch „die Macht des hohen, reinen Gesangs und so kräf„tig, so schön in die Bildung des Zeitalters einge„griffen.“

Hoher Gesang! Wo ist der in diesen und allen seinen lyrischen Dichtungen? Wo ein emporhebendes Gefühl, ein Schatten von Schwung darin zu entdecken? Ist nicht Alles nur bloße Erzählung, Beschreibung, nur in ein schönes Gewand gekleidet? Wie viel Dunkles, Aufgeschraubtes, Verworrnes, Schwülstiges, Kindisches, Unnatürliches springt nicht oft Jedem in die Augen? Oder ist dieses gerade das Hohe?

Reiner Gesang! Gehören Widersprüche, Unwahrheiten, falsche Bilder, Unziemlichkeiten, schändliche Gemälde auch unter den reinen Gesang? — Wer seine Leier so beschmutzt und verunreinigt, kann man einen solchen noch einen großen, nachahmungswerthen Musensohn nennen?

Was heißt hoher Gesang? Schon das Wort „hoch“ weiset uns hin, was dieser seyn und thun soll. Was ist hoch über uns? Die Erde oder der Himmel? — Wer auf jener weilt, bleibt nieder; wer sich zu diesem erhebt, wird größer. Erhabne, der Unsterblichkeit würdige Empfindungen sind die Adlers-

schwingen, die zur Sonne der ewigen Wahrheit erheben; Erdegedanken, die kurzen, schwachen Fittige, die kaum über die Fläche der Erde zu schweben vermögen. Werden diese vom giftigen Thau niedriger Sinnlichkeit getränkt, so senken sie sich in die Schandbahn der Verworfenheit.

Was muß der hohe Gesang thun? Fassen muß er auf einmal die Seele; sie herausheben mit allmächtiger Kraft aus ihrer zerbrechlichen Hütte; sie hinaufschwingen zur Zinne der Schöpfung, daß sie ihren Blick emporhebe zur unermeßlichen Stadt Gottes und zu ihren Straßen voll Sonnen, und dann herabschaue auf das Sandkorn, Erde genannt, damit sie lerne, wie thöricht es ist, in ihr etwas Großes zu suchen, zu finden und zu missen; daß sie fühle, wie eng und klein und nichtig und unlauter Alles in dem schmalen Bezirke ihrer Wohnung ist; daß sie fühle ihre hohe Würde und Bestimmung; Staub für Staub, Geist für Geist, Ewigkeit für Ewigkeit stets nur halte. — Wirkt der Gesang diese Empfindungen, dann, nur dann heißt er hoher, ja der reinste Gesang.

Und wer hat ihn gesungen? Wer anders, als der heilige Messiassänger? Er allein, der Auserkorne. Er steht, und wird immer da stehen, wie eine hohe Ceder auf Libanons Berge, unter deren wohlthuendem, heiligem Schatten Jeder seiner noch geselligen Freunde mit Wonne zur Veredlung der Seele weilt. Zu ihm, zu ihm, wer edler, hoher, heiliger Gefühle empfänglich ist! Er erhöht den Geist und erquickt die Seele. Er leitet zu den ewigen Hügeln und führt zum Unerforschten, wo der ewige Sohn zu Seiner Rechten sitzt.

Ist es aber nicht eben deswegen, weil er vom Heiligen spricht und zu höhern Gedanken führt, was die Meisten, selbst die ihn ganz verstehn, von ihm verscheucht, und den großen Balladen- und Freude-sänger, diesen Einen unter den Musensöhnen, so sehr bereichert? Ergötzt, zerstreut, aus sich herausgeführt wollen gedankenlose Gemüther nur seyn, nur ein Elisium sich träumen, keinen Himmel sich denken. Was sollen Gedanken der Ewigkeit und des Unerschaffnen und der unsterblichen Seele? Wer wird Geist und Herz mit so finsterm, düstern, traurigen Ernst umziehen lassen? — In Elisiums Hainen wiegen wir uns ein in selige Träume. Wer weiß das liebliche Gaukelspiel derselben mehr zu wecken, als die berühmte, süßtönende Leier der Göttermuse? Sie allein ladet Jeden zum wonnevollsten, freiesten Genusse ein.

O ihr Verblendeten, bedenkt, betrachtet doch, womit ihr Geist und Herz ausfüllet! Ist es nicht leere Spreu? Ach, wäre dies nur, und nicht oft seelentödtendes Gift darin verborgen! — Ist denn der Geist blos geschaffen, der Mensch blos deswegen in dieses Leben gerufen, um es zu vertändeln? Jeden unwiederbringlichen Augenblick desselben als etwas Unbedeutendes in Koth zu werfen, oder mit Scherz und Spiel und üppigen Gedanken und dichterischen Phantasien auszufüllen, daß Geist und Seele endlich wie verkörpert an der Pforte der Ewigkeit stehen?

Hätte das Leben nur einen Werth, je mehr es durch Sinnlichkeit, Kurzweil und Träume ausgefüllt wird, dann müßte die halbe Menschheit, daß sie geschaffen ward, in ewigem Trauerflor mit tiefgesenktem Haupte

und finster einhergehen. Nein, dies Leben ist Anfang der Ewigkeit; hienieden beginnt diese unendliche Bahn, sie ist furchtbar und ernst; sie theilt sich zur Rechten und Linken; wie du sie gehst, so bleibt sie dir. Am Ziele kommt dir entweder der Engel des ewigen Lebens, oder des ewigen Todes entgegen. Oder darf die Seele mit Eitern und Beulen und Geschwüren und allem Aussatze, ohne alle Furcht, ja sogar mit froher Hoffnung, dereinst jenseits erscheinen? Ist es gleichviel, wie man disseits dachte, sprach und that? Ob man ohne Christengott, oder mit einem Vernunftgott, oder ohne gar keinen, mit oder ohne einen Gottmenschen und Versöhner lebte? — Wer antwortet hierauf?

Das blutige Kreuz auf Golgatha!

Da schau hin auf diesen blutvollen Baum der Erkenntniß des Guten und Bösen! Schau hin, unsterbliche Seele, und erstaune über deinen hohen Werth! Ein Gott mußte dich mit seinem Blute wieder erkaufen. Laß es nicht umsonst geflossen seyn, es fließet dir sonst zum ewigen Verderben! Lies die furchtbare Inschrift auf diesem Baume des ewigen Heils, sie ist mit göttlichem Blute geschrieben:

„Heilig und schrecklich ist der Name des „Herrn! — Geschieht dies am grünen Holze, „—an dem vielgeliebten eingebornen Sohne— „was wird mit dem dürren —dem immerwährenden Sünder— werden?"

Aber wie viele Hohepriester höherer Weisheit, wie viele Schriftgelehrten, Sadducäer und Pharisäer gehen noch jetzt vor diesem blutigen, heiligen Zeichen der unendlichen Liebe und Gerechtigkeit des Ewigen höhnisch lachend vorüber und schütteln das Haupt reinerer Ver-

nunft! — Und doch sitzt der Sohn des Menschen —wie Er selbst sagte— zur Rechten der Allmacht Gottes, und wird —Er wird —ehe werden Himmel und Erde vergehen, als Seine Verheissungen— Er wird kommen in den Wolken des Himmels. Warum? Zu richten die Lebendigen, die in Ihm und durch Ihn lebten, und die Todten, die sich in der tiefsten Sinnlichkeit und in ihrer hochweisesten Vernunft allein ihren besondern Gott schufen und anbeteten, und den großen Gottversöhner, in Worten und Thaten, verachtend verwarfen.

Indeß untergräbt und umwühlt die Maulwurfsweisheit der Weisen immermehr den Boden des unerläßlichen, heiligsten und allein beseligenden Glaubens an den Sohn des Ewigen, so daß, wer nicht über sich wacht und den Herrn um Schutz anfleht, Gefahr läuft, in ihre Gruben zu fallen. Aber wie Vielen ist Seelengefahr wichtiger, als Leibesgefahr? Ach! man schaue nur auf das Beginnen der Menschen, so wird man es finden.

Wie viel Sorgfalt und Mühe, Aufmerksamkeit und Pflege, Wachsamkeit und Geschäftigkeit wird nicht zur Erhaltung, Wiederherstellung, Beförderung der Gesundheit des Leibes verwendet? Wie willig und pünktlich sind nicht die Mehrsten in Befolgung ärztlicher Verordnungen, so bald es scheint, es wolle Abend werden und die Sonne des Lebens in Nacht sich senken?

Wenn Erdbeben, Städte und Dörfer umzustürzen, Menschen und Thiere in die tiefen Schlünde der Erde zu begraben drohen, welch lärmende Todesschrecken ergreifen der Menschen Herz! — Wenn schwarze, erschütternde Donner tragende Gewitterwolken weit um-

her sich verbreiten, dann wie losgeschossenes schweres Geschütz unnachlassend Schlag auf Schlag fortkrachen; geschlängelte zackige Blitze fliegend stets sich durchkreuzen, Wasser- und Hagelgüsse in wilden Strömen herabstürzen, daß Straßen und Thäler zu tobenden Seen werden; welch Beben faßt jede noch so starke Brust! — Wenn plötzlich in finstrer Mitternachtstunde verzehrende Flammen himmelan steigen, Alles durchbrechen, auf allen Seiten wüthen; wie schnell, voll bleicher Angst, springt Jeder vom Lager sanfter Ruhe auf! Wie eilt und rennt Alles, Straße auf, Straße ab, zu helfen, zu retten, was zu retten ist! — Wenn Räuberhorden ganze Gegenden unsicher machen, Pest und verheerende Seuchen als Würgengel mit ihren schwarzen Todesflügeln ein Land durchstreifen; welche Anstalten zur Abwendung und Sicherheit werden nicht von allen Seiten getroffen! Sind sie endlich in der Nähe, welche Angst und Sorgen und Kummer! Welche Klag- und Jammerstimmen ertönen bald dumpf, bald heulend, bald schreiend, mit der Verzweiflung Minen und Geberden, wo nur Füße gehen und Augen noch sehen! — Wenn Quellen und Flüsse versiegen, Thäler und Felder verdorren, kein Gräschen, noch Läubchen, noch Hälmchen irgendwo zu sehen ist, und Hungersnoth wie ein Gerippe in jeder großen und kleinen Hütte steht; welch ein Suchen und Flehen und Seufzen und Wimmern um Hilfe! Jedes zittert und fürchtet für sich und die Seinen. Warum? — Es drohet dem Leben Gefahr, der Seele zerbrechlichen Hütte der Sturz. Wen sollte da nicht Angst wie eine Gebährerin schnell ergreifen?

Nun droht der ewigen Seele der Tod; und Alles

ist stille und ruhig. Dieser ist hoch aufgeschwollen von Eigenliebe, Eigendünkel, Selbstsucht und Hochmuth; Jener leidet am Stechen der Eifersucht, des Hasses, der Rache; den Einen verzehrt Neid, Geiz, Habsucht, Unmuth, Menschenfeindlichkeit und Zornmüthigkeit; den Andern quält Tag und Nacht Mißtrauen, Argwohn, böses Sinnen auf Schaden, Unglück und Verderben der Menschen, und immerwährende Unzufriedenheit mit seinem Loose; in Andern glühet stets in allen Adern das brennende Feuer thierischer Sinnlichkeit, der unersättlichen Begierde nach Zerstreuung und Lustbarkeit, nur zu sehen und gesehen zu werden, zu gefallen, zu glänzen und zu genießen; Manche leiden an unheilbarer Verhärtung des Sinnes, der weder Ermahnung noch Warnung, weder Rath noch Erinnerung, weder Liebe noch Strenge annimmt, Alles verachtet, verwirft, weder Gott noch Teufel, weder Himmel noch Hölle glaubt und fürchtet. Dort sind Blinde, die nichts glauben, weil sie nicht sehen; Taube, die nicht hören, weil sie vorher schon Alles besser wissen und verstehen; Stumme, die bei jeder Verkleinerung des Nächsten, bei jeder Ehrabschneidung und Vergrößerung Anderer Fehler voll inniger Schadenfreude keinen Laut von sich geben; Lahme, die keinen Fuß bewegen, dem Nächsten zu helfen, wenn nicht sicherer Gewinn ihre Füße belebt; Verstümmelte, die an den Krücken erborgter, nachgesprochener, ungläubiger, witziger, sogenannter Weisheit oder erkünstelter Schmeichelei und Verstellung gehen; Aussätzige, die durch schamlose Reden und sittenlose Beispiele Jeden verunreinigen, der sich ihnen naht; Besessene, die ohne Scheu den Schaum ih-

rer Bosheit Jedem ins Angesicht spritzen, den sie hassen und verfolgen, und wenn sie ihn mit den nervigen Armen ihrer Wuth umklammern können, ihn zu Boden werfen und zertreten oder zu Tode quälen.

Wo sind nun die, unter den vielen, ja allen Seelenkranken, welche nicht höchst gesund sich wähnen; die nach Besserung und dauerhafter Wiedergenesung, ihre Krankheit innigst fühlend, sich sehnen, darnach schmachten; nach dem Arzte verlangen, den Helfer und Retter kaum erwarten können; nur an diesen denken, sich freuen, wenn er erscheint; freundlich die Hand nach ihm ausstrecken, ihn bitten, zu helfen, ihm alle kleinen und großen Leiden umständlich und ohne Scheu entdecken, ihm redlich versprechen und wirklich erfüllen Alles, was ihnen der Arzt verordnet, er mag es sehen oder nicht? Wo sind sie, die es fühlen, daß sie eines Arztes bedürfen? Wo sind sie, die da wissen, wo der beste, liebvollste, sicherste Arzt zu finden ist, und dessen Verordnungen für Jeden nach seinem Zustande schon aufgezeichnet sind? Wer anders ist dies, als der sanftmüthigste, liebreichste Herr, der die unheilbarsten Krankheiten zu heilen vermag, der Blinde sehend, Taube hörend, Stumme redend, Lahme gehend, Todte lebendig machte und zu Jedem sagt: „Kommet Alle zu mir, die ihr mit Mühseligkeit und „Arbeit beladen seyd, und ich will euch erquicken."

Doch, wer wird nach dem Arzte gehen, wo überall Geist und Herz in voller Gesundheit, und nur von Glaube, Hoffnung und Liebe durchdrungen sind? Wo ist Seelengefahr, da die Menschen nun als wahre Schüler des Herrn Alles nur zu seiner Ehre thun, und Alle einander wie Brüder lieben, und jeden Schein

von Unglauben als Hochverrath seiner Gottesmajestät halten? — Nein, ach nein, es ist keine Seelengefahr!

In jugendlichen Herzen toset, wie in versteckten Vulkanen, das Feuer der Begehrlichkeit und des Sehnens nach Auflösung der Bande des Gehorsams. Inzwischen brüten sie bald diesen, bald jenen Lebensentwurf aus. Der starke, mächtige Hang nach Vergnügen setzt ihnen dieses ausschließlich zum Ziel. Die stets glühende Einbildungskraft mahlt ihnen eine Welt vor, wie sie nicht ist, nicht seyn kann. Den süßen Vorgeschmack davon zu haben, hascht sie nach nichts gieriger, als was ihr die stärkste Nahrung und sie in trunkene Wonne versetzen kann. Und sieh, da kommt eine berühmte, hochgepriesene, allgemein berühmte Muse ihrem brünstigen Verlangen entgegen. Sie schmeichelt ihren Lüsten und Trieben. Der Fesseln der engern Beschränkung entbunden, betritt der Jüngling die Schwelle des Weltschauplatzes; Alles lacht ihm entgegen, und Genießen ist ihm jetzt das Einzige, was ihm noth thut. Das verborgene, lange umhergeschlichene, durch Wonnefantasien genährte Feuer hat nun, gleich einem Vulkan, den Ausgang gefunden, tobend durchbricht es die Schranken jeder Mäßigung; tief erschüttert es die edelsten, reinsten, von Vätern und Müttern so sorgsam und mühevoll eingepflanzten Grundsätze; nach wiederholten Stößen stürzt endlich das ganze, schöne Gebäude zusammen.

Wilde, tobende Stürme ausgelassener, ungebundener Freudengenüsse im dichten, geschlossenen Kreise feuertrunkner Mitgenossen, verwehen, verstäuben die noch vorhandenen Trümmer des gestürzten Gebäudes. Blendende Blitze frechen, witzelnden Spottes durch-

kreuzen elektrisch die noch übrig gebliebenen feinern Nerven und tödten vollends jede kleinste Fiber des zarten Sinnes der Scheu vor Gott und Menschen.

Sittlichkeiträuber, in gebundner und ungebundner Rede, hüllen sich ein, bald in das Gewand unbefangner Unschuld, nur rein fühlender Natur, bald in den leichten Schleier kurzer, schöner Denksprüche, aus der Quelle tiefdenkender Weisheit geschöpft; bald nehmen sie die lächelnde Miene edler Menschenfreundlichkeit, neu entdeckter, wohlthätiger Wahrheit an; bald reichen sie freundlich die Hand zur Erhebung verlorner, natürlicher Menschenrechte; bald erscheinen sie in blendenden Lichtstralen hoher Aufklärung, großmüthiger Befreier vom drückenden Joche des Glaubens, und führen mit lachendem Antlitz zum wonnevollen, freien Genusse jeder Freude und Sinnlichkeit. Und so bethören, verführen, bestehlen sie die unerfahrnen, unbewahrten jugendlichen Herzen um Tugend und Seligkeit.

Ist da noch keine Gefahr? Thut es nicht noth, ist es nicht Menschenpflicht, die gefährlichen Stellen der in den erwähnten Dichtungen verborgnen Abgründe mit aufgepflanzten Stangen doch einmal zu bezeichnen, da sie so sehr mit den schönsten, reizendsten Blumen bestreut sind? Wie mancher unbedachtsame Jüngling, und wie manches unbesonnene Mädchen ist vielleicht schon darein gefallen? Wer auf die so hoch gepriesene Muse mehr Werth setzt, als auf die unsterbliche Seele, der hebe den ersten Stein auf!

Nein, es ist kein tändelndes Spiel, das Leben; es ist zu wichtig, zu ernsthaft, um den thörichten Leichtsinn nicht aufmerksam darauf zu machen. Als

Beleg hiezu eine wichtige Stelle aus Youngs wahrem Werthe des menschlichen Lebens.

„Ach, meine Freunde! Indem wir gedankenlos „lachen, so sehen wir rings umher lauter Ernst: „den Ernst Gottes, der seine Langmuth an uns be„weist: den Ernst Christi, der sein Blut für uns „vergoß: den Ernst des heiligen Geistes, der mit der „Halsstårrigkeit unsrer Herzen kämpft. Die heilige „Schrift bringt die ernsthaftesten Dinge in der Welt „vor unsre Ohren. — Die heiligen Sakramente „stellen uns die ernsthaftesten und ehrwürdigsten Sa„chen vor. Die ganze Schöpfung ist mit Ernst beflis„sen, Gott und uns zu dienen. Alles im Himmel „oder in der Hölle ist ernsthaft; wie können wir „denn leichtsinnig seyn?" — Um diesen Worten ihre ganze Kraft zu geben, muß ich erinnern, daß sie nicht von der Priesterschaft, sondern vom Hofe herkamen, und von einem so großen Hofmanne, als sich England jemals gehabt zu haben rühmen kann.

Nichtchrist lächle und lache nicht, es ist zu ernst! Es ist nicht die Rede von Göttern Griechenlands! Es gilt eine Ewigkeit!!!

Die Worte des Glaubens.

Drei Worte nenn ich euch, inhaltschwer,
Sie gehen von Munde zu Munde,
Doch stammen sie nicht von aussen her,
Das Herz nur gibt davon Kunde:
Dem Menschen ist aller Werth geraubt,
Wenn er nicht mehr an die drei Worte glaubt.

Was ist der Glaube? — Ein Schooskind der Unwissenheit oder der Kenntniß; — der Thorheit oder der Weisheit; — der Lüge oder der Wahrheit; — der Meinungen oder der Zuverläßigkeit; — des bloßen Dafürhaltens oder des wirklichen Fürwahrhaltens; — der Wünsche oder der Wahrscheinlichkeit; — der Klugheit oder des Leichtsinns; — des Gehorsams oder der Eigenmacht; — des Mißtrauens oder des Zutrauens; — des Schwankens oder der festen Zuversicht; — des sichern oder irrigen Wandelns; — der Anerkennung geschichtlicher oder sittlicher Wahrheiten; — der Wahrnehmung der Unzulänglichkeit der Vernunfterkenntniß und der daraus fließenden redlichen Annahme höherer Belehrung und göttlicher Zeugnisse; — des Mannes, der auf Felsen oder auf Sand baut; — des Mannes, der entweder sagt: „Wo der Herr das Haus nicht

baut, da arbeiten die Bauleute vergebens," oder des Mannes, der da spricht: „Wo meine eigne Vernunft nicht der große Baumeister ist, da hör ich weder Meinung, noch Rath, noch Zureden oder Warnung."

Warum also nur drei Worte des Glaubens? — Gehen nicht täglich Millionen Worte des Glaubens von Munde zu Munde? Gibt nicht jedes Herz, wie die Erfahrung, davon Kunde? — Sind nicht alle Menschen, vom Unwissendsten bis zum Weisesten, zum Glauben geboren? Wer kann sich dessen erwehren?

Es gibt — fängt der Mensch an zu denken — weder Alter noch Geschlecht, weder Geburt noch Stand, weder Trieb noch Hang, weder Neigung noch Leidenschaft, weder kleines noch großes Geschäft, weder Tag noch Stunde, sey es bei Einzelnen oder bei Vielen, im kleinsten wie im größten Zirkel, bei besonderm oder allgemeinem Verkehr, in Friedens- oder Kriegszeiten, wo das Wort: „Ich glaube!" nicht gedacht oder gesprochen wird.

So lange Menschen Menschen sind, müssen sie —sie mögen wollen oder nicht— sagen und bekennen: „Wir leben im Glauben, nicht im Schauen." Keiner sieht weder hinter den Vorhang der Zukunft, noch in die verwickelte Krümmung und in den verborgnen, geheim sich schlängelnden Lauf der Dinge. Jeder steht vor dem Andern, wie vor einer Kunstmaschine, deren Triebräder und Federn alle versteckt, ihre Wirkung von aussen her nur sichtbar und fühlbar machen. Keiner sieht in das Herz des Andern.

Glaube ist demnach das große Gebot und Wort, und die, bei der Geburt des Menschen, in Sinn und

Herz von der Natur tief eingeprägte und erst mit seinem Lebenshauch erlöschende Inschrift.

Die Natur spricht durch diesen natürlichen Glauben gleichsam als Herold der Offenbarung: „Ich „bin die Stimme eines Rufenden im Herzen der Men„schen: Bereitet durch einen höhern Glauben die „Wege des Herrn! Was er euch sagen wird, ist „Wahrheit. Ihr müsset ja doch immer nur glauben; „so glaubet das Beste und Wahrste, und ihr werdet „schmecken und fühlen, wie freundlich der Herr ist. „Durch mich ladet er euch zu sich. Meine Stimme „ist seine Stimme. Wer mir widerspricht, wider„spricht ihm. Er und ich sind eins. Zum Glau„ben seyd ihr geschaffen.“ —

Die Kindheit ist voll Glauben. Das Knabenalter glaubt, seine Jahre seyen die schlimmsten, da Kenntnisse auf so vielen Dornenwegen müssen erworben werden. Die größere Jugend glaubt: Eher sey sie nicht glücklich, als bis sie von des Gehorsams Joche gänzlich entbunden sich sehe. Sie glaubt: Des Lebens Frühling sey blos zur Freiheit und zum Vergnügen bestimmt. Sie glaubt: Jeder, der sie zu diesem einladet, sey allein ihr wohlwollendster Freund; nichts sey höher zu schätzen, als von einer Zerstreuung und Ergötzung zur andern, vom Weine zum Spiel, von diesem zum Tanze und zu Liebeleien und Scherzen zu eilen, und so der Jahre Blüthezeit mit des süßen Genusses Fülle bezeichnen und sich brüsten zu können: „Dies und Jenes hab ich genossen; da und dort war ich dabei.“

Die Männlichkeit glaubt: Dies sey die Zeit zu gewinnen, zu erwerben, zu sammeln, jede Gelegen-

heit zu ergiebigen Unternehmungen zu benutzen, um sich den Genuß eines ruhigen Alters zu sichern. Das **Greisenalter glaubt**: Schon die Silberhaare seines Hauptes seyen sprechende Zeugen der vielen durchlebten Jahre, der großen, häufigen Erfahrungen, und der von selbst daraus hervorgehenden, sichtbaren, wahren, der höchsten Achtung würdigen Verdienste. In diesem Alter **glaubt** Jeder: Niemand dürfe anderer Meinung seyn; alles Neue sei eher Verschlimmerung, als Verbesserung; er dürfe mit Recht es tadeln; seine Zeiten seyen, gleich den damaligen Menschen, unstreitig viel besser gewesen, und Jeder müsse an seinen Erzählungen Vergnügen finden, ja sogar von allen ihm ehemals Bekannten auch Jeden gekannt und Alles gesehen haben, was er gesehen hat.

Die **jungen Schönen glauben**: Gefallen sey das Einzige und Erste, was noth thue, und wornach sie trachten müssen. Sie **glauben**, wo kein Kaufladen und keine Waare ausgelegt zu sehen sey, da suche sie auch kein Mensch; daher bemühen sie sich, allerlei glänzende Aussenseiten der Reihe und Wahl nach für jeden beliebigen Geschmack auszulegen, und dies bei öffentlichen und besondern Gesellschaften, in Schauspielhäusern, Konzerten, Bällen, Spaziergängen, Kränzchen und andern Zirkeln. Sie **glauben**, nichts zeuge mehr von Bildung und Verstand, als wenn man immer zeige, daß man nie zurückbleibe und stets mit dem Zeitgeiste fortschreite. Sie **glauben** daher, Befolgung der Mode, geschmackvoller Putz, Bekanntschaft mit Dichtern, Bewanderung in Romanen, Almanachen, Anekdoten, hie und da Aufweisung einiger Spuren, daß man an einer alten Griechen- oder Römer-

wand angestreift, wohl auch in der Erdbeschreibung sich in Paris oder London und in Amerika und Asien umgesehen und gelernt hat, daß jene keine Länder und diese keine Städte sind, ja daß man in Spielen sehr sinnreich fragen kann: „Gehört es zum Mineralreich? — Pflanzenreich oder Thierreich?" — Angenehme Geberden, zierliche Manieren, taktmäßiges Schmollen, Lächeln und Lachen, angenommene Bescheidenheit, abgemessene, stumme Zurückgezogenheit, verschämtes Hervortreten, sanft witzige Bemerkungen, und immer heiteres, wohlgefälliges Benehmen, alles dies sey allein dazu geeignet, sich beliebt zu machen und so Augen und Herzen an sich zu ziehen.

Die, welche durch geringere Geburt, Kräfte und Bildung diese lockenden Mittel entbehren müssen, **glauben**, nur deswegen hintangesetzt zu seyn. Die **Reichern** unter ihnen **glauben**: Auch ohne große innere und äußere Vorzüge habe doch das Gold die stärkste, anziehende Kraft, Herzen zu locken und fest zu halten. Andere **glauben** wieder: Durch freies, zwangloses, zuvorkommendes Betragen können sie ihr Glück am sichersten machen. **Viele glauben**: Jedes süße, schmeichelnde Wort, jedes gefällige Benehmen sey nichts als Anerkennung ihres Werthes und die redlichste Huldigung der für sie eingenommenen Herzen. Mehrere **glauben**, sie können nicht schnell genug den Namen Vermählte gegen den Jungfraukranz vertauschen, um nicht der Gefahr ausgesetzt zu seyn, denselben ganz alt und verwelkt ins Grab nehmen zu müssen.

Jünglinge, die ihre Freiheit mit den engen, ehelichen Banden zu wechseln sich entschließen, **glau-**

ben, bald in den Armen der Schönheit oder der Arbeitsamkeit und Geschicklichkeit, bald im Schooße des Goldes oder des Verstandes; bald auf dem weichen Polster der stillen Sanftmuth oder in den lachenden Blumenbeeten der Heiterkeit, des muntern Witzes; bald in dem Kreise angesehener, vielbedeutender Familien oder anderer vortheilhafter Verhältnisse; bald auf verwandtschaftleerem Boden und auf einsamen Wegen ihr Glück zu finden. Viele glauben, der Ehestand sey blos zu größerer Bequemlichkeit und besserer Bedienung geschaffen; keiner Lebensweise, keiner Gewohnheit, keinem Genusse und Vergnügen dürfen sie entsagen, und durch Befolgung häuslicher Gesetze der Ordnung sich nicht dem lachenden Spotte aussetzen, als stünden sie nun unter des Gehorsams eisernem Joche. Darum glauben sie jeder höhern Pflicht trotzen zu müssen, um immer Jedem beweisen zu können, daß sie den Freiheitstab noch nicht verloren haben, und ihn nie ihren Händen entwinden lassen werden. —

Junge stolze Frauen glauben: So lange die bösen Tage nicht nahe sind, wo es heißt, sie gefallen mir nicht, so lange gehen sie noch in der Reihe der erst aufblühenden weiblichen Jugend; wie diese können sie noch Ansprüche auf Gefallen und Glänzen und Bewunderung, Zerstreuung, Vergnügen, auf Gesehenwerden und Sehen mit gegründetem Rechte machen. Sie glauben ferner: Aller Verstand, alle Klugheit, alles Wissen und gutes Anordnen sey mit ihnen getraut und wie der Trauring an den Finger gesteckt worden; sie bedürfen keines Raths, keiner Erinnerung, keines Beispiels, keiner Befolgung; sie seyen aus der Schule des Besserwerdens, des Fortschreitens,

der Vervollkommnung; mit dem Traugewande hätten sie auch die Vollkommenheit angezogen. Darum glauben sie, jede andere, ihnen vorgetragene Meinung sey ein Eingriff in ihr Frauenrecht, und ein um so stärkerer Grund, nichts zu befolgen, und immer nur nach ihrem Sinne – wäre er auch offenbar schädlich und verkehrt – zu handeln.

Viele glauben: Äußerer häuslicher Glanz sey das höchste Verdienst, nach dem man trachten müsse, dieses bringe die Zungen zum Lobe, zur Achtung und Bewunderung in volle und rasche Bewegung; darum sey es heilige Pflicht, mehr als Gewissenssache, ja nirgendwo ein Stäubchen, lieber andere Untugenden, sehen zu lassen. Andere hingegen glauben: Könne man sich auch nicht beim Hereintreten in die Gemächer wie in einem Spiegel beschauen, so verrathe dies um so mehr die geschäftige Haus- und Kücheregentin. Viele glauben: Sie können nicht die kleinste Arbeit verrichten, ohne sie in den gewöhnlichen Zusammenkünften aufs Umständlichste und mit allen dabei vorgefallenen Hindernissen, als etwas ausserordentlich Wichtiges, zu erzählen, um dadurch eine bedeutende Stelle in der Reihe der Hausfrauen einzunehmen. Andere glauben: Selbstbearbeitung des Putzes und des Anzugs sey viel wichtiger, einträglicher und ehrenvoller, als Ausbesserung, in pünktlicher Ordnungshaltung des Weißzeuges oder Besorgung und kraftvoller Zubereitung der Speisen und Beobachtung größerer Pflichten. – Wieder Andere glauben: Sind sie in einen mit Ehre und Ansehen verbundenen Stand getreten, auch sie können mit Recht auf diese Anspruch machen, Alles verlangen, und andern Wohlhabendern

es gleich thun, wenn selbst die Kräfte dazu nicht reichen. — Viele glauben dann wieder: Jede Entfernung des Mannes von ihnen — sind es nicht Berufsgeschäfte — sey Hintansetzung, Nichtachtung, Lieblosigkeit, wohl gar Untreue. Seine Liebe zu beweisen müsse er keine andere Erholung kennen, als an ihrer Seite, keiner Natur, keines Freundes sich freuen, als unter ihren Augen. — Manche glauben: Jedes gefällige Wort, jede freundliche Mine des Mannes gegen Andere, selbst längst Bekannte ihres Geschlechts, ist er auch noch so unbefangen und schuldlos, sey ein Verrath gegen sie. Sie glauben: Als Frauen können sie mit Recht fodern, daß der Mann gegen jede noch so Würdige ihres Geschlechts finster und ernst und zurückstoßend sich benehme, und nicht einmal, wie von einem schönen und guten Gemälde, mit Wohlgefallen spreche. — Viele glauben wieder, jeden ihrer Schritte nach denen des Mannes abmessen und auf denselben Seitenwegen wandeln zu dürfen. — Andere glauben: Aug um Aug, Zahn um Zahn sey das beste Mittel, den häuslichen Herrscherstab entweder zu theilen oder allein zu führen. — Viele der Bessern glauben, durch Sanftmuth, Geschmeidigkeit, Duldsamkeit, stilles Wirken und nachsichtige Zärtlichkeit des Mannes Herz zu gewinnen und ihn von Abwegen zurückzuführen.

Die Ehelosen glauben: Sie haben den besten Theil erwählt; sie seyen die Klugen. Die größte Thorheit sey die: sich selbst in Ketten zu schmieden, und allen Plagen und Qualen sich auszusetzen, nie mehr sich selbst zu leben; sey die Kette auch noch so schön und kostbar, sie bleibe immer Kette; sie können

sich ungehindert und frei jedem Genusse des Lebens schuldlos überlassen.

Landleute glauben: Die Städter seyen viel glücklicher als sie. Wohnung, Kleidung, Nahrung, Bequemlichkeit, Verpflegung in kranken und gesunden Tagen, Vergnügen, alles dieses seyen unaussprechliche Vorzüge, die, mit ihrem Zustande verglichen, schon einen halben Himmel auf Erden denselben gewähren. Sie glauben daher, jeden Stadtbewohner mit Recht beneiden zu dürfen, da sie diesem die Früchte ihres sauern Schweißes nicht nur erwerben, sondern sogar in seine Hände liefern müssen, und er sie nur gemächlich, ohne alle Mühe empfangen und den Preis dafür entrichten darf. Gerathen sie in Mangel und Noth, so glauben sie, nichts könne sie schneller und gewisser retten, als den Wanderstab nach entfernten Ländern zu nehmen, die schon gewohnt sind, ihr Füllhorn des Glücks über jeden Ankömmling zu schütten.

Bürger jedes Städtchens glauben: Der Name Bürger drücke schon alle Rechte und Vorzüge vor Andern, die es nicht sind, aus. Bei jedem mißfälligen Anlasse, bei jeder vermeinten Beleidigung und Kränkung glauben viele nur die Worte: „Ich bin Bürger!“ aussprechen zu dürfen, so müsse Jeder, wie vor einem Medusenschilde, versteinert und verstummt da stehen. Viele glauben, ihnen gebühre, gleich den ersten Staatskundigen, das Recht, über Staatsangelegenheiten und bessere Einrichtung derselben zu sprechen, da sie der Grund und Boden des Staats seyen, und dieser ohne sie nicht bestehen könnte.

Taglöhner und andere Arbeitsleute glauben: Sie können bald da, bald dort, durch dieses

oder jenes Geschäft, wo nicht reichlich, doch kärglich, ihr tägliches Brod verdienen. — Handwerker glauben: Bald Dieser, bald Jener bedürfe ihrer Arbeiten; ihr Abgang könne, wo nicht immer in Menge, doch nie ganz stille stehen. Und ist dies auch bei manchen; so glauben sie, durch irgend ein anderes Gewerbe die Lücke ausfüllen, und die Wohlhabendern, durch ihr Vermögen leben zu können.

Handelsleute glauben: Bald durch diese, bald durch jene Waaren, bald durch Empfehlung ihrer Güte oder mäßigen, wohl gar herabgesetzten Preis guten Absatz zu haben. — Großhändler glauben: Durch ihre ausgebreiteten Verbindungen und durch allerlei Unternehmungen die große Pflanzung ihres Wohlstandes immer mehr zu vergrößern und zu erweitern.

Gelehrte glauben, bald diese, bald jene dunkle Seite der Wissenschaften in helleres Licht zu setzen, und im Umgange der Menschen den trocknen, kalten, finstern Ernst des Forschunggeistes nicht ablegen, und mit Leutseligkeit und Freundlichkeit austauschen zu dürfen, ohne ihrer Würde Eintrag zu thun.

Weltweise glauben: Sie seyen die einzigen, wahren Lichter der Welt; sie klären diese stets mehr auf; an ihrem Geisteshimmel allein gehe bald dieser, bald jener große Stern der Wahrheit hellleuchtend hervor; sie werden bei dem immer größern Fortschreiten ihrer Weisheit endlich die geheimsten, bisher unerklärbarsten Geheimnisse begreiflich machen und zeigen, daß es für den Wahrheitforscher kein Geheimniß, kein Glauben, nur Wissen gibt.

Würdige Seelsorger glauben: Eifer, Liebe, Ernst, Nachsicht, Wohlthun, Beispiel im Thun und

Reden, müssen für Gott und seinen ewigen Sohn, d. i. für Tugend und Wahrheit die Herzen empfänglich machen und sie ganz gewinnen. Sie glauben, als gute Hirten ihre Heerde immer auf die beste Weide zu führen; die verirrten Schafe auch auf den rauhesten, mühvollsten Pfaden aufsuchen, und haben sie dieselben entdeckt, sie freundlich herbeilocken zu müssen, damit sie sich ihnen mit Vertrauen nähern, sie dieselben in ihre Arme nehmen, und dann mit Freuden auf ihren Schultern zur übrigen Heerde wieder zurücktragen können. Sie glauben, der kranken Schafe Genesung könne nie besser und schneller bewirkt werden, als durch eigne Wartung und Pflege. Um immer ein mehr veredeltes Geschlecht nachzuziehen, glauben sie, sey nichts so nothwendig, als die größte Sorgfalt, Wachsamkeit und Mühe auf die jungen Lämmer zu verwenden, sie keinen Wölfen preis zu geben, sie so fleißig als möglich nach ihren Kräften mit der Milch der Wahrheit und Gottesfurcht zu nähren, damit sie aufwachsen zur Ehre und zum Wohlgefallen Gottes und der Menschen.

Miethlinge glauben: Ihr Beruf sey schon ganz erfüllt, wenn sie nur das Nothwendigste im Äussern ihres Amtes öffentlich beobachten; das Volk kalt und trocken belehren; in nichts weder Geist noch Seele, weder Eifer noch Salbung, weder eigne Überzeugung noch ernsten Willen zu überzeugen, legen.

Sie glauben: Ausser ihren Berufsgeschäften dürfen sie immer ohne Scheu jedem andern Lieblingshange folgen. Ihr Amt sey ohnedies nicht mehr, als jedes andere auch, ein immerwährendes Auf- und Abwinden auf dieselbe Spule. Und so bedürfe dies Geschäft weder großen Nachdenkens, noch großen Gefühls.

Die ihnen Untergebnen verstehens und verlangens nicht besser; sie hungern und dürsten eben so wenig, als sie selbst, nach höherer Gerechtigkeit.

Sie glauben: Natürliche Pflichten- und Sittenlehre vortragen, auf die Vortheile und Nachtheile, welche Beobachtung und Nichtbeobachtung der Pflichten herbeiführen, aufmerksam machen, sey das Vorzüglichste; weil die Erfahrung eines Jeden der unverwerflichste Zeuge der Wahrheit ihrer Worte sey, und eignes Gefühl von selbst am schnellsten und sichersten überzeuge. Die Natur müsse auch hier, wie bei dem Kranken, am meisten wirken. Es sey demnach unnöthig, ja überflüssig, von Dem zu reden, Der allein Hilfe und Stütze zur Vollbringung des Guten ist, ohne Den Keiner Etwas vermag. Ihre Weisheit sey allein die wahre Quelle, aus welcher lebendiges Wasser zur Verbesserung, Veredlung, Vervollkommnung der Menschenherzen fließe.

Andere glauben: Durch mystische, geheimnißvolle, dunkle, frömmelnde Vorträge das Gebäude des Glaubens immer höher und fester bauen, sey das Eine, was noth thue. In die Tiefen des Herzens hinabsteigen, es zergliedern, reinigen, das häßliche Bild Jedem vorlegen und zeigen, wodurch es so verunstaltet worden ist, und durch wen es allein als ein Gott wohlgefälliges Bild hergestellt werden kann: dies, glauben sie, sey mehr Sache weltlich, als geistlich Gesinnter. Sie allein führen auf die echten Gotteswege.

Religionsschwärmer und Frömmlinge glauben: Sie allein seyen das auserwählte Völkchen Gottes, die Erweckten aus dem Sündenschlafe,

die Lebendigen, in denen der Geist Gottes wohne, die Gerechten ohne Flecken und Runzeln, die Eingeweihten in die Geheimnisse des Herrn, die wahren, einzigen Schriftgelehrten, die unfehlbarsten Dollmetscher der Offenbarung, die Schlüsselträger des Himmelreichs, die Aufschließer jedes versteckteſten Sinnes der Worte des Buchs der Gottesweisheit, die Hohenpriester, die allein in das Allerheiligste treten dürfen. Auf Jeden von ihnen sey der Geist Gottes, in Flammenzungen, nur unsichtbar, gekommen; in Jedem wohne eigne Gabe: Einige seyen als Apostel, Andere als Propheten, wieder Andere als Lehrer aufgestellt; Einige ausgerüstet mit der Gabe der Weissagung, Andere mit der Kraft, wundervolle Überzeugung zu wirken, Seelenkranke gesund zu machen, Seelentodte zum Gnadenleben zu wecken.

Sie glauben: Nur ihre bessern Eingebungen, ihre himmlischen Erfahrungen, ihre süßen Gefühle, ihre erhöhten Vorstellungen seyen die einzigen Glaubensgesetze, nach denen sie sich richten, und die unter ihnen die einzigen Vorgesetzten, deren Stimme sie folgen müssen. Doch, auch diese zu hören seyen sie nicht immer verbunden, sobald sie, selbst der Gemeinste von ihnen, vom Geiste Gottes getrieben werden, mehr Licht zu verbreiten. Jeder glaubt: Er sey Priester, und beauftragt, Sünden zu binden und zu lösen, vorzüglich aber seine eignen, ja gleich Jung Stilling am Tode das vor ihm liegende Brod und das vor ihm stehende Glas wie einen Kelch mit Wein füllen, Beides mit den Worten des Herrn, als Einer, der Macht hat, einzusegnen, und so als heiliges Abendmahl sich selbst und andern Umstehenden zu geben.

Sie **glauben**: Sie müssen jetzt schon sich selbst, als bester Weizen, vom Unkraut sondern, damit sie auf dem Acker der Lebendigtodten nicht Gefahr laufen, mit ihnen vermischt, auch in dem Todtengeruche auf-zuwachsen. Daher seyen sie berechtigt, gegen Jeden, der nicht ihr Geist- und Seelenbruder ist, mürrisch, verdrießlich, finster, grämlich, einsylbig zu seyn, ihre wohlthätigen Hände, ihre freundlichen Augen, ihre liebvollen Lippen nur Jenen zu öffnen, den herzlichen Bruderkuß und den stillen, aber desto wärmern Händedruck nur Jenen zu geben, damit die Perlen nicht vor die Füße der Unwürdigen geworfen und von ihnen zertreten werden. Vor jedem Unerweckten **glauben** sie, gleich den Leviten und Priestern, als vor einem Samariter vorbeigehen zu müssen, um sich nicht an ihm zu beschmutzen und für einen Sünder gehalten zu werden.

Obgleich der Säemann, will er schöne, ergiebige Früchte reichlich sammeln, auf keinen felsigen, sandigen, dornigen Grund und Boden säen darf; obgleich zu jedem kleinen Geschäfte, zu jedem Berufe und Amte, zu Künsten und Wissenschaften sorgsame, gute Anleitung, steter Unterricht, unverkennbare Anlagen, Fähigkeiten und Trieb, lange, ununterbrochene Übung erfordert wird, um mit Einsicht, Geschicklichkeit und Fertigkeit wirken zu können; obgleich ohne diese voran-gegangene Zurichtung, Vorbereitung und Bildung Jeder einem rohen Marmorblocke gleicht, an den der Bildner noch keine Hand angelegt hat; obgleich die der Gottesgelehrtheit Beflissenen auf zuvor kleinern Bildungsanstalten sich zur Aufnahme in Hochschulen geschickt machen müssen, um da vorzüglich genaue Schrift-

kenntniß und die Auslegungskunst derselben zu erlernen; obgleich, wie der h. Apostel Petrus selbst von Paulus Briefen sagt: „Es sind viele Dinge darin, schwer zu verstehen, welche die Ungelehrten nach ihrem Sinne und zu ihrem eignen Verderben auslegen;" obgleich, wie es die Erfahrung lehrt, daraus nichts als irrige Meinungen, zusammengestoppelte Lehrsätze, neue auf ein altes Kleid geflickte Tuchflecken, alte, mit neuem Weine gefüllte Schläuche, selbst geschaffene, willkührliche Gesetze, eigenmächtige Scheidungen entstehen, so daß man nichts als verstümmelte, vom gesetzlichen Körper losgerissene Glieder, und wo das Auge seyn sollte, einen Fuß, wo das Ohr seyn sollte, einen Mund sieht; obgleich Jeder selbst fühlt und weiß, daß er nur das sucht, was Andere angeht und nicht ihn, und tritt er vor einen Spiegel, der sein Bild darstellt, er plötzlich den Rücken kehrt; daß er das schmerzliche Augausreissen, Handabhauen, Kreuznachtragen für eben so lästig und unausführbar hält, als jeder andere Naturmensch; obgleich die Erfahrung lehrt, daß das Lesen der heiligen Schrift bei Allen denen, die sie besitzen, ja selbst die so sehr sie empfehlen, das Geringste und Seltenste ist; daß, geschieht auch dieses, die Wenigsten aus wahrem Trieb und Hang, Drang und Bedürfniß des Herzens, Hunger und Durst nach Wahrheit und immer steigender Erkenntniß des Herrn und der daraus fließenden Gottes- und Menschenliebe dieselbe lesen, sondern blos aus Vorwitz und Grübelgeist, oder bei irgend einer Gelegenheit Stellen daraus anführen zu können und als starker Schriftbewanderter zu erscheinen; obgleich man weiß, daß die Wenigsten die

Worte und Lehren des Herrn zur redlichen Befolgung derselben lesen, so daß sie — es bedarf oft nur einer kleinen Stelle — dabei stehen bleiben und sich fragen: „Bin ich so, wie es da steht? Willst du ernstlich so werden? Kannst du es durch dich selbst? Mußt du nicht suchen, bitten, anklopfen? Bei Wem? Darfst du auf Andere sehen und dich mit ihnen vergleichen, oder nur immer dich im Auge haben, damit du erkennst, daß du mehr als jeder Andere der Besserung und Änderung bedarfst?" so **glauben** dennoch alle diese, das Bibellesen mache sie schon gerecht und besser, als Andere. —

Wie Viele geben sich mehr mit Paulus Briefen und mit Johannes Offenbarung ab, um nur ihren Scharfsinn immer mehr zu wetzen und die Zeichen der Zeit bestimmt angeben zu können! Wäre bei jedem Bibelbesitzer ehrliche Wahrheit- und **christliche** Tugendliebe die einzige Ursache der Anschaffung derselben jetzt und immer gewesen, von welch großem Tugendreichthum, von wie viel Glückseligkeit unter den Menschen müßte man nicht schon gehört haben und immer noch hören! Wie Viele werden durch diesen Besitz sogar strafbarer, ja eben so strafbar, als ein Reicher, der seinen Schatz verscharrt oder verschleudert, zu nichts Gutem, sondern nur zum Bösen anwendet! Wie sehr werden dann die Worte an ihnen bewährt: „Wer da weiß Gutes zu thun, und thut es nicht, dem ists Sünde!"

Und demungeachtet **glauben** die Bibelgesellschaften, kein größeres und wohlthätigeres Werk zu thun, als so viel Menschen als möglich, vorzüglich die Armen — wie Viele sind und bleiben es immer an Geist

und Herz! — in den unschätzbaren Bibelbesitz zu setzen, und so den Samen des Wortes Gottes zum Gedeihen und Fruchttragen auszustreuen.

Öffentlichen Gottesverehrungen und Religionsübungen öfters beiwohnen, wie Viele glauben, dies seyen nur nothwendige Anstalten für den gemeinen, aber nicht für den denkenden Mann? Sie glauben, der Geist der Religion bestehe blos in guten Handlungen, das Übrige sey blos Schale.

Andere glauben: Je mehr sie die Tempel besuchen, um so mehr können sie sich unter die wahren Gottesverehrer zählen, und sich freuen, nicht zu seyn, wie Andere.

Schöngeister glauben: Sie allein seyen dazu geschaffen, die leselustige Welt zu erheitern und zu ermuntern, die Falten des Trübsinns auszuglätten, süßen Genuß des Lebens durch erhöhte Einbildungskraft zu verbreiten.

Bildende Künstler glauben: So lange ihre Werke nicht vorzüglich geachtet, gesucht werden, sich nicht Kunstgemächer bilden, und so die Kunst in ihrer Blüthe stehe, so lange sey auch der Sinn für das wahre Schöne verschwunden.

Die Geweihten der Sing- und Darstellungskunst glauben: Ihre Kunst übertreffe jede andere, sogar die Staatskunst. Sie verwirkliche, vergegenwärtige alle Zeiten, Sitten, Gebräuche und Handlungen; sie stelle Tugend und Laster persönlich dar; was Mahler und Bildner und Redner nur in einzelnen Bruchstücken vorweisen können, da könne jeder Zuschauer ein vollständiges Ganzes in begonnenen, fortgesetzten und vollendeten Thaten, und dadurch das

verschiedene Leben und Weben und Wirken der Menschenherzen sehen. Sie sey die beste Sittenschule, kein geistlicher Redner könne je so schnell und sicher auf die Menschen wirken, als sie. Sie allein ziehe alles Volk, Gebildete und Ungebildete, Angesehene und Unangesehene an sich, unterhalte, erfreue, befriedige Alle, und locke sie immer von neuem herbei.

Die die Ohren mit ihren Tönen ergötzen, glauben: Sie stehen noch auf einer höhern Stufe, da sie Gesang mit Darstellung verbinden und ganze Menschenwogen ihnen oft zuströmen. Diese Künstler alle glauben, mit Recht besser als mancher wichtige Staatsdiener belohnt zu seyn, weil diese leichter als sie ersetzt werden können, und Vergnügen mehr sey als Nutzen.

Ärzte glauben: Bald diese, bald jene Verordnung müsse und werde, besonders da, wo die Natur noch in ihrer Kraft ist, am sichersten wirken.

Rechtsgelehrte glauben: Schon ihr Name müsse Vertrauen einflößen.

Gesetzgeber glauben: Ihre Gesetze seyen nun die durchgedachtesten, weisesten und dem Zeitgeiste, wie dem Volke, angemessensten, sie können und müssen nur Beifall zur willigen Befolgung finden.

Staatsmänner glauben: Durch ihre Einsichten und Vorschläge das Wohl des Staates, wie des Fürsten, zu befördern, und ihr Streben durch Anerkennung ihrer Mühe und ihres redlichen Willens und durch die glücklichen Folgen derselben belohnt zu sehen. Fürsten können nicht Alles sehen und hören; sie müssen ihren Räthen und den Berichten ihrer Beamten glauben. Jeder Einzelne im Volke glaubt:

Seine Wünsche zu erfüllen und ihn glücklich zu machen, hänge allein vom Fürsten ab.

Viele vom Adelgeschlechte, seyen sie auch noch so arm und verdienstlos, glauben: Eigner, erworbner Verdienste entbehren zu können; schon im Mutterschooße sey in ihre Adern das reine, unvermischte, edelste Verdienstblut ihrer Vorfahren geflossen; unaufhaltsam rolle es fort. Und dies sey die Quelle, woraus die unleugbarsten, natürlichsten Vorrechte und ausgezeichnetsten Vorzüge vor jedem andern überwiegenderm und weit hervorragenderm bürgerlichen Verdienste so klar fließen.

Wieder Andere, die kaum seit gestern berechtigt sind, das Wörtchen „von" vor ihren Geschlechtsnamen zu setzen, glauben: Gang, Haltung des Körpers, Geberden, Reden, Kleidung, Hausgeräthe, kurz Alles müsse das Gepräge dieses von an sich tragen, damit Jeder sehe, wer sie sind, und was sie verlangen können, und welche Gnaden von ihnen zu erwarten sind. In allem diesem glauben aber vorzüglich die Frauen nicht genug thun zu können, diesen Aushängeschild recht anschaulich und sichtbar zu machen, damit sich ja Niemand verfehle.

Feldherrn im Kriegsfelde glauben: Bald durch diese, bald durch jene Anordnung und Wendung, bald durch schnelles Vorrücken, bald durch täuschenden oder wirklichen Rückzug siegenden Vortheil über den Feind zu gewinnen, und so durch ihre Geschicklichkeit ihren, wie des Vaterlands, Ruhm zu erkämpfen oder zu vermehren. Jeder gebietende oder gehorchende Krieger glaubt: Nur auf der Bahn des blutigen, stürmischen Kampfes blühen für

sie die Lorbeern; nur da können sie zeigen, was sie dem Vaterlande sind, welchen Werth sie auf sich selbst setzen dürfen, und welche vorzügliche Achtung sie zu jeder Zeit fodern können.

Viele Gemeindevorsteher glauben: Sie seyen kleine Mitregenten; es stehe in ihrer Gewalt, willkührlich zu lösen oder zu binden, Recht oder nicht Recht zu sprechen, gnädig oder nicht gnädig zu seyn. Jeder kleinste Vorgesetzte, bis zum größten, glaubt, seinen Untergeordneten fühlen lassen zu müssen, er allein könne durch seinen Einfluß und seine Empfehlung dessen Wohlstand befördern, mithin alle Unterwerfung und Ehrfurcht von ihm fodern. Jeder kleine Diener des Staats glaubt: Er sey von Bedeutung und Wichtigkeit, führt er auch nur mechanisch die Feder. Jeder, der im Gebiete des Hofes wandelt und die Kleidung desselben tragen darf, glaubt, dies allein sey schon ein ausschließendes Recht auf besondere Achtung und Ehrenbezeugung. Jeder, der nur Einen Untergebenen in seinem Solde hat, glaubt, dieser müsse Alles ohne Widerrede mit größter Geduld und Willfährigkeit thun; nie gezieme es ihm, eine entgegengesetzte Meinung zu äußern; jede Laune, jede Mißstimmung dürfe denselben nie anders, als geschmeidig erhalten, deswegen sey er Diener, nicht Herr.

Die immerwährendem Dienen und Gehorchen unterworfen seyn müssen, glauben: Dies heisse schon leiden, wie viel mehr, wenn sie mit größerer Lieblosigkeit, als die Hausthiere behandelt werden, und sie sich doch selbst den ekelhaftesten Arbeiten unterziehen müssen; sie glauben demnach, in jeder Hin-

sicht es zu verdienen, mit größerer Schonung, Nachsicht und Liebe behandelt zu werden.

Jeder Erzieher und Lehrer glaubt: Seine Art zu lehren sey die beste; wer diese im mindesten tadle, verstehe es nicht, oder es geschehe aus Neid oder bösartiger Absicht. Väter und Mütter glauben: Ihre Erziehungsweise sey für ihren Stand die angemessenste; sie bedürfen keines Rathes, keiner Erinnerung, dazu habe Niemand das mindeste Recht.

Armuth glaubt: Durch Klagen und Jammern Herzen zu rühren, milde Hände zu öffnen. Ist es verboten, frei und ungehindert um Gaben zu bitten, so glaubt sie andere Schleichwege suchen zu müssen, um zu erhalten, was sie sich wünscht. Wird sie zur Arbeit angehalten, so glaubt sie nicht selten, es sey ein grausames Verfahren, ihren Gewinn auf diese Art zu schmälern. Sie glaubt, jede wiederholte, gewohnte Wohlthat könne sie endlich als Schuldigkeit fodern, und die geringste Unterlassung oder Verringerung derselben als Kränkung ansehen, über die sie mit Recht sich beklagen dürfe.

Reichthum glaubt: In seinem Golde liege Macht, Weisheit und Tugend. So bald er seine viel bedeutende Stimme erhebt, glaubt er, müsse jedes Haupt sich neigen; jede Gabe, so klein sie auch ist, müsse höher geschätzt werden, als ein Scherflein der Wittwe, weil er die Gnade hatte, sich zum Armen herabzulassen.

Hochmuth glaubt sich zu erniedrigen, wenn er, ausser seines Gleichen, ein menschenfreundliches Lächeln erblicken ließ. Er glaubt: Es müsse Jeder ihm ansehen, er sey mehr als Andere, ihm gebühre vorzüg-

liche Ehre. Diese dürfe er höchstens annehmen, aber Niemanden geben.

Ehrgeiz glaubt: Jede Stufe, auf der er steht, sey für ihn noch viel zu niedrig, er glaubt nicht eher hoch zu stehen, als bis er Jeden seiner Nebenbuhler zu seiner Füße Schemmel sieht. Er glaubt, nur sein Verstand, sein Thun und Wirken müssen gelobt und gerühmt, in seinem Umgange Vergnügen genossen werden.

Habsucht und Geiz glauben: Gewinnen und Schätze sammeln, sie lächelnd bewachen, selbst dabei darben, sey allein höchste Weisheit; sie seyen die einzigen besten Freunde, sie die wahre Stütze, der süßeste Genuß des Lebens, der Himmel auf Erden.

Wollust glaubt: Der Wonnedienst im Freudenhause der Sinnlichkeit übertreffe jeden noch so sehr gerühmten Geistesgenuß. Jene sey die echte Würze des Lebens. Durch wirkliche Empfindung, nicht blos durch eingebildete, sey und könne der Mensch allein sich glücklich nennen.

Verschwendung glaubt: Die Güter der Erde seyen nur zum Genusse vorhanden; zu diesem habe die Natur, durch den Trieb zum Vergnügen, Jeden mit lauter Stimme eingeladen und ihm zugesungen: „Freut euch des Lebens, so lange das Lämpchen noch glüht.“ Sie glaubt: Jedes Unterlassen, jedes Vorübergehen, jedes Versäumen sey eine Übertretung jenes vermeinten Gebots. Sie glaubt, Alles aufbieten zu müssen, alle erlaubten und unerlaubten Mittel anwenden zu dürfen, um nicht das kleinste Vergnügen entschlüpfen zu lassen und dessen gewiß habhaft zu wer-

den. Sie glaubt, jeder nicht Gleichgesinnte sey ein Thor und der Sklave seiner selbst.

Heuchelei und Verstellung glauben: Durch angenommene sanfte Geberden und Minen und Reden die Herzen der Menschen zum Mitleid und Zutrauen, ja oft zur Verehrung zu locken und sich geneigt zu machen.

Betrug, List, Lüge glauben: Immer unentdeckt zu bleiben und ihren Vortheil ruhig genießen zu können; ist dies nicht, so glauben sie sich durch allerlei geschickte Wendungen, oder dreistes, freches Leugnen aus der Schlinge zu ziehen.

Verleumdung und Ehrabschneidung glauben: Nicht besser zum Ziele zu kommen und den Beneideten aus der guten Meinung Anderer allmählig herauszuwinden und ihn verdächtig zu machen, als wenn sie ein feines Gewebe von Wahrscheinlichkeiten spinnen, die ihm holden Herzen damit umstricken, bis diese, ihm abgeneigt, sich endlich von ihm gänzlich entfernen.

Mißtrauen und Argwohn glauben: In jedem Worte, in jeder Geberde und Mine, in jeder Handlung liegen böse Gedanken, arglistige Anschläge, Untreue, Betrug, Falschheit, Verrath. Jeder, der keine offenbaren Laster, keine große Ungerechtigkeit begeht, oder das Äußere der Religionsübungen beobachtet, glaubt schon, er sey besser, als Andere.

Feste Gesundheit glaubt: Eine lange Reihe von Tagen zählen zu können. Kränklichkeit, wirkliche oder eingebildete, glaubt schon: In kurzer Zeit in das jenseitige, noch nie gesehene Land wandeln zu müssen. Wiedergenesung glaubt: Auf lange

Zeit vor Rückfall gesichert zu seyn. Leichtsinn glaubt: Alles genießen zu dürfen; nichts könne ihm schaden; jede Ermahnung und Warnung sey überflüssig.

Gutmüthigkeit, Redlichkeit glaubt: Diese liegen in Anderer Herzen, wie in dem ihrigen. Wohlthun glaubt: Gutes zu wirken, und vor manchem Bösen zu schützen. Vater- und Mutterliebe glaubt: Durch Zärtlichkeit und Nachsicht gute, anhängliche Kinder zu ziehen. Strenge glaubt: Vor jeder Untugend zu bewahren. Herrisches, gebietendes Benehmen glaubt: Sich Ansehen und schnellen Gehorsam zu verschaffen. Milde, Schonung glaubt: Die Herzen an sich zu ziehen, und durch jede freiwillige, gefällige Dienstfertigkeit die innigste Zuneigung zu wecken. Großmuth glaubt: Den Widersacher auf immer zu gewinnen. Freimüthigkeit, Offenheit glaubt: Vertrauen, Ergebenheit sich zu erwerben. Freundes Treue und Liebe glaubt: Den Freund auf immer an sich zu fesseln. Verwandte glauben: Vor jedem Andern in Allem den Vorzug erlangen zu können.

Glänzsucht, Eitelkeit glaubt: Immer im Vordergrunde stehen und bewundert werden zu müssen. Augen und Ohren müssen nur auf sie gerichtet seyn. Eigendünkel, Starrsinn glaubt: Keine andere Meinung annehmen und sie beharrlich verwerfen zu dürfen. Widerspruchsgeist glaubt: Je mehr er Einwendungen zu machen fähig ist, um so größer zeige sich sein Verstand, er werde selbst insgeheim von den Gegnern bewundert. Selbst Nichtsglauben, Unglaube, Gottes- und Christusleugnung ist

Glaube. *Alle glauben* sich selbst, ihrem Besserwissen und ihrer ergrübelten Weisheit.

Kurz so viel Sinn, Neigungen, Leidenschaften und Wünsche, so viel Glauben. Wie viel geheime und bekannte, häusliche und öffentliche, besondere und allgemeine Glauben gibt es demnach nicht! Es ist gleichsam ein unermeßlicher, allbeschattender Baum, der sich in viel tausend Zweige, Äste, Knospen und Blüthen ausbreitet, die aber, sollen sie sich zur Frucht entfalten und gedeihen, vom eiskalten Frost der Umstände getränkt, plötzlich abfallen und nichts als niederschlagende Täuschung hinterlassen. Und so liegen alle *diese* großen und kleinen Glaubenshütten in Asche verwandelt vor Jedem zur Trauer danieder. —

Wie! — Und *da*, wo nichts als *Wirklichkeit*, und gleichsam *sichtbare*, *betastbare Wahrheit*, keine Täuschung *nie*, *nie* seyn kann, so wenig es Täuschung ist, wenn die Sonne wie ein Bräutigam aus seiner Kammer hervortritt, und Alles mit ihrem allbelebenden Lichte beleuchtet und erwärmt; *da*, wo die Sonne der ewigen Wahrheit und allbeseligenden Liebe jede Finsterniß des Geistes und der Seele durchstralt und mit ihrem göttlichen Feuer durchglüht; *da*, wo nun Jeder auf ihrer Mittagslinie, und Keiner mehr in der dichten Nacht des Heidenthums stehen sollte, um jetzt erst einen Schimmer ihrer Stralen zu empfangen; in dieser Fülle von Licht sollten wir uns unterstehen, die todten Kohlen menschlicher Weisheit anzuzünden, ihren aufsteigenden, schwarzen Qualm himmelan zu blasen, damit die miteingemischten Dünste des verdorbnen Herzens diese reinste Sonne verfinstern und Alles wieder im tiefsten Dunkel wandle? Wir,

die, wie wir gesehen, nur im und durch den Glauben in all unserm Beginnen leben, sollten frech aufstehen und sagen: „Vernunft allein ist das wahre Licht; was diese nicht begreift, ist lauter Finsterniß!

Dem, der vom Himmel gekommen, gekommen seyn muß — nur ein Gott konnte so denken und reden und handeln und lieben und leiden, wie Er — der allein Wahrheit und Unsterblichkeit ans Licht brachte, immer nur im Wohlthun, in göttlicher Liebe wandelte, diese nur lehrte, zum einzigen Kennzeichen seiner echten Schüler machte, sie den unwiderlegbarsten, unverwerflichsten, wunderbarsten Zeugen und Gefährten seines heiligsten Lebens zu lehren befohlen, in ihre zuvor ununterrichtete, nie geführte Feder mit verzehrender Feuerkraft selbst angab, seine hohe Gesandtschaft immer auf die einleuchtendste, auffallendste, untrüglichste Weise durch die größten Thaten beurkundete; diesem erhabnen Gottesgesandten sollte eine stolze, eigenmächtige Vernunft, ohne den sie nicht wäre, an dessen Licht sie sogar das ihrige anzünden mußte, um heller zu sehen, und nun glaubt, sie habe es durch sich selbst, und nicht empfangen, diese will, mit Pharisäer- und Schriftgelehrten unbiegsamem Starrsinn und frevelnder Eigenweisheit, ihm gleichsam ins Antlitz und laut, daß es Jedermann hört und sieht, in Worten und Thaten sagen: „Ich glaube dir nicht!“

Und wem willst du nicht glauben? Besinne dich wohl und sey wahre Vernunft. Es ist der Herr, der da spricht; höre und erwäge:

„Wenn ich die Werke meines Vaters nicht thue, „so glaubet mir nicht; thu ich sie aber, und ihr „wollt mir nicht glauben, so glaubet den Werken,

„damit ihr erkennet und glaubet, daß der Vater in „mir ist und ich im Vater."

Nun, rede Vernunft, kann ein Mensch so sprechen, muß es nicht ein Gott in Menschengestalt seyn? Sind nicht diese Worte allein, ausschließlich, inhaltschwer? Nur die Worte, von Gott gesprochen, verdienen so genannt, und von dir, Vernunft, die Alles aufs genauste wägen und messen will, in die gewichtige Wagschale der Ewigkeit gelegt zu werden. Warum legst du gerade das Wichtigste, Wesentlichste, als etwas Unbedeutendes, gleichsam als falsche Münze, bei Seite, und nimmst deine Wage, um deine leichten Flaumfedern als etwas Inhaltschweres zu wägen? Du sprichst:

Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
Und würd' er in Ketten geboren;
Laßt euch nicht irren des Pöbels Geschrei,
Nicht den Mißbrauch rasender Thoren.
Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menschen erzittert nicht.

Unbedingt, unbeschränkt frei ist nur Gott allein. Der Mensch ist es nicht, kann es nie seyn. Daher sprach der Allweise, Alliebende: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sey, ich will ihm eine Gehilfin geben." Die Schwachheit des Menschen, das Bedürfniß, sind die große allumfassende Kette, die Menschen an Menschen fesselt; Jeder muß sich an den Andern anlehnen, der Eine von dem Andern abhangen, und will er sich losmachen und ganz frei seyn, so sinkt er nieder und liegt hilflos da.

Man gehe die große Leiter der Alter, Fähigkeiten, Kräfte, Beschäftigungen, Zustände, Verhältnisse und der möglichen Ereignisse Sprosse für Sprosse durch, wer wird, kann da noch so geradezu sagen: „Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei?“ Er ist zwar frei, zu denken, zu wollen, zu thun, was er will; doch überschreitet er die Schranken seiner Natur und Bedürfnisse, der Gesetze und Ordnung der Dinge, will das Auge Ohr, der Fuß Haupt, der Arm Mund, der Magen Hand seyn, so muß er es büßen. Warum liegt in der Übertretung der Natur und ihrer einmal festgesetzten Einrichtung, ohne Jemandes Zuthun, schon die Strafe? Der Mensch ist ja frei, und würd' er in Ketten geboren! Widerlegt die Natur nicht selbst ganz laut dies unbedingte Frei?

Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menschen erzittert nicht.

Heißt dies nicht vielmehr: „Vor dem freigewordnen Bösewicht erzittert nicht?“ Wird ein solcher nicht eher schlimmer? Muß man vor ihm nicht, mehr als je, Thor und Riegel schließen? Kommen nicht die meisten, wenige ausgenommen, welche zur Strafe ihrer Vergehungen in öffentliche Zucht- und Besserungsanstalten eingeschlossen waren, viel verdorbner heraus? Wird nicht oft gerade durch aufmunternde Beispiele und Reden verworfner Mitgenossen Geistes- und Herzensverwilderung angelegt, oder vermehrt und vollendet? Kann man selbst den in Ketten Gebornen anders, als in diesem Zustande der Rohheit sich denken? Wird nicht jeder gleichsam Rache üben, daß sie ihrer

Freiheit beraubt waren? Wie werden und können sie ihre so lange aus Zwang zurückgehaltnen Gedanken und Vorsätze anders ausführen, als durch zügelloses Befriedigen ihrer vermeinten Bedürfnisse und der rohesten Sinnlichkeit? Wird nicht ihr ganzes Sinnen und Thun List, Betrug, Gewalt und Rauben seyn? Werden sie nicht wie wilde, unbändige Rosse jeder Beschränkung spotten?

O wäre der Mensch ganz frei; ginge immer nur dieses Wort von Munde zu Munde; gäbe das Herz von diesem allein stets Kunde, hinge Alles von seinem Willen nur ab; o Menschheit, Menschheit, was wärest du dann! — Eine Räuber- und Mörderhorde, ja eine unübersehbare Heerde wilder Thiere. Wer müßte vor dem freien Menschen nicht zittern? Wäre der Mensch ganz frei, warum die vielen besondern und allgemeinen, kleinen und großen Menschenverbindungen, Familien, Bürgerschaften und Völker? Warum nicht die stets willkührliche, ungehinderte, sichere Einmischung und Anreihung an dieselben? Warum der Unterschied zwischen Einheimischen und Fremden? Warum Erziehung, Bildung, Gesetze, Gerechtigkeitspflege, Stände- und Rangordnung? Warum kann nicht Einer wie der Andere jeden Wunsch sogleich erfüllen, sich zu Fuße, zu Pferde oder fahrend hinbegeben, wohin ihn gelüstet; der Arme plötzlich reich, der Niedrige angesehen, der Gelehrte ein Künstler, der Künstler ein Gelehrter, der Bettler ein Fürst, kurz Alles werden, was er will, er ist ja frei?

Selbst der physisch Freieste ist nicht frei. Wo sind die unter den Menschenkindern, die mit Wahrheit,

ohne sich selbst zu täuschen, sagen können: „Wir liegen nicht in den Fesseln der Eigenliebe, der Selbstsucht, des Eigendünkels, der Ehrsucht, des Hochmuths, der Gewinnsucht, des Eigennutzes, der Sinnlichkeit, unserer Triebe, Neigungen und Leidenschaften, wir haben uns von uns selbst losgerissen?" Wo ist Einer, der dies sagen kann? Sind wir nicht alle ewige Knechte unsers vielgeliebten Ich? Muß nicht Jeder bekennen: „Ich sehe noch ein anderes Gesetz in meinen „Gliedern, das dem Gesetze meines Geistes wider„spricht, und mich dem Gesetze der Sünde in meinen „Gliedern unterjocht." Ferner: „Ich weiß auch, „daß in mir, in meinem Fleische, das Gute nicht „wohnt. Das Wollen hab ich wohl, aber das Voll„bringen nicht. Wenn ich das Gute auch will, so „thu ich es doch nicht, sondern ich thu das Böse, „das ich nicht will. — Der Geist ist willig, aber „das Fleisch ist schwach."

Wer wird, wer kann uns von diesem Todesleibe, von dieser immerwährenden, drückenden Herrschaft des Leibes, und von der schmählichen Knechtschaft des Geistes befreien? Die Vernunft? Ach! vermag denn ein schwaches, kraftloses Kind ein unbändiges Roß zum Gehorsam zu bringen?

Von diesem Leibesjoche zu befreien, vermag Gottes Gnade allein, durch Jesum Christum, unsern Herrn, der da sagt: „Ohne mich könnt ihr „nichts thun. Wenn ihr in meiner Rede bleibet, „so werdet ihr wahrhaft meine Jünger seyn, und ihr „werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahr„heit wird euch frei machen. Ein Jeder, der eine „Sünde thut, der ist ein Knecht der Sünde. Wenn

„euch nun der Sohn frei machen wird, so werdet „ihr wahrhaft frei seyn. Ich bin der Weg, die „Wahrheit und das Leben."

Dessen Geist nun diesen Weg geht, diese Wahrheit sucht, nach diesem Leben trachtet, der allein löst sich allmählig von den Banden der Blindheit, die so viel Großes hienieden findet; von den thörichten Lüsten, die immer nach so schnell vorübergehendem Genusse schmachten; von seinem Selbst, das er immer so zärtlich, wie in weichen Ammearmen, umherträgt; von seinem philosophischen Geisteshochmuthe, der keine andere Weisheit anerkennt, als seine eigene. —

Warum sind aber selbst unter denen, die immer mit Freiheit, als dem höchsten Gute des Menschen, prahlen, nur sie im Munde führen, nach ihr nur schreien und sich sehnen, die wenigsten, die nach jener einzig wahren und nothwendigen Freiheit verlangen? Der Unterdrücker will unterdrücken, der Unterdrückte will nicht leiden. Der Stolz leitet sie Beide. Keiner will sich selbst entsagen. Jener dünkt sich zum Gebieten, Mißhandeln; Dieser zum Jochabschütteln berechtigt. Nur äussere, nicht innere Freiheit sucht Jeder. Doch je mehr der Mensch von jener besitzt, desto weniger besitzt er von dieser. Darum ist wahre Tugend auch so selten.

Und die Tugend, sie ist kein leerer Schall,
Der Mensch kann sie üben im Leben,
Und sollt er auch straucheln überall,
Er kann nach der göttlichen streben.
Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth.

Tugend! Was ist sie? Eine aus der Erkenntniß des Guten entsprungene, zur herrschenden Neigung gewordene Liebe zum Guten, und eine stets gleiche Fertigkeit, dieses zu üben, weil es gut ist. Dies muß erworben werden, es ist nicht angeboren. Der Geist muß sich immer mehr zu größerer Einsicht des wahren Werths der Dinge emporheben, dieses allem Andern allein vorziehen, und so den Willen fest bestimmen, nie etwas Anders zu wählen, als das Gute und Edle, müßte es auch mit Blut errungen werden. Geist und Herz müssen, gleich unzertrennbaren Freunden, deren Liebe nur in der immer steigenden Veredlung Eines des Andern gegründet ist, und nur durch diese immer mehr zunimmt und sich erhält, stets gleich thätig und unnachlassend an der Vervollkommnung des Einen und des Andern arbeiten, um mit vereinten Kräften immer jeden Feind zu besiegen.

Tugend ist Kampf und Sieg; je stärker und blutiger jener, desto verdienst- und ruhmvoller dieser. So wie der Kriegsheld Kenntniß, Muth, Gewandtheit, Behendigkeit, Gegenwart des Geistes und vorzügliche Wachsamkeit besitzen, und sich lange in vielen, wiederholten Versuchen üben muß, um ein großer Held zu werden; eben so muß die Tugend dasselbe besitzen und thun. Sie muß gelernt, geübt, zum höchsten Ziele des Wirkens und der Glückseligkeit gemacht werden; das „kenne dich selbst" muß das immerwährende, vorzüglichste Geschäft und Sinnen des nach Tugend Ringenden seyn, damit die Schlacken der Eigenliebe und Selbstsucht weder Gesinnung noch That verunreinigen. Diese beiden Hauptfeinde, die er beständig im Busen trägt, diese so schlauen, listigen, ver-

führenden, mächtigen Schmeichler, die nur darauf bedacht sind, das Feuer der Begehrlichkeit zu wecken und immer mehr anzufachen; diese so starken Feinde muß er vorzüglich sorgsam bewachen, ausforschen und ihre Kräfte zu lähmen suchen, damit die schlauen Verräther ihn nicht in die Hände seiner übrigen Feinde liefern.

Wo sind aber die, welche einer solchen Seelengröße fähig sind? Wo die Sokrate, die allein durch die Kraft der Vernunft zu Tugendhelden geworden sind? Warum wurde nicht durch ihn Griechenlands Welt zur Tugendwelt, und seine Feinde durch die Macht seiner Tugend zu ihren und seinen Freunden umgeschaffen? — Warum vermochte selbst die aufgeklärteste Vernunft aller Weisen zu jeder Zeit es nicht, sich selbst ohne Flecken und Runzeln zu erhalten, noch weniger das kleinste Völkchen im reinen Gewande der Tugend darzustellen? — Warum liegt mehrentheils ihr höchster Reiz, ihre größte, einzige Schönheit nur in ihrer Beschreibung? — Warum ist sie noch immer als etwas Seltenes, Ungewöhnliches, ein Gegenstand der Verwunderung? — Warum darf und kann man sie nicht, selbst unter den Aufgeklärtesten, Helldenkendsten, und oft gerade da am wenigsten, als etwas Alltägliches und Gewöhnliches ansehen? — Warum wird sie nicht von jedem Einzelnen, wie von Allen, als das nothwendigste, wesentlichste, unentbehrlichste Haus- Familien- und Staatsbedürfniß, als das stärkste, kräftigste Mittel, die Gesundheit, Ruhe und Zufriedenheit der Seele zu erhalten und zu befestigen, sich zu eigen gemacht? — Warum dringt die Vernunft nicht immer und vor Allem mit Macht darauf,

daß Jeder nach nichts so sehr trachte, als dieses höchsten und kostbarsten Kleinods habhaft zu werden, und in seinem Besitze allein sich glücklich schätze? — Warum sind die mehrsten nur mit den von der Natur hie und da ausgestreuten kleinen Brosamen des Guten zufrieden, und stellen sich in Gedanken mit großer Selbstgefälligkeit in die Reihe der Tugendreichen? — Warum ist sie so oft die täuschende Frucht der Bequemlichkeit oder Weichlichkeit, der körperlichen Beschaffenheit oder Laune, der Furcht zu verlieren oder Hoffnung zu gewinnen, der Sucht zu gefallen und sich beliebt zu machen, und so andere, größere Vortheile herbeizuziehen, mithin nur darauf bedacht, mehr zu scheinen, als wirklich zu seyn? — Warum duldet die Vernunft den großen Unfug des Herzens? Kann ihr freundlich lächelnder Beifall diesem nicht genügen, und es zu den größten Anstrengungen und Opfern mächtig anfeuern? Ist Bewußtsein, immer edel gehandelt zu haben, innere Ruhe und Zufriedenheit, nicht der schönste Lohn, den die Vernunft der Tugend geben kann?

Aber wie karg und mager, wie kalt und trocken, wie unzuverläßig und unbestimmt! Nein, dieser Lohn genügt dem Herzen nicht, kann ihm nicht genügen. Es verlangt keine leere, todte Ruhe; es will Wärme, Thätigkeit, Theilnahme, es will fühlen. Anhänglichkeit, Anschmiegen an einen Gegenstand thut ihm noth, sonst ist ihm Tugend ein leerer Schall; kurz es muß lieben. Und was vermag nicht ein liebendes Herz? Welchen Beschwerlichkeiten unterzieht es sich nicht ohne Bedenken? Wie erhebt es sich über die unüberwindlichsten Schwierigkeiten? Wie eilt es über jeden noch

so rauhen, dornvollen Pfad, um zum so sehnlich gewünschten Ziele zu kommen! Und sollte es noch so oft die blutige Bahn durchlaufen, mit Freude würde es diese wieder beginnen, möchte die kalte, bedächtliche Vernunft auch tausendmal dem feurig Liebenden sagen: „Bleibe!“ Er wird immer erwiedern: „Du denkst, ich aber liebe.“ — Und wer kennt nicht die Macht der Liebe?

Darum sollte auch diese feurige Bewegung der Seele die einzige und reinste Quelle der kleinsten wie der höchsten Tugenden und Gott allein Anfang und Ende derselben seyn. Und da sich die Menschen von Gott kein Bild machen, ohne Vorstellung eines solchen aber nicht innig genug lieben können, so nahm er auch deswegen die Gestalt eines Menschen an, damit sie ihn, ohne ihn gesehen zu haben, als Gottmenschen versinnlicht vergegenwärtigen, sehen, hören, gleichsam betasten, und ihm Leiden, Freuden und Zuneigung als ihrem besten Vater und Freunde mittheilen mögen. Weder Denker noch Nichtdenker, weder Gelehrter noch Ungelehrter, weder Armer noch Reicher, weder Unangesehener noch Angesehener soll von dem Zutritt zu ihm ausgeschlossen seyn. Nur Kinder, keine Weisen durch sich selbst, will er haben, Kinder, die den Vater über Alles, aus ganzer Seele, aus ganzem Gemüthe, aus allen Kräften, und den Nächsten wie sich selbst lieben, und so in der höchsten Tugend, ohne tiefes Nachsinnen über das Was, Warum und Wie, alle Tugenden aus Gehorsam und Liebe üben.

Willst du also, o Mensch, zum unwandelbaren Besitze der höchsten Tugend und Glückseligkeit gelangen, so liebe Den, der dich zuerst geliebt hat. Dann

wirst du Gnade um Gnade von ihm empfangen, und jeder Tugend fähig werden. Du darfst dich nicht erst mit Nachdenken quälen und deine Pflichten mit anstrengender Mühe suchen und ungewiß, zweifelnd wählen. Nur lieben sollst du und du wirst wieder geliebt von Dem, der da sagt:

„So mich Jemand liebt, der wird meine Rede „bewahren. Und wer meine Gebothe hat und sie be„wahrt, der ist es, der mich liebt. Und mein Vater „wird ihn lieben und wir werden zu ihm kommen „und bey ihm Wohnung nehmen.“—

Seine Gebote wissen, annehmen, halten und Ihn über Alles lieben, dies ist der Inbegriff, ja der Körper und Geist der Tugend. Sie ist nichts als Liebe, die nur im ewigen Vater und Sohne und Beider Geist, der sie weckt und entflammt, ohne den sie nicht wäre, nicht seyn könnte, lebt und webt. Nur sie bildet die wahren, großen Tugendhelden, die mit der blutigen Kreuzesfahne aus dem harten Kampfe siegreich zurück kommen und vollendet da stehen. Sie allein erwärmt, durchglüht das Herz, daß es sich fähig und kraftvoll fühlt, jedem herannahenden Feinde mit unerschütterlichem Muthe entgegenzugehen, ja sich selbst zuerst zu besiegen und so die geheimsten, wie die offenbarsten edelsten Thaten zu üben. Diese Liebe vernünftelt, grübelt, witzelt, frägelt, besinnet sich nicht; sie weiß des Vaters Wille, dies ist ihr genug; schnell eilt sie zu thun und zu lassen, was dem Vater wohlgefällt. Sie weiß und fühlt, was Er schon für den Menschen gethan hat und immer noch thut; daß er ihm Alles zu danken hat; daß es strafbarer Frevel wäre, gegen den Willen des Vaters zu han-

deln, eine anerkannte Pflicht nicht zu thun, oder sie träg, verdrossen oder nur halb zu thun; nichts Gutes zu thun, wenn man Etwas thun könnte; ein kleineres Gute zu thun, wenn man ein größeres thun könnte; ein kleineres Gute nicht zu thun aus unwilligem Stolze, weil man ein größeres nicht thun kann; das zu thun, was man jetzt nicht, oder überall nicht thun sollte; was man thut, nicht aus Glauben, nicht mit völliger Ueberzeugung und Gewißheit, nicht aus ungezwungenem, reinem Herzenstriebe, nicht mit erlaubten, guten Mitteln, nicht zu Gottehrendem Zwecke zu thun, das heißt: zu sündigen.

Sie weiß und fühlt, daß es eine nie zu verzeihende Empörung gegen den Vater wäre: zu wissen und zu erkennen, daß Licht Licht ist, und es dennoch Finsterniß zu nennen; daß die Befehle, Anordnungen, Einrichtungen des Vaters gut und weise sind, und sie dennoch für albern, hart und grausam auszugeben; zu wissen und zu erkennen, daß Er unerforschliche Geheimnisse hat und haben muß, und sie dennoch zu verachten, zu schmähen und zu verspotten.

Ihr wird es immer unbegreiflich seyn und bleiben, daß es je Menschen gab und noch gibt, die den nun geoffenbarten und so guten Vater und so liebevollen, großen Sohn so frevelhaft verleugnen, mißkennen und lästern konnten und können: denn sie weiß und fühlt es aus so vielen Erfahrungen, daß Gott der einzige, wahre Vater, der Mächtigste, Weiseste, Liebvollste, all sein Thun unerforschlich, unbegreiflich ist; daß er kein Gott seyn könnte, wäre nicht in ihm und ausser

ihm Alles Wunder und Geheimniß; sie fühlt sich groß und frohlockt, einen solchen Vater, den nur die Offenbarung, die Vernunft aber nie geben konnte, zu haben; sie neigt sich schweigend und demüthig im Staube vor dem Wunderbaren, fällt nieder und betet an. Sie weiß, sie fühlt es, daß Natur und Offenbarung sein Werk sind; daß er bey der Einen, wie der Andern sprach: „Es werde Licht!“ und es ward Licht; daß diese neue, moralische Schöpfung noch größere Geheimnisse in sich verbergen muß, als die ältere physische; so wie der Geist des Menschen geheimnißvoller ist als seine zerbrechliche Hütte: daß jene nicht glauben, leugnen, verwerfen eben so viel ist, als diesen nicht glauben, leugnen, verwerfen: daß dies nur ein Thor thun könnte, der den Verstand verloren hat und sich unter die starken Geister mischen und als ein großer Denker gelten will: daß es Vermessenheit, Frevel wäre, des großen Vaters, Gottes Gedanken mit unsern Gedanken, seine Wege mit unsern Wegen abmessen zu wollen. Sie spricht mit innigster Freude über die Größe ihres Vaters:

„Wer vermag die Tiefen seiner Allmacht, Weisheit und Liebe zu ergründen? Wer kann bestimmen, „was, wie viel und wie er Alles zu thun vermag? „Wer mißt in hohler Hand die Wasser, mißt aus „die Himmel mit einer Pfanne, hebt auf mit drei „Fingern die Last der Erde, wägt in einer Wage Gebirge und Hügel in Wagschalen? Wer lenkt den „Geist des Herrn? Wer ist sein Rathgeber?

Diese Liebe ist es, deren Auge, wenn sie in den Tempel der Schöpfung tritt, den Schöpfer sieht, deren Ohr ihn im Donner, der rollt, oder im lispeln-

den Bache vernimmt; deren Herz mit heiligen Schauer und Ehrfurcht Gottes Allgegenwart erfüllt und in diesem Gefühle ausruft: „Rund um mich her ist Alles Allmacht, Wunder Alles! Mit tiefer Ehrfurcht schau ich die Schöpfung an, denn du, Namenloser, du schufest sie!“

Besteigt sie Golgathas Hügel und tritt sie in das Allerheiligste, wo die neue Schöpfung des Menschen begann und vollendet wurde durch das Blut des ewigen Bundes, wo selbst ein heilig Grauen Engel befällt, wenn sie gelüstet zu durchschauen, daß der, der in des Vaters Schoße ruhte, für Sünder blute; da sieht ihr Auge mit zurückschreckendem Grausen der Sünde ungeheure Größe, den hohen Werth der unsterblichen Seele, die unverletzbare Heiligkeit und die unendliche Liebe Dessen, der sie zum zweitenmal schuf; es hört ihr Ohr in den Worten: „Es ist vollbracht“ den Todesruf des strengen Richters und ewigen Hassers der Sünde. Mit heiligem Schauer und Ehrfurcht und tiefer Anbetung erfüllt ihr Herz der Anblick des großen Blutaltars und der zur Linken und Rechten offenen Abgründe der Gerechtigkeit oder der Liebe, des Fluches oder des Segens; sie fühlt es tief, daß durch dieses Blutopfer, wird es verschmäht, jede Sünde zur Riesengröße aufwächst, daß, um an den Wohlthaten desselben Theil zu haben, die gänzliche Umstaltung des Menschen höchst nothwendig, ja unerläßlich ist; daß der Vater nur mit dem Reuevollen, in dem Blute seines eingebornen Sohnes gewaschen, sich aussöhnen kann, nie aber mit den ewigen Sündern, die mit Hohn und Spott bis zum letzten Hauche des Lebens dieses heilige Blut mit Füssen treten; sie fühlt es tief,

daß, wäre es gleichviel, ob ein Versöhner anerkannt, in ihm oder ohne ihn gelebt würde, Jeder noch wandeln dürfte, wie er wollte, der undenkbare Aufwand der unendlichen Liebe eitel Verschwendung und Gottes Weisheit zur Thorheit geworden wäre; sie fühlt es tief, daß sie jetzt mehr als je Alles aufbieten muß, diese geheimnißvolle, sich selbst zum Opfer dargegebene Liebe, mit den kleinen Schärflein ihrer Liebe, wären sie auch in den Augen der Menschen noch so erstaunenswerth, in tiefster Demuth zu erwiedern und so dereinst sich würdig zu machen, zu sehen, was kein Auge noch sah, kein Ohr noch hörte, in keines Menschen Herz noch kam, was Gott denen, die ihn lieben, bereitet hat. —

Diese Liebe macht alsdann jede Tugend zu jeder Zeit freundlich und mild; sie kennt keinen finstern Ernst, kein trauriges Entsagen: sie ist geduldig, gutmüthig, nicht eifersüchtig, nicht muthwillig, nicht aufgeblasen, nicht ehrsüchtig, sucht nicht eigenen Vortheil, läßt sich nicht erbittern, denkt nichts Arges, hat keine Freude an Schalkheit, wohl aber freut sie sich der Aufrichtigkeit; sie erträgt Alles, glaubt Alles, hofft Alles, duldet Alles. Ihren Muth zu stärken, ihre Kraft immer von neuem zu beleben, gedenkt sie öfters der großen Schaar des Gottversöhners, die auch Menschen waren und ihn dennoch, ohne allen irdischen Vortheil, mit ihrem Blute und dahingegebenen Leben freudig bekannten.

Sie denkt, was ist all mein Thun und Leiden mit diesen verglichen?

Sie wurden gegeisselt,
Zerfleischt noch mehr von Spott,
Von Schmach, und littens gern,
Um Jesu, ihren Gott.

Wenn das Gefängniß sie
Die Kette gnug gepeinigt;
So wurden sie zerhackt,
Zerstochen und gesteinigt;
So würgte sie das Schwert.
Zum Tode gingen sie,
Von jeder Plag' umringt,
Von jedes Elends Müh.

Verscheucht in Wüsteneyen',
Auf Berg', in tiefe Klüfte.
Sie, derer diese Welt
Nicht würdig war, in Grüfte
Voll Graun's verscheucht, entflohn
Sie kurze Zeit der Wuth
Der Peiniger: denn bald
Trank doch das Schwert ihr Blut.

Da so viel Märtyrer
Uns rings umstrahlen,
So werfen wir von uns
Der Sünde Last und Qualen,
Der Sünde, die uns ganz,
Den Geist, das Herz umringt,
Bis uns, zur Kron am Ziel
Der große Lauf gelingt.

(Klopstocks geistliche Lieder, die Nachfolge.)

Und wie Viele folgten diesen nach! Ich soll nur leben und lieben Den, der für mich sich opferte; nicht leben und kämpfen und leiden und sterben wie Jene. Und ich sollte dies nicht können? Ja, doch nur durch Den, der mich stärkt, ohne den ich nichts vermag. So denkt, so spricht diese Liebe.

Endlich ist sie es allein, die redlich liebende Gatten, würdige Väter und Mütter, folgsame Kinder, treue Untergebene, edle Bürger, gerechte Beamte, für das Wohl des Einzelnen wie des Ganzen sorgende Staatsdiener, Wahrheit- und Gerechtigkeit liebende Fürsten und anhängliche treue Unterthanen bildet; kurz sie allein macht den Menschen zum Menschen, zum Menschen göttlichen Geschlechtes; durch sie allein würde die Menschheit nur Eine liebende Familie und Gott allein der Vater derselben. Da wäre die Tugend nie ein leerer Schall, da würde der Mensch sie üben im Leben und nach derselben streben, sollt' er auch straucheln überall, der Vater würde ihn wieder aufrichten und stärken, und unter seinen Augen würde, was kein Verstand der Verständigen sieht, in Einfalt üben ein kindlich Gemüth.

Einfalt, Kindersinn, kindliche Liebe zu Gott, die einzige, reine Quelle der wahren Tugend, kann die Vernunft niemals geben, sie bleiben ewig ein leerer Schall, entseelte Worte. Nur Der, von dem gesagt ist:

„Er kam in sein Eigenthum und die Seinigen „nahmen ihn nicht auf. So Viele ihn aber aufge„nommen haben, denen Allen gab er die Macht, „Kinder Gottes zu werden, darin, daß sie an seinen „Namen glauben. Und nicht aus dem Blute, noch

„aus dem Willen des Fleisches, noch aus dem Wil„len des Mannes, sondern aus Gott geboren sind.“ Dieser allein gibt Einfalt und ein kindlich Gemüth, und was kein Verstand der Verständigen sieht, und keine Vernunft je gefunden hätte: daß Gott Vater der Menschen ist und sie seine Kinder seyn sollen. Seitdem sich Gott selbst dem Menschen so geoffenbart, und, was in keines Menschen Herz je gekommen wäre, ein in die Ewigkeit reichendes Familienband der Liebe zwischen Ihm und ihnen geknüpft hat; ist es da, wo das klare Licht der Offenbarung so herrlich stralt, nicht höchst befremdend und äußerst auffallend, ja muß man nicht, gleich Kleophas, dem Jünger von Emaus, fragen: „Bist du allein so fremd in Jerusalem — in unsrer Offenbarungswelt — und weißt nicht, was in diesen Tagen darin geschehen ist? daß du jetzt erst, als lägen wir Alle noch in der tiefsten Finsterniß, sprichst:

Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menschliche wanke,
Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchste Gedanke,
Und ob Alles in ewigem Wechsel kreis't,
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist.

Die drei Worte bewahret euch, inhaltschwer,
Sie pflanzet von Munde zu Munde,
Und stammen sie gleich nicht von außen her,
Euer Innres gibt davon Kunde,
Dem Menschen ist nimmer sein Werth geraubt,
Wenn er noch an die drei Worte glaubt.

Spricht die Vernunft der Weisen jetzt noch immer: Und ein Gott ist. Ist es nicht, als wäre Gott unter ihr und sie über ihn erhaben? Ist es nicht, als sagte sie: „Ich habe Alles genau durchsucht, durchforscht, entfaltet und endlich gefunden: Es ist ein Gott! Ich bestätige es und thu' es Jedermann kund?“ Heißt es nicht so viel, als habe sie ihn endlich auch aus Gnade angenommen? Und doch ist es jetzt nichts anders und nichts weiter, als sagte sie: „Es ist ein Himmel, eine Erde; es gibt Menschen, Thiere und Vögel. Welches Kind sieht und weiß dies nicht? Wer wird an diesem zweifeln? Nur ein Thor, der den Verstand verloren, oder ein Bösewicht, der zum Thoren machen will.

Und ist Anerkennung des Daseyns Gottes schon hinreichend, daß dem Menschen sein Werth nimmer geraubt wird? Wer von einem Beherrscher entfernter Länder gehört hat und an sein Daseyn glaubt, übrigens aber ihn weder kennen zu lernen, noch seine Gesetze zu befolgen, oder Umgang mit ihm zu pflegen, in seinem Lande als Bürger aufgenommen zu werden und blos in diesem zu leben und zu sterben wünscht und sich alle Mühe gibt, nur dahin zu kommen und einer der würdigsten Unterthanen desselben zu seyn; kann der Glaube an das Daseyn eines solchen, immer fremd bleibenden Mächtigen, allein schon dem Menschen einen Werth geben? Wird und kann er bey diesem Glauben nicht denken und thun, was er will? Ist es für ihn nicht, als wäre ein solcher Beherrscher gar nicht vorhanden? Was ist der blose Glaube: Und ein Gott ist, anders? Wie ungehindert kann ein solcher Mensch mit diesem geist- und seelenlosen,

inhaltleeren Glauben in dem weiten Felde der Lüste sich herumtummeln! Wie ohne alle Furcht und Scheu kann er Alles genießen, wenn er diesen Gott als einen ruhigen Geist sich denkt, der ganz gelassen und gleichgültig zusieht, was hienieden durch die Menschen geschieht!

Doch ist Ruhe, Unthätigkeit in Gott je denkbar? Legte er nur Einen Augenblick — menschlich zu reden — die Hände in den Schooß, stünde nicht der Puls der ganzen Schöpfung still? Fiel sie nicht plötzlich in ihr Nichts zurück? Ist und lebt und webt nicht Alles in ihm und durch ihn? Hebt nicht schon der Begriff des Wortes „Geist“ das Wort „ruhig“ auf? Wo Geist ist, muß Leben, Kraft, Thätigkeit und Wirken seyn, wie vielmehr im höchsten Geiste, ohne den kein anderer wäre. Darum sprach auch Der, der allein ihn kannte: „Mein Vater wirket bis jetzt, und ich wirke auch.“

Ein heiliger Wille lebt. Von einem heiligen Willen Gottes kann die Vernunft durch sich selbst nie etwas wissen und angeben. Worte und Begriffe, so eingeschränkt sie diese auch nimmt, hat sie von der Offenbarung entlehnt; und doch wähnt sie, dieselben seyen ihr Eigenthum. Von den ersten Worten an „Ihr sollt nicht essen,“ sprach Gott seinen heiligen Willen selbst, dann durch die heiligen Seher und zuletzt am stärksten und unabänderlich durch Den aus:

„Der von Gott ausgegangen ist, der ihn gesehen, „der eingeborne Sohn, der in des Vaters Schooße ist. „Dieser hat ihn verkündigt.“ Er spricht: „Ich bin „vom Himmel herabgestiegen, nicht um meinen Wil-

„len zu thun, sondern den Willen Dessen, der mich „gesandt hat. Dies ist aber der Wille des Vaters, „der mich gesandt hat, daß ich nichts von allem dem „verliere, was er mir gegeben hat, sondern daß ich „es am jüngsten Tage erwecke. — Dieses aber ist der „Wille meines Vaters, der mich gesandt hat, daß ein „Jeder, der den Sohn sieht und an ihn glaubt, „das ewige Leben habe, und ich werde ihn am jüng„sten Tage erwecken. —

„Darin aber besteht das ewige Leben, daß sie „dich, den alleinigen wahren Gott und den du gesandt „hast, Jesum Christum erkennen. — Ich bin das Licht „der Welt; wer mir nachfolgt, der wandelt nicht in „der Finsterniß, sondern er wird das Licht des Le„bens haben."

Dies allein ist der heilige Wille Gottes. Nur durch Jesum Christum, seinen eingebornen Sohn sollen die Menschen den alleinig- wahren Gott kennen lernen; nur durch Diesen will er jetzt angebetet und verehrt werden, nicht durch die kalte, beschränkte und dennoch so übermüthige Vernunft, die ihn so mühsam aus sich selbst herausgräbt, höchstens nur Brosamen von Erkenntniß seiner Eigenschaften vorweisen kann und demungeachtet sich jetzt noch brüstet, als hätte sie allein ihn gefunden.

Gott sah es, welchen Unfug die so hoch gepriesene, alleinherrschende Vernunft mit ihrem Sinnen und Grübeln und Aufsuchen seines Wesens trieb; er sah, wie sie ihn verunstalteten, ganz unkenntlich, unwürdig in sinnlichen Bildern darstellten, wie selbst die Weisesten sich mühten, den Umriß von Ihm zu finden und dennoch nicht fanden; wie sie sein Thun bald so, bald

anders in ihrem kleinen, geschlossenen, geheimnißvollen Zirkel ausmaßen, erklärten und bestimmten; er sah, wie sie von einer Irre in die andere, von einem Dunkel wieder in tiefere Nacht versanken; er sah, daß die Menge in dem schwarzen Schatten des Todes saß und nur die Gestalt des Menschen, nicht aber sein Ebenbild an sich trug; darum erbarmte Er sich des Menschengeschlechts und sandte seinen eingebornen Sohn, damit Alle durch Diesen wieder neu geboren würden und erkennen möchten, was sie sind und was sie seyn können und werden, und was Er im ganzen, unermeßlichen, undenkbaren Umfange seiner Gottheit, vorzüglich aber, man möchte beynahe sagen, in seinem häuslichen, vertraulichen Kreise der um ihn versammelten Kinder ist.

Er will jetzt nicht mehr als bloser Vernunftgott, dem sich die Menschen nicht nahen, den sie mit ihren Gedanken, so hoch sie auch fliegen, nicht erreichen können, nur ein Gegenstand der Forschung und des Scharfsinns einer kleinen Anzahl von Weisen und nur von diesen als Frucht ihrer Anstrengung angesehen und anerkannt seyn: Nein, Er will, daß alle Menschen Ihn nur durch und in seinem vielgeliebten Sohne, diesem einzigen und ausschließlichen Lehrer der Wahrheit, als dreieinigen Gott und Vater erkennen, lieben und anbethen. Und zwar im Geiste, der nur Ihn mit Freude denkt; dem jeder Erdengedanke zu klein ist, um ihn mit Lust zu denken; der, voll Demuth, nur Weisheit von Ihm erfleht und erwartet und seine eigene für Thorheit hält: In der Wahrheit, daß das Herz nur Ihn suche, nur nach Ihm sich sehne, jede Empfindung Ihm nur weihe, in

dieser Liebe zu Ihm jede unbedeutende Handlung durch den Hinblick auf Ihn stets heilige und so zu seinem Kinde werde.

Darum erscholl die mächtige Stimme vom Himmel: „Dieser ist mein vielgeliebter Sohn, Den sollt ihr hören.“ Keinen Andern, nur meinen Sohn: Nicht die Weisen der Erde, nicht die hochtrabende Vernunft, nicht den widerspenstigen, eigenmächtigen Sinn, nicht das verdorbene, immer aufrührische Herz, meinen vielgeliebten Sohn, Den allein sollt ihr hören.

Ich hab' es ihm aufgetragen, euch meinen Willen kund zu thun, seine Worte sind meine, nicht seine Worte; Er weiß meine geheimsten Geheimnisse; Er kennt mich, wie ich Ihn kenne; Er war von Ewigkeit in Mir und Ich in Ihm, wir sind Eins. Wer Ihn verachtet, verwirft: verachtet, verwirft Mich; wer in Worten und Thaten gegen Ihn ist, ist gegen Mich; wer, er sey übrigens noch so gut und tugendhaft, Ihn nicht annimmt und nicht nach Seinem, sondern nach eigenem Sinne wandelt, der kann nicht zu Mir kommen; nur die, die Ihn und in Ihm Mich lieben, diese kommen zu mir. Darum hab' Ich Ihm auch das Gericht übergeben. Dann wird Er Alle, die Ihn verwarfen, auch verwerfen und sagen: Hinweg von mir, ich kenne euch nicht! Ihr möget nun den Worten meines Sohnes glauben, sie annehmen, belachen, verspotten, für nichts als Mährchen halten oder nicht, es geschieht, was geschieht, was Ich beschlossen. Ehe werden Himmel und Erde vergehen, bis nur ein Jota von Seinen Worten vergeht. Wer diesen meinen Sohn jetzt nicht hört und hören will,

der wird es dereinst erfahren, was es heißt, im Sohn den Vater verachten.

Dies ist der Inhalt des „Den sollt ihr hören." Merk auf, o Mensch! Gott, der Ewige sprach das „Sollt ihr." Und du, weiser dich dünkende Vernunft, solltest frech dich unterwinden zu erwiedern: Mich will ich zuvor fragen und hören: „Ob ein Gott mit vernehmlicher Stimme zu den Menschen sprechen und einen Sohn als Menschen zu ihnen senden kann? Sagt meine Vernunft — sie muß es sagen — nein, so hör' ich diesen vermeinten Sohn nicht. Nur einen Gott, wie sie mir ihn angibt, den will und kann ich glauben." — Ist dies nicht die Sprache vieler Weisen der Erde und aller Pfleger der Lüste und Sinnlichkeit?

„Aber der Freund des Bräutigams, der da steht „und ihn hört, der freut sich herzlich über die Stim„me des Bräutigams; seine Freude ist erfüllt." Er weiß, daß der vom Himmel gekommen, über Alle ist, und wer von der Erde kommt, von der Erde ist und nur von der Erde redet. Er spricht: Er muß wachsen in mir, sein Licht, sein Geist immer mehr in mir zunehmen, und die stolze Eigenmacht, der unbiegsame Eigendünkel meiner Vernunft, die immer von Eigenliebe hoch aufgeschwollen ist, diese müssen abnehmen.

„Es gibt ausser Ihm kein Heil; kein anderer „Name unter dem Himmel ist für uns Menschen ge„geben, durch den wir selig werden sollen, als Je„sus Christus, Der, ob er gleich in der Gestalt „Gottes war, es dennoch für keinen Raub hielt, Gott „gleich zu seyn, sondern sich selbst erniedrigte, die Ge„stalt eines Knechtes annahm und ganz gleich den

„Menschen, und in seinen Geberden, wie jeder an„dere Mensch, erfunden ward, sich selbst erniedrigte „und gehorsam war bis zum Tode und zwar bis zum „Tode am Kreuze.

„Darum hat ihn Gott auch erhöht und ihm einen „Namen über alle Namen gegeben, damit alle Knie „im Himmel und auf Erden und unter der Erde sich „beugen vor dem Namen Jesu und alle Zungen be„kennen, daß Jesus Christus der Herr sey zur Ver„herrlichung Gottes des Vaters."

Dies ist der heilige Wille Gottes, der weder aus dem Blute, noch aus dem Willen der Vernunft, noch aus dem Willen der tiefdenkendsten Weisen unserer, wie der vergangenen Zeiten, ausgesprochen werden konnte, sondern von Gott, von Gott ausgesprochen werden mußte.

Zweifle an Allem, o Mensch! zweifle am Licht der Sonne, zweifle an deinem, an aller Menschen Daseyn, an Allem, was dich umgibt, nur an diesem so oft ausgesprochenen heiligen Willen nicht; du zweifelst dich in dein Verderben, es trägt den Namen: quälende Ewigkeit, weil dein Zweifeln Empörung des Herzens gegen ihn ist. Wo Gott spricht, soll und kann und darf der Mensch nicht zweifeln. Er und sein Wort ist die Wahrheit.

Doch hüte dich vor dem blosen Glauben. Ist der Geist und die Seele desselben nicht Liebe zu Gott und den Menschen, und ungeheuchelte Demuth, worauf er ruht; so ist er ein todter Leichnam, dessen Verwesung pestartige Dünste verbreitet, das ist: unter heiligem Mantel Sünde auf Sünde häuft, und Andere dazu reizt.

„Könntest du die Sprachen aller Menschen und „Engel reden, hättest aber diese Liebe nicht; so wä„rest du nichts als tönendes Erz oder eine klingende „Schelle. Hättest du die Weissagungsgabe, verstün„dest du alle Geheimnisse, wüßtest du Alles, hättest „du den stärksten Glauben, könntest du durch ihn „Berge versetzen; wärest aber ohne diese Liebe, so „wärest du nichts. Gäbest du all dein Gut zu Spei„sung der Armen hin, opfertest selbst deinen Leib, so „daß du dich verbrennen ließest; hättest aber diese „Liebe nicht, so wärest du nichts.“

Hat die Vernunft je so gesprochen? Konnte sie je so sprechen? Wo sind die Völker der Vorzeit, deren Geistes- und Herzensfinsterniß sie mit einem solchen Lichte beleuchtete; dieselben mit der Erkenntniß eines solchen ewigen Willens erfüllte? — Wo sind die Menschen, vom Beginn der Offenbarungszeiten bis itzt, die in diesem Lichte wandelten, diesen ewigen Willen erfüllten, nicht sagen müßten: Unser Wandel ist im Himmel, nicht auf Erden, wir sind jetzt schon ganz glückselig.

Was wäre jetzt noch die Welt, was würde sie immer seyn und bleiben, beleuchtete das kleine, schwache Lampenlicht der Vernunft noch jetzt ihren kleinen, schmalen Kreis, und wäre Der, durch den alle Dinge gemacht worden und ohne welchen nichts gemacht ist, was da gemacht worden, nicht in die Welt gekommen, hätte er mit seinem Lichte sie nicht beleuchtet, und sich zuletzt für sie zum Rettungsopfer dahin gegeben?

Und diesen Gott, der hienieden erschienen; diesen heiligen Willen will eine hochtrabende, in sich selbst verliebte Menschenweisheit bald gleichgültig, bald

verachtend, bald höhnisch, bald beschimpfend umgehen, und mit der dämmernden Leuchte der Vernunft die ganze Lebensbahn bis an das Ziel mit furchtloser Zuversicht durchlaufen; nur den Gott annehmen, den sie dafür erkannt, nur die von ihr aus demselben geleiteten Pflichten, und nur so viele, als ihr bequem und nicht lästig sind, beobachten?

Doch, ist der Mensch nicht frei geschaffen, frei zu denken, zu glauben, was er will? Steht es nicht in seiner Willkühr, so oder anders zu denken? Wer kann ihm Überzeugung aufdringen? Niemand! Doch wie bei Jedem, wenn die Sonne ihre heissen Stralen verbreitet, sich die Überzeugung von selbst aufdringt, daß sie am Himmel leuchtet, eben so die Offenbarung, diese Sonne der Wahrheit und Liebe, die nun überall leuchtet, deren Licht und Wärme nur die Bosheit leugnen, doch nicht vertilgen kann. Darum sagt auch das Wort, das im Anfange war und Gott war, das Licht, das in der Finsterniß leuchtet und die Finsternisse nicht begriffen haben:

„Wenn ich nicht gekommen wäre, und zu ihnen „nicht geredet hätte, so würden sie ohne Sünde seyn; „jetzt aber können sie sich wegen ihrer Sünde nicht „entschuldigen. — Wer mich hasset, hasset auch mei„nen Vater. Wenn ich bei ihnen keine Werke ge„than hätte, die kein Anderer that, so hätten sie „keine Sünde. Nun aber haben sie es gesehen, „und dennoch hassen sie mich und meinen Vater."

Zu denen aber, welche diese Werke nicht sahen, sagt er: „Selig sind die, die nicht gesehen, und „doch geglaubt haben."

Falle nieder auf die Knie, stolze Vernunft, und

bete an, gebückt in dem Staube. Bekenne laut, daß Jesus Christus der Herr sey, zur Verherrlichung des Vaters. Der Herr hat gesprochen, du sollst dich beugen vor Ihm. Warum verstummst du so oft und beugst dich in Demuth, wenn ein Großer der Erde spricht? Ist Er weniger groß und mächtig? Hast du weniger von Ihm zu hoffen oder zu fürchten? Sieh, Ihm unbedingt zu huldigen könnt Er plötzlich dich zwingen; doch Er will es dir überlassen, Ihm das Opfer deiner Unterwerfung zu bringen; Er will es sogar als Verdienst dir anrechnen; dieses zu erwerben reicht Er dir liebreich die Hand; zu Ihm will Er dich erheben, nur in Seinem Lichte sollst du mit Freude wandeln, damit das deine um so heller leuchte, in der Wahrheit und Liebe.

Und diesen liebevollen Gott willst und kannst du, Vernunft, verschmähen, verwerfen? Warum? Was hat er denn an sich, das dir so sehr zuwider ist? Etwa, weil er verachtet war, wie Keiner verachtet war, und nicht hatte, wo er sein Haupt hinlegen konnte? Ach, du sollst glauben, und du willst sehen; du sollst dich erniedrigen, und du willst dich erheben; du sollst gehorchen, und du willst gebieten; du sollst dereinst erkennen, und du willst jetzt schon Alles wie zergliedert durchschauen, entfalten. Du kannst nicht begreifen, daß Gott Mensch geworden ist, und alle mit ihm verbundenen und von ihm ausgegangenen Wunder und Geheimnisse wirklich sind. Kannst du aber begreifen, wie ein Mensch geworden, ein Geist, eine Seele in ihn gekommen, was seine Denkkraft, sein Begehrungsvermögen ist? Kannst du begreifen und erklären, worin der Grundstoff aller

Naturerscheinungen und sichtbaren Dinge besteht? "Liegt nicht schon in dem Worte „Gott," in diesem kleinen Tropfen von Wort, der ganze unermeßliche, undenkbare Ocean aller körperlichen, geistigen, sittlichen, sichtbaren und unsichtbaren Wunder und Geheimnisse, wie der Kern im Apfel? — Kann er nur einen Augenblick anders denkbar seyn? Und dem Gottgesandten, dem Gottmenschen, der da sagte: „Eh Abraham war, war ich. Ich und der Vater sind Eins." Diesem will die Vernunft, gleich den Kriegsknechten, die ihm bei der Geißlung die Kleider abnahmen, das Gewand der Gottheit und Wunder und Geheimnisse abnehmen, und, wie Pilatus, allem Volke zurufen: „Seht da den Menschen! Nichts, als ein Mensch, ein weiser Mann ist er! Haben wir mehr Verbindlichkeit gegen ihn, als gegen einen Sokrates?"

Doch dies ist nicht die Sprache einer reinen, lautern Vernunft, die nach der höchsten Wahrheit nur strebt; es ist das verdorbene Herz, das aus ihr spricht. Dieses will keiner Eigenliebe, keinem Eigendünkel, keinem Stolze, keiner Selbstbewunderung und Selbstgenügsamkeit entsagen; es will frei, ungehindert seinen Trieben und Leidenschaften folgen. Die bestochene Vernunft sagt ihm: „Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei; es ist zwar ein Gott, aber ein ruhiger Geist." Das Herz sagt dagegen: „Du bist reich an Geist; dein Licht verscheucht jeden finstern Ernst, jedes traurige Entsagen, dein Dienst ist allein der wahre Wonnedienst." Und so wird Vernunft und Herz nur Eine Seele. Die Schlange verführt die Eva, Eva den Adam, und alle Drei werden Eins.

Wo ist aber die hochgepriesene Herrscherin, die Vernunft, wenn sie dem Herzen unterthan seyn muß? Wer wird und kann sie von diesem schmählichen Joche befreien? Niemand, als der von ihr Verschmähte, der da sagt: „Ohne mich könnt ihr nichts thun. „Bittet, so wird euch gegeben; suchet, und ihr wer„det finden; klopfet an, und es wird euch aufgethan „werden." —

Zu Ihm, zu Ihm also, wer wahre, reine Vernunft, immerwährende Herrschaft in Freuden und Leiden, in allen Verhältnissen des Lebens, über sich selbst haben, jetzt und dereinst glückselig seyn will! Zu wem sollten wir gehen? Er hat allein Worte des ewigen Lebens. Wer zu Ihm kommt, den wird Er — wie Er selbst sagt — nicht verstoßen. Er spricht: „Niemand kommt „zum Vater, als durch mich. Ich bin der Weg, „die Wahrheit und das Leben."

Die höchste Weisheit der Weisesten der Erde, die je waren und sind und seyn werden, in drei Worte verschmolzen, was wären sie gegen diese? Verfliegender Staub. Sie allein sind die echten Worte des Glaubens und inhaltschwer. Sie tragen Gott, den Dreieinigen, Ewigkeit und Gericht, Fluch und Segen, Tod und Leben in sich.

Wäge sie, Vernunft, und du mußt — willst du nicht ganz verstockt seyn — du mußt es finden, daß nur ihr Gewicht die Wichtigkeit deines Daseins, den hohen Werth deiner Seele, deine Größe und deine Niedrigkeit angeben kann, daß nur auf diesem Wege die Freiheit des Geistes erworben, in dieser Wahrheit die reine Tugend erzogen, und in diesem heiligen Leben allein wahre Erkenntniß Gottes erlangt

werden kann. Diese drei Gottesworte allein erhellen das finstere Thal des Lebens und des Todes; ohne diese blieb ewige Nacht im Leben, wie im Tode.

Und du hohe, und doch höchst erbarmenswerthe Vernunft der Weisen, du willst nur deinem von dir angezündeten schwachen Lampenlichte folgen, deinen von dir gefundenen Weg dahin wandeln, nur das, was du erdacht, für Wahrheit, und das Leben, das du verbreitest, für echtes Leben ausgeben. Bist du nicht die frevelhafteste Empörerin?

Können die drei Worte des Glaubens: Freiheit, Tugend, selbst Gott, wie er hier steht, je inhaltschwer genannt werden? Können sie Geistesfreiheit geben, zur Tugend das Herz entflammen, zu Gott erheben? Wird nicht vielmehr das erste Wort jedem andern vorgezogen und nur dieses ausgeübt werden? Wird sich nicht hie und da männliche und weibliche Jugend höchlich erfreuen, ihren Lieblingswunsch, Freiheit, zu einem Glaubensworte erhoben zu finden? Wird nicht durch dies Zauberwort „Freiheit" Tugend und Gott, wie leichter Flugsand, aus Herz und Sinn verwehen? Geben nicht die Dichtungen: „Resignation, Männerwürde" u. dergl. das größte Beispiel davon? Sind diese drei Worte nicht wahre hohle, trockne Hülsen, worin weder Geist noch Herz wahrzunehmen ist? Wo ist nur das geringste warme Gefühl, wo nur der geringste Schwung, wo nur Eine Sylbe, die es verriethe, daß die Muse, von Tugend und Gott durchdrungen, diese in die Seele des Menschen gleichsam hineinsingen und sie damit durchglühen möchte? Welch schöne Gelegenheit, die beiden so wichtigen Worte, und durch sie das:

„Nur Eins ist noth," die Liebe zu ihnen, mit flammendem, heiligem Eifer in ihrer höchsten Würde darzustellen und ans Herz zu legen! Wie leer lassen diese Worte des Glaubens, ja wie betrübt machen sie jedes höher fühlende Herz! Es eilet zu dem, der sich geschämt hätte, solche drei magere, nichts bedeutende Worte zu denken, noch weniger auszusprechen, oder gar die Freiheit als ein besonderes Glaubenswort anzupreisen. Er kannte nur Gott, wie ihn sein Gesalbter lehrte; er wußte, daß in der Liebe zu diesem allein Freiheit und Tugend liegen, darum besang er sie nie als besondere Glaubensworte; er hätte sich geschämt, es für höchsten Frevel gehalten, den Göttern, der Thierheit und Vernichtung ein Loblied zu singen, und diese Leichname von Dichtung mit dem Mantel des Glaubens an Tugend und Gott zu verdecken; er hätte sich geschämt, sich selbst verachtet, seinen Geist zu schändlichen, niedrigen, Menschen und Gott entehrenden Dingen herzugeben, und sich dann dennoch wieder in das Gewand der Tugend zu hüllen; er hätte sich geschämt, sich selbst verachtet, im vollen Gotteslichte der vom Himmel gekommenen Wahrheit zu wandeln, und dennoch, als leuchtete diese Sonne nicht, keine Sylbe von ihr zu erwähnen, und nur in den düstern Behausungen der Vernunft Gott aufzusuchen und als gefunden ihn im magersten Umrisse darzustellen; er hätte sich geschämt, sich selbst verachtet, es für einen begangenen Raub an der reinen Vernunft, an der Unsterblichkeit der Seele, an dem Geheimniß der Geheimnisse, an dem vergossenen, heiligsten Blute des großen Gottversöhners gehalten, nicht laut zu singen und zu bekennen:

Der Herr ist Gott! Ist Gott!
Der Herr ist Gott!
Den uns die Sterbliche gebar,
Der Gottmensch ist, wird seyn und war!
Gott ist des Menschen Sohn!
Du starbst den Mittlertod,
Du Liebe! Mensch und Gott!

Wer ist, der dieses sang? Wer anders, als der große Messiassänger, dessen heilige Muse in Gott lebte und webte! Berührte sie nur den Saum des Wortes „Gott," so ward dies kleine Wort plötzlich zum brennenden Dornbusch, und sie stand mitten im heiligen Feuer, und ihr Herz entbrannte vom Lobe des Herrn. Wollte sie auch kurze Zeit schweigen, so konnte sie's nicht; plötzlich ergriff sie die Harfe wieder, und ergoß durch alle Saiten derselben ihr himmelvolles Gefühl in die für dieses empfängliche Seelen. Was hier folgt, mag, wie so oft, es beweisen.

Die Glückseligkeit Aller.

Ich legte meine Hand auf den Mund, und schwieg
Vor Gott.
Jetzt nehm ich meine Harfe wieder aus dem Staub auf,
Und lasse vor Gott, vor Gott sie erschallen!

Wenn dem Tage der Garben zu reifen
Gesät ist meine Saat;
Wenn gepflanzet ist im Himmel meine Seele,
Zu wachsen zur Ceder Gottes;

Wenn ich erkenne,
Wie ich erkennet werde!
Schwing dich über diese Höhe, mein Flug, empor!
Wenn ich liebe, wie ich geliebet werde!

Von Gott geliebet! . . . . .
Anbetung, Anbetung! . . . . von Gott!
Ach dann! Allein wie vermag ich es hier
Nur fern zu empfinden!

Was ist es in mir, daß ich so endlich bin,
Und dennoch weniger endlich zu seyn
Dürste mit heißem Durste?
Das ist es in mir: Einst werd' ich weniger endlich seyn.

Wie herrlich sind, Gott, von mir Deine Gedanken!
Wie zahllos sind sie! Wollt' ich sie zählen;
Ach, ihrer würde mehr, wie des Sandes am Meere seyn!
Einer von ihnen ist: Einst bin ich weniger endlich!

O Hoffnung, Hoffnung, dem Himmel nah,
Vorschmack der künftigen Welt!
Hier schon hebst du meine Seele
Über ihrer jetzigen Endlichkeit Schranken!

Du Durst, du heisses Verlangen meines müden Herzens!
Mein Herr und mein Gott!
Preisen, preisen will ich Deinen herrlichen Namen!
Lobsingen, lobsingen Deinem herrlichen Namen!

Wann begann Er? Und wo ist Er?
Der, wie Gott, würdig meiner Liebe sey?
Die Ewigkeiten, die Welten all herunter
Ist Keiner!

Quell des Heils! Ewiger Quell des ewigen Heils!
Welcher Entwurf von Seligkeiten
Für Alle, welche nicht fielen!
Und für Alle, die fielen!

Tausendarmiger Strom, der herab durch das große Labyrinth strömt!
Reicher Geber der Seligkeiten!
Sie gebähren Seligkeiten;
Einst gebiert das Elend auch!

Pfeiler, auf dem einst Freuden ohne Zahl ruhn,
Du stehst auf der Erd', o Elend!
Und reichest bis in den Himmel,
Auch um dich strömet der ewige Strom!

Gott, Du bist Vater der Wesen,
Nicht nur, daß sie wären;
Du bist es, daß sie auf ewig
Glückselig wären!

Welche Reihen ohn Ende! Wenn meine reifere Seele
Jahrtausende noch gewachsen wird seyn,
Wie wenig werd' ich von euch,
Ihr Mitgeschaffnen, kennen!

Schaaren Gottes! Ihr Mitanbeter!
Ach, wenn dereinst auch ich
Neben euern Kronen
Eine Krone niederlegte!

Gott, mein Vater! . . . .
Aber darf ich noch länger mich unterwinden
Mit Dir zu reden?
Der ich Erde bin?

Vergib, vergib, o Vater!
Dem künftgen Todten
Seine Sünden, seine Wünsche,
Seinen Lobgesang!

Wesen der Wesen!
Du warst von Ewigkeit!
Das vermag ich nicht zu denken!
In diesen Fluten versink ich!

Wesen der Wesen! Du bist!
Ach, Wonne! Du bist!
Was wär ich,
Wenn Du nicht wärst!

Du wirst seyn!
Auch ich werde durch Dich seyn,
O Du der Geister Geist!
Wesen der Wesen!

Erster! Ein ganz Anderer,
Als die Geister alle!
Obgleich sie der wunderbare Schatten
Deiner Herrlichkeit sind.

Warum, da allein Du Dir genug warst, o Erster, schufst Du?
Zahllosen Schaaren Seliger
Wolltest Du der unerschöpfliche Quell
Ihrer Seligkeit seyn.

Wurdest Du seliger dadurch, daß Du Seligkeit gabst?
Eine der äussersten Schranken des Endlichen ist hier.
Schwindeln kann ich an diesem Hange des Abgrunds,
Aber nichts in seinen Tiefen sehn.

Heilige Nacht, an der ich stehe,
Vielleicht sinket
Nach Jahrtausenden
Dein geheimnißverhüllender Vorhang.

Vielleicht schafft Gott Erkenntniß in mir,
Die meine Kraft, und was sie entflammt,
Wie viel es auch ist und wie groß,
Die ganze Schöpfung mir nicht geben kann.

Du mein künftiges Seyn, wie jauchz' ich dir entgegen!
Wie fühl' ich es in mir, wie klein ich bin!
Aber wie fühl' ich es auch,
Wie groß ich werde seyn!

O du, die steigt zu dem Himmel hinauf,
Hoffnung, gegeben von Gott!
Ein kurzer, schneller, geflügelter Augenblick,
Er heisset Tod! Dann werd' ich es seyn!

Von diesem Nun an, schwing' ich mich
Selbst über die höchste der Hoffnungen auf!
Denn selig sind von diesem Nun an
Die Todten, die dem Herrn entschlafen.

Er ist der Sünde Lohn, der Augenblick, der Tod heißt,
Aber seine gefürchtete Nacht
Zeigt auch heller das himmlische Licht,
Welches dicht hinter ihr stralt.

Laß den fliegenden Augenblick,
Du, der mit ihm in das wahre Leben führt,
In einer Stunde Deiner Gnaden,
Herr des Lebens, mich tödten!

Er komm in sanfteren Säuseln,
Oder mit Donnertritte,
Laß nur in einer Stunde Deiner Gnaden
Ihn zu der Auferstehung mich aussä'n.

Welch ein Anschaun, welcher Triumph wird es meiner Seele seyn,
Wenn sie mit Einem Blicke nur auf der Erde noch weilt,
Mit diesem Einen zu sehn,
Daß ihre Saat gesät wird.

Welcher Gedank' ist der
Dem, der ihn zu denken vermag,
Welcher höherer Triumphgedanke:
Jesus Christus ist auch gestorben, ist auch begraben!

Man wäge nun die Inhaltschwere dieser und der drei Glaubensworte, wo liegt das Gewicht? Wo ist Salbung und Geist? Wer fühlt, wer muß nicht fühlen, welche Wärme sich hier im Herzen verbreitet, wie hoch es sich erhebt?! Und dort, wie kalt es bleibt, wie wenig Reiz und Trieb für Tugend und Gott dieses empfindet, empfinden muß!

Bei dieser heiligen Muse heißt es allein: „Hier ist gut wohnen, hier laßt uns Hütten bauen!"

Abschied vom Leser.

Schriftsteller! Welch bedeutender, inhaltschwerer Name! Miterzieher der Mit- und Nachwelt! Welch ein hoher, schöner, und doch so gefährlicher Beruf! Ihr löset und bindet, verfinstert und erhellet, erniedriget und erhöhet, schwächt und stärket, tödtet und belebt, reisset nieder und bauet auf, reiniget und verunreiniget, bildet und verbildet, kurz in eurer Hand liegt Tod und Leben der ewigen Seele, Wohl und Weh der Einzelnen, wie ganzer Völker. Eure Feder wird entweder zum zweischneidigen Schwerte, oder zum ewig grünenden Palmzweige. Mit Furcht und Zittern solltet ihr immer dies schwache und kleine, und dennoch zuweilen göttliche und menschliche Gesetze aus allen Angeln hebende Rohr ergreifen, und bevor ihr es mit euern Gedanken tränkt, auf Den hinblicken, der Gedanken und Worte aufs Genauste wägt, aufzeichnet, und dereinst die strengste Rechnung darüber hält.

Doch, leitet euch nicht Ehrfurcht vor Gott, Ewigkeit und vor unsterblichen, nicht mit Gold und Silber, mit dem theuersten Blute eines Gottmenschen wieder erkaufte Seelen, Liebe zur Wahrheit und Tugend im Sinne Dessen, der allein sie vom Himmel brachte;

folgt ihr nur dem Geiste eurer stolzen Weisheit; hört ihr nur die Stimme dieses eures Abgottes; glaubt ihr, nur dieser spreche Wahrheit und beglücke die Welt; spottet ihr noch des großen, in Wolken des Schreckens und der Liebe verhüllten Gesetzgebers auf Sinai und Tabor, der da sprach: „Ich bin der Herr, dein Gott!“ — Und: „Dies ist mein vielgeliebter Sohn, Den sollt ihr hören!“ — dann, dann seyd ihr furchtbar. Wehe dem, der in eure Hände fällt!

Was ist aber mehr zu fürchten, als die honigsüße Sprache der Schmeichelei? Wo wird diese am meisten gesprochen? Ist es nicht in bezaubernden Dichtungen? Wo wird der Verstand durch blendenden Schimmer mehr gefangen genommen? Wo das Herz durch lockenden Wonnegenuß mehr beschlichen? Wo wird mehr nach jedem Worte gelauscht, mit mehr Begierde jedes derselben aufgefaßt, mit Entzücken tief in Gedächtniß und Herz geprägt, und die darin enthaltenen Grundsätze des Schöngeistes zum Leitfaden des Lebens gemacht?

Wie behutsam und vorsichtig sollte demnach ein vielvermögender Geist in der Wahl, wie in der Ausführung der Gegenstände seyn! Und war er es nicht, und wollte doch Abschied vom Leser nehmen, wie genau und sorgsam und streng sollte er Alles prüfen, was seine Muse früher oder später sang; alles Unedle, Doppelsinnige, Anstößige, Verderbliche, Verwerfliche vernichten, es mit edlern Dichtungen ersetzen, und so ein ganz neues Werk schaffen, ja alle Auswüchse seiner unbesonnenen, frechen und zügellosen Phantasie selbst als solche brandmarken, verwerfen und davor warnen!

Wenn er aber Unkraut und Weizen stehen läßt, sie nicht schneidet und sondert, den Weizen in die Scheune thut und das Unkraut verbrennt; wenn er selbst sagt: „Er trage kein Bedenken, sich öffentlich „auf einmal in der Gestalt darzustellen, in welcher „er nach und nach schon erschienen sey. Er freue „sich, daß ihm das Vergangene vorüber sey, und in „so fern er sie überwunden habe, möge er auch seine „Schwächen nicht bereuen." Muß man nicht daraus schließen, daß er später nicht anders dachte, als früher? Muß man nicht höchlich staunen über das dreiste Hervortreten, über die unerhörte Anmaßung und blinde Zuversicht und hohe Selbstgefälligkeit der nach der Verdienstkrone so voreilig greifenden Muse, da sie spricht:

Die Muse schweigt, mit jungfräulichen Wangen,
Erröthen im verschämten Angesicht,
Tritt sie vor dich, ihr Urtheil zu empfangen,
Sie achtet es, doch fürchtet sie es nicht.

Die schamlose Männerwürde, die schmutzige Fantasie an Laura, die sittenlose Reminiscenz, zeigen diese auch jungfräuliche Wangen, Erröthen im verschämten Angesicht der tugendreichen Muse, die die drei Worte des Glaubens sang?

Des Guten Beifall wünscht sie zu erlangen,
Den Wahrheit rührt, den Flimmer nicht besticht,
Nur wem ein Herz, empfänglich für das Schöne,
Im Busen schlägt, ist werth, daß er sie kröne.

Liegt denn rührende Wahrheit, verdient das Schöne gekrönt zu werden in den Worten:

Genieße, wer nicht glauben kann,
Wer glauben kann, entbehre.

Du hast gehofft, dein Lohn ist abgetragen;
Dein Glaube war dein zugewognes Glück!

(Resignation.)

Ist denn rührende Wahrheit in den Worten:

In der Traube goldnem Blut
Trinken Sanftmuth Kannibalen,
Die Verzweiflung Heldenmuth?

(Freude.)

Wo ist die rührende Wahrheit in den Worten:

Was wird als Schönheit hier empfunden,
Wird einst als Wahrheit uns entgegen gehn.

Die ihrem keuschen Dienste leben,
Versucht kein niedrer Trieb, bleicht kein Geschick;
Wie unter heilige Gewalt gegeben,
Empfangen sie das reine Geisterleben,
Der Freiheit süßes Recht zurück?

(Die Künstler.)

Ist rührende Wahrheit in den Worten:

So rafft von jeder eiteln Bürde,
Wenn des Gesanges Ruf erschallt,
Der Mensch sich auf zur Geisterwürde,
Und tritt in heilige Gewalt,
Den hohen Göttern ist er eigen;
Ihm darf nichts Irdisches sich nahn,
Und jede andre Macht muß schweigen,
Und kein Verhängniß fällt ihn an.
Es schwinden jedes Kummers Falten,
So lang des Liedes Zauber walten?

(Macht des Gesanges.)

Liegt rührende Wahrheit in den Worten:

Ausgestorben trauert das Gefilde,
Keine Gottheit zeigt sich meinem Blick?

(Götter Griechenlands.)

Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menschen erzittert nicht?

(Worte des Glaubens.)

Kann da der Gute, ja selbst der Gutmüthigste — wollten sie auch aus Nachsicht — Beifall geben? Wo wollten sie, mit aller Anstrengung, nur das geringste Schöne finden? Und doch will die Muse gekrönt seyn!

Nicht länger wollen diese Lieder leben,
Als bis ihr Klang ein fühlend Herz erfreut,
Mit schönern Fantasien es umgeben,
Zu höheren Gefühlen es geweiht;
Zur fernen Nachwelt wollen sie nicht schweben,
Sie tönten, sie verhallen in der Zeit.
Des Augenblickes Lust hat sie geboren,
Sie fliehen fort im leichten Tanz der Horen.

Die bisher geprüften Lieder, ist es möglich, daß je ihr Klang ein für das Edle und Wahre und Schöne empfängliche, fühlende Herz erfreue, mit schönen Fantasien umgebe, und zu hohen Gefühlen weihe? Wie konnte nur bei diesen der Wunsch ohne Erröthen im verschämten Angesichte sich äußern? Muß man nicht wünschen, daß diese nie der Leier der Muse entklungen wären?

Der Lenz erwacht. Auf den erwärmten Triften
Schießt frohes Leben jugendlich hervor.
Die Staude würzt die Luft mit Nektardüften,
Den Himmel füllt ein muntrer Sängerchor,
Und Jung und Alt ergeht sich in den Lüften,
Und freuet sich, und schwelgt mit Aug und Ohr.
Der Lenz entflieht! Die Blume schießt in Samen,
Und keine bleibt von allen, welche kamen.

Ja, der Sinnlichkeit Trieb erwacht durch diese Lieder. In dem erwärmten jugendlichen Herzen schießt

die Begierde wild hervor. Das Beispiel freudetrunkner Mitgenossen würzt den Wonnegenuß der Freiheit. Zum Himmel schaut Keiner verlangend empor. Jung und Alt ergibt sich den Lüsten und spricht: „Wer ihnen entsagt, ist ein Thor.“ Indessen entflieht das Leben. Das Beispiel bleibt, es schießt in Samen. Wohin er fällt, erstehen die Thaten wieder, wie sie vorher schon kamen.

Niedergeschriebene, durch den Druck vervielfältigte Worte, vorzüglich die der Sinnlichkeit schmeicheln und zur ungebundenen Freude locken, bleiben auf immer. Sollten sie auch vertilgt werden, so weht ihr Geist durch Mit- und Nachwelt. So gut der, welcher den Pfeil vom Bogen abdrückt, will und weiß, daß er in die weite Ferne fliegt, eben so mußte die Muse wissen, daß ihre Lieder nicht so bald verhallen und ihr Geist wird eingesogen werden. Wozu also die verstellte Bescheidenheit? — Daher ist und bleibt es eine gerechte Klage, daß die Muse sogar vor dem Abschiede vom Leser nicht zur Selbsterkenntniß kam und wähnte, sie sey berechtigt, Gaben zu geben, welche sie wolle, sie werden dennoch mit Entzücken angenommen und bewundert, wär es auch nur wegen des glänzenden Gefäßes, in welchem sie liegen. Den Reinen sey Alles rein. — So mußte die Muse denken, sonst konnte sie unmöglich so furchtlos Abschied vom Leser nehmen. Und welche Anmaßung zugleich in dem Wunsche, gekrönt zu werden! Wofür? Für Lieder, Balladen und Räthsel u. dergl. diesen Brosamen von Dichtung! — O wie ragt auch wieder hier der große

Messiassänger hervor! Er beschenkte die Welt mit einem ganzen, vollständigen, großen und höchst schwierigen Werke. Seine heilige Muse nahm, nach der Vollendung desselben, auch Abschied. Aber von wem? Von dem Erlöser, der die Sionitin vom Beginn ihrer Laufbahn bis ans Ziel derselben führte. Welch ganz andern Ton stimmte sie an! Heisse Thränen des innigsten Dankes, der tiefsten Demuth, himmlischer Entzückung entquollen ihren Augen und flossen die Harfe herab, die sie mit dem letzten Federzuge plötzlich ergriff und also erschallen ließ:

An den Erlöser.

Ich hofft' es zu Dir! Und ich habe gesungen,
Versöhner Gottes, von Dir das heilige Lied.
Durchlaufen bin ich die furchtbare Laufbahn,
Und Du hast mir mein Straucheln verziehn!

Beginn den ersten Harfenlaut,
Heisser, geflügelter, ewiger Dank!
Beginn, beginn, mir strömet das Herz!
Und ich weine vor Wonne!

Ich fleh' um keinen Lohn, ich bin schon belohnt
Durch Engelfreuden, wenn ich Dich sang!
Der ganzen Seele Bewegung,
Bis hin in die Tiefen ihrer ersten Kraft.

Erschüttrung des Innersten, daß Himmel
Und Erde mir schwanden!
Und flogen die Flüge nicht mehr des Sturms; durch sanftes Gefühl
Das, wie des Lenztags Frühe, Leben säuselte.

Der kennt nicht meinen ganzen Dank,
Dem es da noch dämmert,
Daß, wenn in ihrer vollen Empfindung
Die Seele sich ergeußt, nur stammeln die Sprache kann.

Belohnt bin ich! Belohnt! Ich habe gesehen,
Die Thräne des Christen rinnen,
Und darf hinaus in die Zukunft
Nach der himmlischen Thräne blicken.

Durch Menschenfreuden auch! Umsonst verbürg ich vor Dir
Mein Herz der Ehrbegierde voll.
Dem Jünglinge schlug es laut empor; dem Manne
Hat es stets, gehaltner nur, geschlagen.

Ist etwa ein Lob, ist etwa eine Tugend,
Dem trachtet nach! . . . Die Flamm' erkor ich zur Leiterin mir.
Hoch weht die heilige Flamme voran, und weiset
Dem Ehrbegierigen besseren Pfad.

Sie war es, sie that's, daß die Menschenfreuden
Mit ihrem Zauber mich nicht einschläferten,
Sie weckte mich oft der Wiederkehr
Zu den Engelfreuden!

Sie weckten mich auch, mit lautem, durchdringendem Silberton,
Mit trunkner Erinnrung an die Stunden der Weihe,
Sie selber, sie selber die Engelfreuden,
Mit Harf' und Posaune, mit Donnerruf!

Ich bin an dem Ziel, an dem Ziel! und fühle, wo ich bin,
Es ist in der ganzen Seele Beben! So wird es (ich rede
Menschlich von göttlichen Dingen) uns einst, ihr Brüder, deß
Der starb und erstand, bei der Ankunft im Himmel seyn,

Zu diesem Ziel hinauf hast Du,
Mein Herr und mein Gott!
Bei mehr als Einem Grabe mich
Mit mächtigem Arme vorübergeführt!

Genesung gabst Du mir, gabst Muth und Entschluß
In Gefahren des nahen Todes!
Und sah ich sie etwa die schrecklichen Unbekannten,
Die weichen mußten, weil Du der Schirmende warst?

Sie flohen davon und ich habe gesungen,
Versöhner Gottes, von Dir das heilige Lied!
Durchlaufen bin ich die furchtbare Laufbahn!
Ich hofft' es zu Dir!

Nun kalte, besonnene, **unbestochene** Vernunft, **nimm** die Wage, und wäge genau, nach dem Gewichte der himmelfähigen oder unfähigen unsterblichen

Seele, Gedanken und Worte der einen und andern Muse! Du hast sie gehört, sprich und entscheide!

Welche strebte nur nach dem Unendlichen und ergriff nur das Höchste? — In welcher war nichts tiefer, als ihr Gemüth, aus dem eine Fülle von Leben und Liebe quoll? — Welcher schlug der Busen voll heiliger, reiner Liebe? — Welche sah überall nur Gottheit oder ahnte ihre heilige Nähe? — Welche besaß die Macht des hohen, reinen Gesangs? — Welchem Saitenspiele entklangen die, Gottes und des Menschen würdigsten Töne? — Welcher Gesang verdient von ganzen Schaaren von Zuhörern mit unermüdeter Aufmerksamkeit vernommen, ins Herz tief geprägt, und durch ein, dem ewigen Sohne geweihtes, göttliches Leben gekrönt zu werden? — Welcher Gesang adelt oder entadelt, erhöht oder erniedrigt den Menschen, macht das Leben zum tändelnden Spiel, oder zum Anfange seliger oder unseliger Ewigkeit? — Welcher erhebt jetzt schon den Menschen über sich selbst und trägt ihn auf Adlersschwingen hinüber in das Land der zweiten, höhern Offenbarung? — Welchen Gesang kann die Seele selbst an der Schwelle der Ewigkeit, bei der Trennung von ihrem immerwährenden falschen Freunde, dem Körper, im Hinüberwallen in ihre Gefilde, ja sogar vor dem Throne des Ewigen frohlockend noch singen? — Welche Muse steht in ihrer Glorie da, die, welche von Gott und seinem Gesalbten ihre Harfe erschallen, oder die, welche von Vernichtung, unge-

bundenen Freuden, Thiereslüsten und von Göttern ihre Leier ertönen läßt? — Welche ist größer, die sich nie verleugnet, immer sich gleich bleibt, immer dieselbe, nur Eins ist, sie mag wandeln im Himmel oder auf Erden, oder welche allerlei unkennbare Gestalten annimmt, immer in Zweifel, Ungewißheit und Täuschung läßt, ob sie wirklich dieselbe ist, da sie bald im schönsten, reinsten, bald im häßlichsten, schmuzigsten Gewande erscheint? — Schau hin, Verehrer deiner so hochgepriesenen Wundermuse, die gekrönt zu werden verlangt, und der, die keinen Lohn begehrt, auf beide Wagschalen! Sprich selbst: „Welche muß schwer und tief hinabsinken, und welche muß wie Staub auffliegen? Welche Muse ist der höchsten, dringendsten Empfehlung, welche der Vergessenheit werth? Welcher gebührt Herz und Krone?" —

Entscheide du, o keusche Wahrheitliebe!

Literarische Anzeige.

Bei dem Verleger dieses Werks sind auch noch folgende neue Bücher erschienen, und um beigesetzte Preiße zu haben:

Anhang zu der Schrift: „Blicke auf den Würtemberg'schen Landtag von 1815 bis 1817" zur noch nähern Erläuterung einer Stelle dieser schon wegen ihres Gegenstandes interessanten Schrift. kl. 8. Constantinopel und Buenos-Ayres. 1818. br. 9 kr. oder 3 Ggr.

Anträge des Abgeordneten Waizmann vom Oberamte Ellwangen. Uebergeben in der hohen Stände-Versammlung am 9. März und 4. Mai 1820. 8. Gmünd 1821. br. 15 kr.

Bemerkungen gegen den Bericht der ständischen Commission über die Organisation der höhern Kreis-Kollegien namentlich in Beziehung auf die vier Kreis-Finanzkammern in Württemberg. Von einer Gesellschaft geschäftskundiger Männer. 8. Ellwangen 1821. br. 12 kr. oder 4 Ggr.

Denkblatt für die Landstände in Württemberg, Baiern, Baden u. s. w. Ideen eines protestantischen Gelehrten über das Kirchengut. kl. 8. Gmünd 1821. br. 6 kr. oder 2 Ggr.

Freune, Eusebius, Lehrer und Bischof der Gemeinde zu Lithopadia, Aufruf und Vorschlag zu einer Veränderung des evangelischen Gottesdienstes. 8. Ekklesiopolis 1819. br. 24 kr. oder 6 Ggr.

Unter den vielen Schriften, die seit kurzem erschienen sind, um Vorschläge zur Verbesserung des öffentlichen Cultus der protestantischen Kirche zu machen, ist auch diese, theils durch die Hauptidee, die der Verfasser in derselben ausführt, theils durch die mit derselben verknüpften Betrachtungen und Reflexionen aller Aufmerksamkeit werth. Da

sich in dem evangelischen Gottesdienste die Hauptsache in der Predigt vereinigt, und alles übrige, mit Ausnahme der Verwaltung der Sakramente, nur als Zugabe erscheint, so verwandelt sich derselbe in eine bloße Lehranstalt, und der höhere Zweck, der gemeinschaftlichen Andacht und Erhebung des Herzens zu Gott, geht größtentheils verloren. Um ihn anziehender und erbaulicher zu machen, schlägt der Verfasser vor, daß sich die Gemeinde erst zu Gesang und Gebet versammle, und daß dann eine halbe oder ganze Stunde später die Predigt folge. Es ist also hier von einem besondern Betkultus die Rede, der von dem Unterrichte getrennt werden soll, und über dessen Einrichtung zweckmäßige Vorschläge gemacht werden. Die liturgischen Formulare, die für den besagten Behuf vorgelegt werden, bewähren einen lichten Geist und ein religiöses Gemüth.

Haßler, Dr. Ludwig Anton, ehemaliger Professor, Stadtpfarrer und Dekan, jetzt General-Vikariats-Rath zu Rottenburg am Nekar, Der Wandler unter den Gräbern. Eine Sammlung von tausend Grab- und Inschriften in mehreren Sprachen von allerlei In- und Gehalt. 8. Gmünd 1819. 1 fl. 30 kr. oder 1 Thlr. sächs.

Höck, J. D. A., Statistische Darstellung des Königreichs Wirtemberg nach seinem neuesten Zustande. Eine Tabelle in Regalfolio. Gmünd 1820. 15 kr. oder 4 Ggr.

Pahl, Neue Nationalchronik der Teutschen. Eine politische Zeitschrift. gr. 4. Ellwangen und Gmünd 1820. 5 fl. oder 3 Thlr sächs.

Wird auch in diesem Jahre fortgesetzt.

Sack, der weiße, oder Auszug aus verschiedenen Briefen aus England, Teutschland, Italien, Griechenland, der Barbarei und Aegypten, weche auf den Charakter, die Sitten, das öffentliche und Privatbetragen der unglülichen Königin Karoline von England Bezug haben. Zwey Bändchen. Mit dem Bildnisse der Königinn. 8. Gmünd 1821. 1 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. sächs.

Krui

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Klopstock und Schiller Oder: Kritische Versuche über einige lyrische Gedichte des Letztern, in poetischer und moralischer Hinsicht

Ellwangen 1821

P.o.germ. 739 k
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10112587-4